DIE QUELLEN DES SHAKSPEARE IN NOVELLEN, MÄRCHEN UND SAGEN MIT...



Die Quellen des Shakspeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit sagengeschichtlichen Nachweisungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Neue Ausgabe.

Zweiter Theil.

Bonn
bei Adolf Marcus
1872.

Die

Quellen des Shakspeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit sagengeschichtlichen Nachweisungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Neue Ausgabe.

Zweiter Theil.

Bonn

bei Adolf Marcus

1872.

Inhalt
des zweiten Theils.

X. Zu Viel Lärmens um Nichts.
1. Viel Lärmens um Nichts. Nach Bandello . . . . S. 3
2. Viel Lärmens um Nichts. Zur Sagenvergleichung. . 35

XI. Zu dem Wintermärchen.
1. Das Märchen von Dorastus und Faunia. Nach Robert Greene. 41
2. Das Wintermärchen. Verhältniſs des Schauspiels zum Märchen. 89

XII. und XIII. Zu den beiden Veronesern und Was ihr wollt.
1. Felismene. Nach Montemayor. 95
2. Die Zwillingsgeschwister. Nach Bandello. 123
3. Zur Sagenvergleichung. 154

XIV. Zu Pericles Fürst von Tyrus.
1. Apollonius Fürst von Tyrus. Nach den Gesta Romanorum und dem Volksbuche. 165
2. Pericles Fürst von Tyrus. Zur Sagenvergleichung. . 209

XV. Zu König Lear.
1. König Lear. Nach Holinshed. 217
2. Der Bastard. Nach Sidneys Arcadia. 221
3. König Lear. Zur Sagenvergleichung. 228

XVI. Zu Macbeth.
1. Macbeth. Nach Holinshed. 237
2. Macbeth. Zur Sagenvergleichung. 255

XVII. Zu Wie es euch gefällt.
1. Rosalinde. Nach Thomas Lodge. 263
2. Wie es euch gefällt. Zur Literaturgeschichte. 311
XVIII. und XIX. Zu Lokrine und Cromwell.
1. Lokrine. Nach Galfred von Monmouth und Holinshed. 317
2. Cromwell. Nach Bandello. 324
3. Lokrine und Cromwell. Anmerkung. 334
Der Sturm. 335
Walpurgisnachtstraum u. s. w. 341

X.

Zu

Viel Lärmens um Nichts.

1. Viel Lärmens um Nichts.

Nach Bandello.

Im Jahre unseres Heils 1282 geschah es, daß die Sicilianer, welche die Herschaft der Franzosen nicht länger ertragen zu können glaubten, sie eines Tages zur Vesperzeit alle ermordeten so viel ihrer auf der Insel waren: denn dazu hatten sie sich vorher allenthalben verschworen. Und nicht bloß tödteten sie von der französischen Nation Männer und Weiber, sondern auch alle sicilianische Frauen, welche man von einem Franzosen schwanger meinte, wurden jenes Tages ermordet, und wenn es sich späterhin noch ergab, daß ein Weib von einem Franzosen geschwängert sei, war sie ohne Erbarmen des Todes. Daher entstand der klägliche Name der sicilianischen Vesper. Als König Pedro von Aragonien diese Nachricht vernahm, segelte er sogleich mit der Flotte aus und besetzte die Insel, denn der Pabst Nicolaus III. hatte ihn dazu durch die Behauptung ermuthigt, ihm, als dem Gemahl Constanzens, der Tochter König Manfreds, gebühre das Eigenthum der Insel. König Pedro hielt viele Tage mit königlicher Pracht in Palermo Hof und feierte den Erwerb der Insel durch die glänzendsten Feste. Als er hierauf Kunde erhielt, daß König Karl II., Sohn König Karls I., welcher das Königreich Neapel besaß, mit einer gewaltigen Flotte daher segle, um ihn aus Sicilien zu verjagen, segelte er ihm mit seiner aus Kriegsschiffen und Galeeren bestehenden Flotte entgegen, und als sie zusammenstießen, gab es ein großes blutiges Gefecht, das viele Menschen mit dem Leben entgalten. Doch zuletzt schlug König Pedro die Flotte König Karls und machte ihn selbst zum Gefangenen. Um aber künftig dem Kriegsgeschäfte beßer obliegen zu

können, verlegte er den Aufenthalt der Königin und des Hofs nach Messina, weil diese Stadt Italien gegenüber liegt, und von ihr aus die Ueberfahrt nach Calabrien weniger Zeit erfordert. Hier hielt er alsdann ein königliches Hofgelag, wobei um des erfochtenen Sieges willen Alles voller Freude war und der ganze Tag mit Ritterspielen und Tänzen hingebracht wurde. Ein sehr angesehener Ritter und Edelmann, welchem König Pedro seiner persönlichen Verdienste willen und weil er sich in den letzten Feldzügen überaus tapfer gehalten hatte, im höchsten Grade geneigt war, verliebte sich bei dieser Gelegenheit auf das Heftigste in ein Fräulein, die Tochter des Lionato de' Lionati, eines Edelmanns aus Messina, welche vor allen andern im Lande gebildet, anmuthig und schön heißen mochte; und seine Leidenschaft wuchs bald zu solcher Stärke, daß er ohne ihren süßen Anblick weder leben konnte noch wollte. Der Name des Freiherrn war Timbreo di Cardona; das Fräulein hieß Fenicia. Weil er dem König Pedro von Jugend auf zu Waßer und zu Lande gedient hatte, belohnte er ihn jetzt auf das Reichlichste: außer unzähligen andern Geschenken, welche er erhielt, belieh ihn der König in diesen Tagen mit der Grafschaft Collisano nebst andern Ländereien, so daß sein Einkommen, ohne das Jahrgehalt, das er von dem König bezog, mehr als zwölftausend Dukaten betrug. Timbreo begann nun täglich vor dem Hause der Schönen vorüber zu gehen und den Tag glücklich zu preisen, wo er sie gesehen hatte. Fenicien, die ihrer Jugend ungeachtet klug und scharfsinnig war, entgieng die Ursache seines häufigen Vorübergehens nicht. Man hielt Timbreo für einen der Günstlinge des Königs, und es waren Wenige am Hofe, die für so einflußreich galten als er, weshalb er von Allen geehrt wurde. Da Fenicia hievon gehört hatte, und ihn stäts in der vornehmsten Tracht und an der Spitze einer ansehnlichen Dienerschaft erscheinen sah, und sich überdieß sagen muste, daß er ein sehr schöner und dem Anscheine nach überaus wohlerzogener Jüngling sei, so sah sie ihn auch mit freundlichen Blicken an und grüßte ihn ehrenvoll wieder. Die Leidenschaft des Ritters

wuchs von Tag zu Tage; je öfter er sie sah, desto mächtiger fühlte er die Flamme um sich greifen, und als diese nie gekannte Glut zu solcher Stärke in seinem Herzen gediehen war, daß er vor Liebe zu dem schönen Kinde zu vergehen glaubte, beschloß er jedes Mittel zu ergreifen, das zu ihrem Besitz führen könne. Aber Alles war vergebens, denn so viel Briefe, Boten und Gesandtschaften er ihr auch schickte, so erhielt er doch nie eine andere Antwort als daß sie entschloßen sei, ihr Magdthum ihrem künftigen Gatten unverletzt zu überliefern. Dieß verursachte dem schmachtenden Liebhaber großen Kummer um so mehr als sie sich niemals bewegen ließ, Briefe oder Geschenke von ihm anzunehmen. Da er aber ihren Besitz um jeden Preis erkaufen wollte, und wohl sah, daß bei ihrer Standhaftigkeit kein anderes Mittel sei als sie zum Weibe zu nehmen, so entschloß er sich nach vielen innern Kämpfen doch zuletzt, bei ihrem Vater um sie anhalten zu laßen. Denn obgleich er wuste, daß sie von sehr altem und edelm Geblüte sei, glaubte er doch sich durch diesen Schritt sehr zu erniedrigen; allein die Liebe, welche das Fräulein ihm eingeflößt hatte, wirkte so mächtig, daß er nicht Willens war, sich durch irgend eine Rücksicht länger abhalten zu laßen. Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich zu einem, ihm nah befreundeten messenischen Edelmann, unterrichtete ihn von seiner Absicht und trug ihm auf, mit Messer Lionato deshalb zu unterhandeln. Der Messener gieng und richtete den Auftrag des Ritters gewißenhaft aus. Dem Lionato, der Timbreos Einfluß und Verdienste kannte, war diese Botschaft sehr erfreulich, weshalb er, ohne erst mit Verwandten und Freunden zu Rathe zu gehen, sofort die freundlichste Antwort gab und erklärte, es sei ihm höchst erwünscht, daß der Ritter ihm die Ehre erzeige, seine Schwägerschaft nachzusuchen. Hierauf gieng er nach Hause und unterrichtete Fenicien und ihre Mutter von der dem Timbreo geschehenen Zusage. Diese Nachricht gefiel Fenicien außerordentlich: mit gerührtem Herzen dankte sie Gott, daß er ihre keusche Neigung einem so glorreichen Ziele entgegenführe, und die Heiterkeit ihres Ant-

litzes drückte ihre Zufriedenheit aus. Aber das Glück, das nie vergißt den Freudenstörer zu spielen, hatte bald Mittel gefunden, einer beiden Theilen so erwünschten Heirath Hindernisse entgegen zu stellen. Schon war es in Messina bekannt geworden, daß Signor Timbreo Cardona binnen Kurzem Fenicien, Messer Lionatos Tochter, heirathen werde, welche Nachricht bei den Messenern allgemeinen Beifall fand, indem Lionato als ein Biedermann, der Niemand zu schaden trachtete, sich vielmehr Jedermann nach dem Maß seiner Kräfte hülfreich erwies, in der ganzen Stadt sehr beliebt war, so daß ein Jeder seine Freude über diese Verschwägerung zu erkennen gab. Es lebte aber in Messina noch ein anderer junger Edelmann von vornehmer Abkunft, Namens Girondo Olerio Valenziano, der sich auch in den letzten Feldzügen durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan hatte, und dessen Aufwand und Freigebigkeit am Hofe ihres Gleichen suchte. Diesen ergriff bei dieser Nachricht ein endloser Schmerz, denn Feniciens Schönheit hatte erst kurz vorher sein Herz getroffen und es mit so gewaltigen Flammen des Verlangens und der Sehnsucht erfüllt, daß er fest überzeugt war, sterben zu müßen, wenn er Fenicien nicht zum Weibe erwerbe. Schon war er entschloßen, bei ihrem Vater um sie zu werben, als er vernahm, daß sie dem Timbreo versprochen sei, worüber er vor Schmerz in Krämpfe zu fallen meinte, und da er kein Mittel fand, seinen Schmerz zu beschwichtigen, in solche Wuth gerieth, daß er von Liebe und Leidenschaft bezwungen die Stimme der Vernunft überhörte und sich zu einem Schritt hinreißen ließ, der nicht bloß einem Ritter und Edelmann, wie er war, sondern einem Jeden zur Unehre gereicht hätte. Er war in allen kriegerischen Unternehmungen stäts der Gefährte Timbreos gewesen, und eine brüderliche Freundschaft waltete zwischen ihnen; aber die Liebe zu Fenicien hatten sie (was auch die Ursache sein mochte) einander verschwiegen. Girondo gedachte nun zwischen Timbreo und seine Geliebte Zwietracht zu säen, damit das Verlöbniſs rückgängig würde, in welchem Falle er bei dem Vater um sie anhalten wollte und sie zu erhalten hoffte. Er

säumte nicht lange, seinen thörichten Vorsatz in Ausführung zu bringen, sondern hatte bald einen Helfershelfer gefunden, wie er sich seinen zügellosen, blinden Begierden eignete, und machte diesen umständlich mit seinen Anschlägen bekannt. Dieser Mensch, welchen Girondo zum Vertrauten und Werkzeug seines Verbrechens erkoren hatte, ein junger Höfling von geringem Stande und mehr Neigung zum Schlechten als zum Guten, war kaum von der Rolle, welche er zu spielen hatte, gehörig unterrichtet als er sich eines Morgens zu Timbreo begab. Dieser war noch nicht ausgewesen, sondern ergieng sich ganz einsam in dem Garten hinter seinem Hause. Als der junge Mann in den Garten trat, wurde er von Timbreo, der ihn auf sich zukommen sah, mit vieler Höflichkeit empfangen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach er zu Timbreo: Mein Herr, ich bin hieher gekommen um euch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, welche euern Vortheil und eure Ehre gleich sehr berühren. Weil ich aber vielleicht etwas zu sagen habe, was euch beleidigen könnte, so bitt ich euch, mir zu verzeihen und mich mit meiner Dienstfertigkeit zu entschuldigen und zu denken, daß ich in guter Absicht mich aufgemacht habe. Wenigstens weiß ich, wenn ihr noch der ehrliebende Ritter seid, welcher ihr vormals wart, daß meine Entdeckung euch nicht unnütz sein wird. Zur Sache zu kommen, so hörte ich gestern, ihr wärt mit Messer Lionato de' Lionati dahin einig geworden, daß ihr seine Tochter Fenicien zur Frau nähmet. Habt Acht was ihr thut, mein Herr, und bedenkt eure Ehre. Wißt nämlich, daß ein mir befreundeter Edelmann wöchentlich zwei, drei Nächte bei ihr zubringt, und sich ihrer Liebe erfreut: heute Abend soll er sie wieder besuchen, und ich werde ihn, wie ich gewöhnlich thue, bis zu ihrem Hause begleiten. Wollt ihr mir nun euer Ehrenwort geben, weder mir noch meinem Freunde ein Leids zuzufügen, so werde ich es einleiten, daß ihr selbst dort Zeuge des ganzen Vorgangs sein könnt. Noch muß ich erwähnen, daß schon seit vielen Monden mein Freund die Gunst dieser Schönen genießt. Die Verbindlichkeiten, die ich euch habe, und die vielen Gefallen, die ihr

mir schon erwieset, bestimmen mich, euch dieß anzuzeigen: mögt ihr jetzt thun was euch räthlich dünkt; mir genügt es, euch in dieser Angelegenheit, wie es meine Pflicht gegen euch erheischte, nützlich geworden zu sein.

Diese Worte hatten den Timbreo so betäubt und außer sich gebracht, daß er fast von Sinnen kam. Nachdem er eine Weile in tausend Gedanken gestanden, und der heftigste, und wie er glaubte, gerechteste Unwille den Sieg über seine heftige, reine Liebe zu der schönen Fenicia davon getragen hatte, sprach er seufzend zu dem Jüngling: Mein Freund, ich darf und kann nicht anders als euch für den liebevollen Antheil ewig verpflichtet bleiben, den ihr an mir und an meiner Ehre nehmt, und ich werde wohl noch Gelegenheit finden, euch durch die That zu beweisen wie sehr ich euch verbunden bin. Einstweilen begnüge ich mich, euch den wärmsten und aufrichtigsten Dank zu sagen. Was euer gefälliges Anerbieten belangt, mich das mit Augen sehen zu laßen, was ich mir nun und nimmer geträumt hätte, so bitt ich euch bei jener Freundschaft, die euch vermocht hat, mich hievon zu benachrichtigen, euern Freund auch heute wieder ungescheut dahin zu begleiten, indem ich euch mein Wort und meine Rirrerehre verpfände, weder euch noch euerm Freunde das geringste Leid zuzufügen, vielmehr das tiefste Stillschweigen hierüber zu beobachten, damit euer Freund in Frieden seiner Liebe genießen könne. Ich hätte von Anfang an mehr auf meiner Hut sein und die Augen beßer aufthun sollen, um die Lage der Dinge gründlich zu durchschauen. Zuletzt sprach der Jüngling zu Timbreo: Begebt euch also, mein Herr, heute Nacht in der dritten Stunde vor das Haus des Lionato und stellt euch in jenen verfallenen Gebäuden, welche Lionatos Garten gegenüber liegen, auf die Lauer. Nach diesen Ruinen sah der eine Flügel von Lionatos Palaste, worin sich ein alter Saal befand, an dessen Tag und Nacht offenstehenden Fenstern sich Fenicia zuweilen zeigte, weil sie von hieraus den schönen Garten überschauen konnte; aber Lionato wohnte in einem andern Flügel, denn der Palast war sehr alt und so groß, daß er für den Hof

eines Fürsten Raum gehabt hätte, wie viel mehr denn für das Gesinde eines Edelmanns. Nach getroffener Abrede beurlaubte sich der tückische junge Mann, begab sich zu dem treulosen Girondo und erzählte ihm was er mit Signor Timbreo Cardona verabredet habe. Hierüber freute sich Girondo außerordentlich, denn er sah seinen Anschlag auf das Beste gelingen. Zur verabredeten Stunde kleidete der Verräther Girondo einen seiner Diener, den er schon von seiner Rolle unterrichtet hatte, in prächtige Gewande und durchbalsamte ihn mit süßen Wohlgerüchen, und so machte sich der duftende Diener dann in Begleitung des jungen Mannes, der mit Timbreo gesprochen hatte, und eines Dritten, der eine Leiter trug, auf den Weg. Was unterdessen Timbreos Gemüthsstimmung gewesen und welche Gedanken ihm den Tag über durch den Kopf gehen mochten, wessen Beschreibung könnte das erschöpfen? Ich würde mich vergebens damit abmühen. Der Unglückliche, allzu Leichtgläubige, den der Schleier der Eifersucht blendete, genoß jenes Tages wenig oder nichts, und Alle, die seiner ansichtig wurden, hielten ihn mehr für todt als lebendig. Schon eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit suchte er sich ein Versteck in jenen verfallenen Gebäuden, von welchen aus er jeden Vorübergehenden bemerken konnte. Noch dauchte es ihn eine Unmöglichkeit, daß Fenicia sich einem Andern hingegeben habe; aber er sagte sich vor wie veränderlich, leichtsinnig und unbeständig die Mädchen seien, wie schnell sie des Alten überdrüßig und nach Neuem begierig würden, so daß er sie bald verdammte, bald entschuldigte, während er auf jede Bewegung horchte. Die Nacht war nicht sehr dunkel, aber still, und jetzt glaubte er das Geräusch nahender Fußtritte zu vernehmen, ja selbst einige halblaut geflüsterte Worte zu hören. Gleich darauf sah er jene Drei vorübergehen und erkannte den Jüngling, welcher ihn am Morgen benachrichtigt hatte; aber die beiden andern erinnerte er sich nicht je gesehen zu haben. Als sie an ihm vorübergiengen, hörte er den Duftenden, welcher sich als den Liebhaber gekleidet hatte, zu dem Leiterträger sagen: Stelle die Leiter nur behutsam ans Fenster,

daß du keinen Lärm machst und uns verräthst: meine Fenicia sagte mir, du habest sie neulich zu heftig angerückt. Machs gescheid und ruhig. Diese Worte,' welche Timbreo deutlich vernahm, giengen ihm wie eben so viel scharfe Sperstiche ins Herz. Ob er gleich allein und außer seinem Degen ohne alle Waffen war, während die Vorübergehenden außer dem Degen zwei Lanzen bei sich trugen und vielleicht noch gewappnet waren, so war doch die Eifersucht, die sein Herz verzehrte, so gewaltig, und der Unwille, der ihn ergriffen hatte, so groß, daß er nahe daran war, sein Versteck zu verlaßen, und in einem leidenschaftlichen Angriff auf die Vorübergehenden den vermeinten Buhlen seiner Fenicia zu morden, oder selbst den Tod davon zu tragen um auf einmal alle die Leiden zu beschließen, die er zur überschwenglichen Qual elendig duldete. Weil er sich aber des gegebenen Versprechens entsann, schien es ihm der schändlichste Verrath, die anzugreifen, welche sich auf sein Ehrenwort verließen: voll Zorn, Grimm und Wuth, die ihm das Herz verzehrten, beschloß er also, den Ausgang der Sache abzuwarten. Jene drei giengen nun vor das Fenster in dem beschriebenen Flügel von Lionatos Hause, setzten die Leiter ganz leise an und der Eine, welcher den Liebhaber vorstellte, stieg hinauf und sprang hinein als wär er guten Empfanges gewiss. Als der arme Timbreo das sah, hielt er es für ausgemacht, daß Jener, welcher die Leiter erstiegen hatte, Feniciens Gunst genieße, und von dem heftigsten Schmerz ergriffen, fühlte er sich einer Ohnmacht nahe. Aber sein, wie er glauben muste, gerechter Unwille vermochte ihn alle Eifersucht zu verbannen, und die glühende, reine Liebe, die er zu Fenicien getragen, nicht etwa in Kälte, sondern in grausamen Haß zu verwandeln. Er wollte nun die Rückkehr seines Nebenbuhlers in seinem Verstecke nicht mehr abwarten, sondern begab sich nach seiner Wohnung zurück. Jener junge Mann, der ihn beim Weggehen wohl erkannte, schloß daraus auf das Gelingen ihrer List, gab bald darauf ein gewisses verabredetes Zeichen, worauf der Diener die Leiter wieder hinabstieg und alle drei nach Girondos Wohnung zurückgiengen. Diesem

gewährte ihre Erzählung von dem Vorgange die äußerste Freude: denn schon träumte er sich in dem Besitz der schönen Fenicia. Timbreo, welcher den Rest der Nacht wenig geschlafen hatte, stand am Morgen zeitig auf, ließ jenen messenischen Bürger zu sich rufen, durch dessen Vermittlung er bei Feniciens Vater um sie angehalten hatte, und gab ihm Aufträge seinen Entschlüßen gemäß. Von Timbreos Willen vollständig unterrichtet, begab sich dieser auf sein Andringen gegen Mittag zu Messer Lionato, der in dem Saale auf- und abgieng und das Anrichten der Malzeit erwartete. Auch die schuldlose Fenicia war zugegen, welche sich in Gesellschaft ihrer beiden jüngern Schwestern und der Mutter mit Steppen gewisser Seidenzeuge beschäftigte. Der Bürger trat herein, ward von Lionato freundlich empfangen und sprach: Messer Lionato, ich hab an euch, eure Gattin und Fenicien einen Auftrag von Seiten Signor Timbreos. Seit willkommen, sprach Jener, und welchen? Frau, und auch du, Fenicia, kommt her und laßt uns hören was Timbreo uns zu wißen thut. Hierauf hob der Bote an: Es ist ein gemeines Sprichwort, daß Abgesandte in keiner Weise für das büßen sollen, was sie zu berichten beauftragt sind. Ich komme im Auftrage eines Andern hieher, und bedaure unendlich, euch eine unwillkommene Botschaft zu bringen. Signor Timbreo von Cardona schickt mich zu euch, Messer Lionato, und zu eurer Gattin. Er läßt euch sagen, ihr möchtet euch nach einem andern Eidam umsehen, indem er nicht gesonnen sei, euch zu seinen Schwiegereltern zu machen, und zwar nicht um eure Schuld, da er euch für bieder und rechtschaffen hält, sondern weil er mit eigenen Augen an Fenicien wahrgenommen was er nimmer geglaubt hätte. Darum überläßt er euch zu thun was ihr für dienlich erachtet. Dir, Fenicia, läßt er sagen, daß die Liebe, welche er zu dir getragen, den Dank nicht verdient habe, der ihm von dir geworden sei; du mögest dir einen andern Mann suchen, wie du dir einen andern Liebhaber erwählt, oder den nehmen, dem du dein Magdthum gegönnt: er verzichte auf alle Gemeinschaft

mit dir, nachdem du ihn eher zum Hahnrei als zum Gemahl gemacht habest.

Fenicia war halb todt vor Schrecken über diese bittere und schmähliche Botschaft, desgleichen Lionato und seine Gattin. Bald aber kam dieser wieder zu Muth und Athem, der ihm vor Schreck fast ausgegangen war, und sprach zu dem Boten: Freund, ich zweifelte gleich, als ihr mir von dieser Heirath spracht, daß es Signor Timbreo rechter Ernst sei mit seinem Antrage, denn ich wuste und weiß wohl, daß ich ein armer Edelmann und nicht Seinesgleichen bin. Mich dünkt aber doch, wenn es ihn gereut habe, meine Tochter zu heirathen, so hätte er sich begnügen sollen zu sagen, er wolle sie nicht, statt sie so schändlich als eine Hure zu beschimpfen, wie er thut. Ich weiß wohl, daß in der Welt Vieles möglich ist aber ich weiß auch, wie meine Tochter erzogen worden ist und was ihre Sitten sind. Gott, der gerechte Richter, wird eines Tages die Wahrheit an den Tag bringen. Mit dieser Antwort gieng der Bürger hinweg und ließ Messer Lionato in der Meinung zurück, dem Signor Timbreo sei seine Verwandtschaft leid geworden, weil er sich zu sehr zu erniedrigen und von dem Adel seiner Vorfahren zu entfernen fürchte. Messer Lionatos Geschlecht war in Messina wegen seines Alters und Adels sehr berühmt; aber sein Vermögen war das eines geringen Edelmanns, obwohl man sich noch wohl erinnern konnte, daß seine Voreltern viel Land und Burgen und ausgebreitete Gerichtsbarkeit beseßen hatten; aber durch die Schicksale der Insel und die bürgerlichen Kriege waren sie von ihrer frühern Größe herabgesunken, wie man bei vielen andern Familien ein Gleiches sieht. Der gute Alte, der sich so wenig als seine Tochter den geringsten Vorwurf zu machen hatte, konnte nicht anders glauben, als der Ritter habe sich durch ihre Armut und gegenwärtigen Glücksumstände abschrecken laßen. Fenicia aber, welche vor Schmerz und bitterm Herzeleid über die ungegründete Anklage von Krämpfen befallen worden, denn sie war ein zartes und schwaches Kind und an die Schläge des neidischen Glücks noch nicht gewöhnt, verzweifelte an

sich selbst und wünschte lieber zu sterben als länger zu leben. Von schwerem, herzzerreißendem Jammer ergriffen ließ sie sich gehen wie eine Todte, ihre natürliche Farbe verlor sich so plötzlich, daß sie mehr einer Marmorstatue als einem lebenden Wesen ähnlich sah. Man hatte Mühe, sie auf ein Bette zu tragen, und mit warmen Gewändern und andern Heilmitteln ihre erschöpften Lebensgeister nach und nach wieder herzustellen. Da man nach den Aerzten geschickt hatte, so verbreitete sich bald die Nachricht durch Messina, wie Fenicia, Messer Lionatos Tochter, so schwer erkrankt sei, daß man für ihr Leben fürchte. Auf dieses Gerücht kamen viele verwandte und befreundete Edelfrauen, die jammernde Fenicia zu besuchen, welche sich, da sie den Grund ihres Uebels erfuhren, alle Mühe gaben, sie so gut sie konnten zu trösten. Wie es unter so vielen Frauen zu geschehen pflegt, besprachen sie den traurigen Vorfall nach allen Seiten ausführlich, aber Alle stimmten darin überein, den Signor Timbreo mit dem bittersten Tadel zu belegen. Die Meisten saßen im Kreise um das Bette des kranken Fräuleins, als Fenicia, die Alles was gesagt worden, wohl verstanden hatte, ein wenig Athem schöpfte und da sie sah, daß sie fast Alle Thränen des Mitleids vergoßen, sie mit schwacher Stimme sämmtlich zu schweigen bat und dann wie verschmachtend sprach: Verehrte Mütter und Schwestern, trocknet eure Thränen, die euch nichts frommen und meinen Schmerz nur erneuen ohne in der Sache etwas zu beßern. Es hat Gott dem Herrn so gefallen, es ist Pflicht, es in Geduld zu ertragen. Das bittere Leid, das mich betroffen hat und das die Wurzel meines Lebens allmählich untergräbt, ist nicht meine Verschmähung, so unendlich auch diese mich kränkt, sondern die Art derselben ist es, die mir das Herz bis aufs Innerste durchbohrt und mich unheilbarem Kummer Preis giebt. Signor Timbreo konnte sagen, er wolle mich nicht zum Weibe, so war Alles gut; da er mich aber auf diese Weise verstößt, so weiß ich, daß alle Einwohner Messinas mich ewig um einer Sünde willen verdammen werden, die ich nie in meinem Leben gedacht, geschweige denn begangen habe. Wie auf eine feile

Dirne wird man stäts mit Fingern auf mich zeigen. Ich habe immer eingestanden und gestehe es jetzt von Neuem ein, daß mein Rang dem eines solchen Ritters und Freiherrn wie Signor Timbreo nicht gleichkommt, und auf eine so vornehme Heirath Anspruch zu machen, das geringe Vermögen der Meinigen mich nicht berechtigt. Was aber den Adel und das Alter des Geblüts betrifft, so kennt man die Lionati als eins der ältesten und edelsten Geschlechter dieser Insel, indem wir, wie alte Urkunden beweisen können, von einer römischen Familie abstammen, die schon vor der Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi zu den angesehensten gehörte. Wiewohl ich aber unseres geringen Vermögens willen gestehe, eines solchen Ritters nicht würdig zu sein, so bin ich doch auf die unwürdigste Weise verschmäht worden, da es klar wie der Tag ist, daß es mir nie in den Sinn kam, an einen Andern das zu verschwenden, was dem Gatten bewahrt werden soll. Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede, er dessen heiliger Name ewig gepriesen und gefeiert werde. Und wer weiß, ob seine göttliche Weisheit mir dieß nicht zum Heile gesandt hat? Vielleicht, wenn ich so vornehm geheirathet hätte, wär ich stolz und übermüthig gegen Andere geworden, vielleicht hätt ich auch Gottes Güte gegen mich nicht nach Würden erkannt. Verfüge der Herr über mich nach seinem Wohlgefallen, und laße all diese Betrübniss zum Heil meiner Seele gereichen. Von ganzem Herzen bitt ich ihn demüthiglichst, dem Signor Timbreo die Augen zu öffnen, nicht um mich wieder zu seiner Braut anzunehmen, mich, die wohl fühlt, daß sie ihrem Ende zureift, sondern damit Er, dessen Glauben an mich so schwach gewesen ist, und die ganze Welt mit ihm erkenne, daß ich niemals solche Thorheit und entehrende Sünde begieng, deren er mich ohne allen Grund beschuldigt; auf daß mein Gedächtniss, wenn ich in dieser Schande sterbe, doch einst gereinigt werde. Möge er einer Andern zu Theil werden, welcher ihn Gott bestimmt hat, und lange in Frieden mit ihr leben; für mich werden bald wenige Handvoll Erde genügen. Mein Vater und meine Mutter und alle unsere Verwandten und Freunde mögen

sich dieß zu einigem Troste gereichen laßen, daß ich an der Schande unschuldig bin, die man mir aufgebürdet, und mein Wort zum Pfande nehmen, welches ich ihnen gebe, wie es einer gehorsamen Tochter Pflicht ist, denn ein beßeres Pfand, eine höhere Bürgschaft weiß ich ihnen für jetzt in aller Welt nicht zu bieten. Mein Trost ist, daß ich vor dem gerechten Richterstuhl Christi dereinst von dieser Schande freigesprochen werde. Und somit befehle ich dem, der sie mir gab, meine Seele, die ihres irdischen Kerkers sich zu entledigen begierig, den Weg zu ihm antritt.

Bei diesen Worten nahm die Gewalt des Schmerzes, der ihr Herz beklemmte, überhand, und drängte sie so sehr, daß sie bei dem Versuch, ich weiß nicht was noch hinzuzufügen, die Sprache verlor und nur halbe Worte stammelte, die von Allen unverstanden blieben; zugleich übergoß ein kalter Schweiß alle ihre Glieder und mit gefalteten Händen sank sie für todt zurück. Die noch anwesenden Aerzte, die einem so gewaltigen Zufall in keiner Weise zu begegnen wusten, gaben sie als eine Todte auf, meinten die Heftigkeit des Schmerzes habe ihr das Herz gebrochen und giengen hinweg. Kalt und mit gehemmtem Pulsschlage blieb nun Fenicia in den Armen ihrer Freundinnen und Verwandten zurück, welche sie einstimmig für todt hielten. Man rief einen der Aerzte zurück, welcher, da er den Puls still stehen fand, sie für todt erklärte. Das jämmerliche Wehklagen, das da begann, die mitleidigen Seufzer und die reichlich vergoßenen Thränen mag sich ein Jeder wohl denken. Der arme in Thränen aufgelöste Vater, die trostlose Mutter, die sich das Haar raufte, hätten einen Stein zum Erbarmen gerührt. Auch die andern Frauen und alle Anwesenden begannen zu jammern und zu heulen. Schon waren fünf bis sechs Stunden verstrichen und das Begräbniß wurde auf den morgenden Tag anberaumt. Als die zum Besuch gekommenen Frauen sich zerstreut hatten, blieb eine Verwandte, die Gattin eines Bruders von Messer Lionato, bei der mehr todten als lebenden Mutter zurück, und diese beiden, welche jeden Dritten von diesem Geschäft ausschloßen, ließen Waßer aufs Feuer setzen, verschloßen

das Gemach und begannen den entkleideten Leichnam Feniciens mit warmem Waßer zu waschen. Schon seit sieben Stunden hatten die erschöpften Lebensgeister Feniciens gestockt, als die erkalteten Glieder bei dem Waschen mit warmem Waßer zu ihren Verrichtungen zurückkehrten und Fenicia deutliche Lebenszeichen von sich zu geben und selbst die Augen ein wenig zu öffnen begann. Die Mutter und die Verwandte waren nahe daran, laut aufzuschreien. Aber bald ermuthigten sie sich, legten die Hand an ihr Herz, und da sie hier einige Bewegung zu spüren glaubten, so zweifelten sie nicht länger, daß ihr Kind ins Leben zurückgekehrt sei. Mit warmen Gewändern und andern Reizmitteln, die sie ihr in aller Stille beibrachten, bewirkten sie es endlich, daß Fenicia zum Bewußtsein zurückkehrte, und mit völlig aufgeschlagenen Augen nach einem schweren Seufzer begann: Weh mir, wo bin ich? Die Mutter antwortete: Du siehst ja, mein Kind, daß du bei mir bist und bei deiner Muhme. Du hattest eine so heftige Ohnmacht, daß wir dich für todt hielten. Aber Gott sei gelobt, daß du am Leben bist. Ach, wie viel beßer wär es, versetzte Fenicia, wär ich wirklich gestorben, und so vielem Jammer entgangen. Mein liebes Kind, entgegnete die Mutter und die Muhme, schicke dich ins Leben, da es Gottes Wille ist. Es wird noch Alles gut werden. Die Mutter suchte die Freude, welche sie empfand, zu verbergen, öffnete ein wenig die Thüre des Gemachs und ließ ihren Gatten rufen, der sogleich herbeikam. Ob er sich freute, die Tochter ins Leben zurückgekehrt zu sehen, ist wohl nicht die Frage. Sie trafen nun mancherlei Verabredungen und Messer Lionato bestimmte zuerst, daß Niemand von diesem Ereignisse etwas erfahren dürfe, da er beschloßen hatte, Fenicien außerhalb Messina auf das Landgut seines Bruders zu schicken, dessen Gattin hier anwesend war. Hierauf suchte er sein Kind durch kräftigende Speisen und köstliche Weine zu erquicken, durch deren Genuß sie ihre frühere Schönheit und Stärke wiedererlangte, dann ließ er seinen Bruder berufen und unterrichtete ihn ausführlich von seinem Vorhaben. Hiebei wurde folgendes Verfahren beobachtet. Messer Girolamo

(so hieß der Bruder Lionatos) führte die folgende Nacht Fenicien in sein Haus und hielt sie hier in Gesellschaft seiner Gattin auf das Strengste verborgen. Auf dem Landgute hatte er inzwischen Alles zu ihrem Empfange bereitet und eines frühen Morgens schickte er seine Frau mit Fenicien und einer etwa vierzehnjährigen Schwester Feniciens (sie selbst war sechzehnjährig) nach der Villa hinaus. Dieß geschah, damit Fenicia, wenn sie älter und vielleicht auch größer würde und mit den Jahren auch die Gesichtsbildung veränderte, unter einem andern Namen verheirathet werden könne. An dem Tage nach jenem Vorfalle, als das Gerücht von Feniciens Tode sich durch ganz Messina verbreitet hatte, ließ Messer Lionato ihr standesgemäße Exequieen halten und einen Sarg bereiten, in welchem er, ohne daß es Jemand bemerkte (denn die Mutter schien es nicht zugeben zu wollen, daß sich ein Dritter damit beschwere), ich weiß selber nicht was versenkte und hierauf den zugemachten und wohlvernagelten Sarg verpichen ließ, so daß ein Jeder des festen Glaubens war, daß Feniciens Leiche sich darin befinde. Am Abend begleitete Messer Lionato mit den Verwandten, Alle in Schwarz gekleidet, den Sarg zur Kirche, und Vater und Mutter stellten sich so betrübt und niedergeschlagen als ob sie den wirklichen Leichnam ihres Kindes zur Grabstätte begleiteten. Dieß bewegte Alle, die es sahen, zum Mitleid, denn sobald der Anlaß zu Feniciens Tode bekannt geworden, zweifelten die Messener keinen Augenblick, daß Timbreo den Grund seines Rücktritts erdichtet habe. Nun senkte man die Lade, zur allgemeinen Betrübniß der ganzen Stadt, in die Erde. Ein steinernes Denkmal ward über dem Sarge errichtet und mit dem Wappen der Lionati verziert. Auf Messer Lionatos Anordnung setzte man folgende Grabschrift darauf:

Fenicia hieß ich Arme, von den Meinen
Verlobt dem Harten, des ich mich muß schämen:
Da es ihn reute, mich zur Eh zu nehmen,
Ließ er mich schwerer Sünde schuldig scheinen.

Ich, die ich von den Fleckenlosen, Reinen,
Wohl must ich mich des Schimpfes willen grämen,
Und lieber wollt ich sterben denn vernehmen,
Man deut auf mich als Eine der Unreinen.

Nicht Stahl noch Eisen braucht es, mich zu morden,
Mir ward der Schmerz zum hartgestählten Eisen,
Da ich so ungerecht verlästert worden.

Und sterbend bat ich Gott, der Wahrheit Bronnen,
Der Welt einst meine Unschuld zu erweisen,
Und welchen Trug mein Bräutigam gesponnen.

Als die traurige Leichenfeier beendigt war, sprach man allenthalben nur über die Ursache von Feliciens Tod: man erschöpfte den Gegenstand von allen Seiten, aber insgemein stimmte man darin überein, daß man dem armen Kinde aufrichtiges Mitleid zollte, und Timbreos Vorgeben ward für erdichtet gehalten. Auch Timbreo fieng an, in den bittersten Schmerz zu versinken und eine gewisse Beklemmung des Herzens zu fühlen, die ihn selbst so sehr befremdete, daß er nicht wuste was er denken sollte. Dennoch meinte er keinen Tadel zu verdienen, da er einen Menschen die Leiter habe besteigen und ins Haus schlüpfen sehen. Aber bei besonnenem Nachdenken über das Geschehene, und da sein Unwille sich etwas abgekühlt und die Vernunft ihm die Augen geöffnet hatte, muste er sich sagen, daß Jener wohl auch einer andern Dame willen, oder gar um zu stehlen dort eingestiegen sein könne. Auch fiel ihm ein, daß Lionatos Haus groß und jener Flügel, wo der Unbekannte eingestiegen, unbewohnt sei; daß überdieß Fenicia, welche mit ihrer Schwester hinter dem Gemach ihres Vaters und ihrer Mutter schlief, in jenen Flügel nicht kommen konnte ohne durch das Schlafzimmer ihrer Eltern zu gehen: und so von seinen Gedanken bestürmt und gequält, wuste er nirgends Ruhe zu finden.

Auch dem Girondo, dem bei der Nachricht von Feniciens Tode das Gewißen sagte, daß er ihr Henker und Mörder sei, wollte das Herz im Uebermaße des Schmerzes zerspringen, theils

weil er sie in der That heftig geliebt hatte, theils weil er der Urheber so trauriger Ereignisse gewesen war. Mehr als einmal war er in dieser Verzweiflung nahe daran, sich den Dolch in die Brust zu bohren. Er konnte nicht eßen noch schlafen: wie ein Beseßener, Bethörter gieng er umher, fuhr dann plötzlich wie aus dem Traume empor und wuste nicht Ruhe noch Rast zu finden.

Am siebenten Tage nach der Bestattung Feniciens glaubte er nicht länger leben zu können, wenn er dem Timbreo die Schandthat nicht entdecke, die er begangen hatte. Er begab sich also gegen die Mittagsstunde in den Palast des Königs und begegnete dem Timbreo, welcher eben von Hof der Malzeit wegen nach Hause gieng; Girondo redete ihn an: Signor Timbreo, wenn es euch nicht beschwerlich ist, so erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu kommen. Timbreo, welcher den Girondo wie einen Gefährten liebte, begleitete ihn unter mancherlei Gesprächen. Sie hatten nur wenige Schritte zu der Kirche, in welcher Feniciens Grabmal war. Vor dem Eingange entließ Girondo seine Diener und bat den Timbreo, auch die Seinigen anzuweisen, nicht in die Kirche zu kommen; worin ihm dieser gerne willfahrte. Beide betraten nun ganz allein die Kirche, in welcher sie auch Niemanden erblickten, und Girondo führte den Timbreo in die Kapelle, worin Feniciens Scheinbegräbniß errichtet war. Hier angelangt, kniecte Girondo vor dem Grabmale nieder, entblößte einen Dolch, den er an der Seite trug, und gab den bloßen Stahl dem Timbreo in die Hand. Ganz verwundert und erstaunt erwartete dieser wo das hinaus solle, denn noch hatte er nicht bemerkt, weßen Begräbniß es sei, auf dem sein Gefährte sich auf die Kniee gelaßen hatte.

Girondo wandte sich jetzt unter Thränen und Schluchzen zu Timbreo und sprach: Edler, großmüthiger Ritter, ich habe dich unendlich beleidigt, aber ich bin nicht hieher gekommen, dich um Verzeihung zu bitten, denn mein Vergehen ist von der Art, daß es keine Verzeihung verdient; wenn du aber deiner Ehre würdig handeln, eine ritterliche That vollbringen, ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk verrichten willst, so stoß den Dolch,

den du in der Hand hast, in diese ruchlose, verbrecherische Brust, und bringe der geweihten Asche der unschuldigen und unglücklichen Fenicia mein lasterhaftes, verabscheuungswürdiges Blut zum schuldigen Opfer, denn in diesem Gewölbe ward sie vor wenig Tagen begraben und ich allein war der boshafte Urheber ihres frühen, unverschuldeten Todes. Bist du mitleidiger gegen mich als ich selbst, und versagst mir diese Bitte, so werd ich selbst mit eigener Hand die Rache an mir vollziehen und meinem Leben ein Ende machen. Sofern du aber noch der edle, großherzige Ritter bist, der du immer gewesen, der nie den leisesten Schatten eines Fleckens auf seiner Ehre duldete, so wirst du nicht säumen, für dich und die unglückliche Fenicia die gebührende Rache zu nehmen.

Als Timbreo hörte, daß der Leichnam der schönen Fenicia hier versenkt sei, und die Worte des Girondo vernahm, gerieth er außer sich und wuste nicht was er von der Sache zu denken habe. Von unbekannten Gefühlen ergriffen hub er bitterlich zu weinen an und bat den Girondo aufzustehen und ihm den Zusammenhang zu erklären; zugleich schleuderte er den Dolch weit von sich und ruhte nicht bis er den Girondo zum Aufstehen brachte, der dann unter einem Strom von Thränen begann:

Wiße denn, daß ich Fenicien über Alles in der Welt und so heftig geliebt habe, daß, wenn ich noch hundert Jahre litte, ich niemals Trost noch Hülfe hoffen dürfte, nachdem meine Leidenschaft den jämmerlichen Tod dieses unglücklichen Kindes verursacht hat. Denn als ich sah, daß ich nie einen freundlichen Blick, noch das geringste meinen Wünschen günstige Zeichen von ihr zu gewärtigen habe, weil ich vernommen hatte, daß sie dir zugesagt worden, so täuschte ich mich, von meiner zügellosen Begierde geblendet, mit der Hoffnung, wenn ich Mittel fände, ihre Vermählung mit dir zu hintertreiben, so könne sie dereinst noch die Meinige werden, wenn ich bei dem Vater um sie anzuhalten käme. Da ich meiner heißen Liebesglut nicht anders zu steuern wuste, und alle andere Rücksichten hintansetzte, so entwarf ich den schändlichsten Plan, der jemals erdacht worden, und brachte es durch

Betrug dahin, daß du zur Nachtzeit einen Mann in das Haus steigen sahst, welcher nichts anders war als einer meiner Diener, so wie auch derjenige, welcher zu dir kam und dir anzeigte, daß Fenicia ihre Liebe einem Dritten zugewandt habe, von mir unterrichtet und bestochen war dir jene Nachricht zu bringen. Dieß vermochte dich, Fenicien zu verschmähen: die Unglückliche grämte sich darüber zu Tode und hier ist ihr Begräbniss. Ich war ihr Mörder, ihr Henker, ihr grausamer Würger, und für diese Unbilde gegen dich und gegen sie beschwöre ich dich mit gekreuzten Armen (hier warf er sich von Neuem vor ihm auf die Kniee), die meiner Schandthat würdige Rache an mir zu nehmen, denn das Bewustsein, so vieler Greuel Urheber zu sein, macht mir das Leben zur unerträglichsten Last.

Als Timbreo diese Worte vernahm, weinte er bitterlich; doch sah er wohl ein, daß der begangene Fehler nicht ungeschehen zu machen, da Fenicia todt sei und sie Niemand ins Leben zurückrufen könne: er beschloß darum, sich an Girondo nicht zu vergreifen, sondern ihm alle seine Schuld zu verzeihen und nur darauf zu denken wie Feniciens Ruf wiederhergestellt und ihre Ehre von den Flecken zu reinigen sei, die sie so ungerechterweise betroffen hatten. Er bat also Girondo, aufzustehen und sprach zu ihm nach vielen heißen Seufzern und bittern Thränen: Wie viel beßer wär es für mich, mein Bruder, wenn ich nie geboren oder taub zur Welt gekommen wäre, daß ich so Schreckliches, Herzzerreißendes nicht gehört hätte, denn nun kann ich nie wieder froh werden, weil ich mir sagen muß, daß meine Leichtgläubigkeit diejenige gemordet hat, deren Liebe, deren seltene Tugenden und bewunderungswürdige Gaben wohl einen andern Lohn von mir verdient hätten als Schimpf, Verleumdung und frühzeitigen Tod. Weil es aber Gott so gefügt hat, gegen dessen Willen kein Blatt an den Bäumen sich rührt, und Geschehenes sich wohl noch tadeln aber nicht mehr ändern läßt, so gedenke ich keinerlei Rache an dir zu nehmen, damit ich nicht, auch den Freund noch verlierend, Schmerz auf Schmerz häufe, zumal da Feniciens seliger Geist darum

nicht in den keuschen Leib zurückkehren würde, der seinen Lauf einmal vollbracht hat. Aber Eins muß ich dir noch verweisen, damit du nicht noch einmal in solchen Irrthum verfällst, nämlich, daß du mir deine Liebe nicht entdeckt hast, da dir meine Neigung bekannt war, mir aber die deinige nicht: denn dann wär ich dir gewichen eh ich noch bei ihrem Vater um sie geworben, und hätte (wie es dem edeln, großdenkenden Geiste geziemt) mich selbst bezwungen und unserer Freundschaft meine Wünsche zum Opfer gebracht; oder du hättest, wenn du meine Gründe gehört, deine Ansprüche aufgegeben, und alle diese Greuel wären nicht geschehen. Doch jetzt ist es geschehen und nichts auf der Welt kann es ungeschehen machen. Darum wünsche ich, daß du mir den Gefallen erzeigtest zu thun was ich dir sagen werde. Befiehl mir, mein Gebieter, sprach Girondo, ich werde dir in Allem und Jedem gehorchen. Ich wünsche, fuhr Timbreo fort, daß wir es unsere erste Aufgabe sein ließen, Fenicien, die wir so ungerecht gelästert haben, ihre Ehre und unbescholtenen Ruf wiederzugeben, zuerst bei ihren trostlosen Verwandten, und dann bei allen Messenern: denn da das Gerücht verbreitet hat was ich ihr sagen ließ, so könnte leicht die ganze Stadt glauben, sie sei eine feile Dirne. Thäten wir dieß nicht, so müßte ich ewig ihren zürnenden Schatten vor mir zu sehen glauben, der zu Gott wider mich um Rache riefe.

Girondo antwortete ihm unter Thränen: Du hast zu befehlen, mein Gebieter, ich gehorche. Erst war ich dir durch Freundschaft verbunden, jetzt bin ich es durch die Unbilde, die ich dir zugefügt und deine edle, großmüthige Verzeihung hat mich ewig zu deinem Unterthan und Sclaven gemacht.

Nach diesen Worten knieeten sich beide unter den bittersten Thränen vor dem Grabmal nieder und riefen Gott und Fenicien um Verzeihung an, Girondo für seinen Frevel und Timbreo für seine strafbare Leichtgläubigkeit. Dann trockneten sie ihre Thränen und Timbreo bat den Girondo, ihn nach dem Hause Lionatos zu begleiten. Sie giengen also zusammen dahin und

fanden Lionato, der sich eben mit einigen Verwandten, die bei ihm gespeist hatten, von der Tafel erhob und als er hörte, daß diese beiden Ritter ihn zu sprechen wünschten, voller Verwunderung ihnen entgegen gieng und sie willkommen hieß. Da sie aber Messer Lionato und seine Gattin schwarz gekleidet sahen, rührte sie die Erinnerung an Feniciens grausamen Tod von Neuem zu Thränen und ließ sie keine Worte finden. Nachdem man Beiden Stühle gegeben und sich Alle gesetzt hatten, begann Timbreo unter Seufzen und Schluchzen vor allen Anwesenden die jammervolle Geschichte zu erzählen, welche den grausamen und frühzeitigen Tod Feniciens, wie er meinte, verursacht habe. Dann warf er sich zugleich mit Girondo vor beiden Eltern auf die Kniee, sie um Verzeihung ihres Frevels anzuflehen.

Lionato weinte vor Freude und zärtlicher Rührung, umarmte sie beide liebevoll, verzieh ihnen alle Schuld und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter ans Licht gebracht habe. Nach mancherlei Gesprächen wandte sich Timbreo zu Messer Lionato und sprach: Mein Vater, da das Unglück meinen heißen Wunsch, euer Eidam zu werden, vereitelt hat, so bitte und beschwöre ich euch so dringend ich kann, über mich und das Meinige zu verfügen als wär ich wirklich euer Schwiegersohn geworden, denn ich werde euch ewig die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, den ein liebevoller Sohn dem Vater schuldig ist. Würdigt mich eurer Befehle, so werdet ihr finden, daß meine Handlungen meinen Worten entsprechen, denn wahrlich, ich weiß in der Welt nichts und wär es auch noch so schwer, das ich um euretwillen nicht thun wollte.

Mit liebreichen Worten dankte der gute Alte dem Timbreo und sprach: Da ihr mir aus gutem Herzen ein so uneigennütziges Anerbieten macht und der Himmel mich eurer Verwandschaft nicht für würdig hielt, so wage ich es, eine Bitte an euch zu richten, die ihr mir leicht gewähren könnt. Bei dem Edelmuth, der euch beseelt, und bei aller der Liebe, die ihr je zu der armen Fenicia trugt, bitt ich euch nämlich, wenn ihr euch dereinst ver-

mählen wollt, mir es anzuzeigen und wenn ich euch dann eine Gattin gebe, die euch gefällt, sie aus meinen Händen zu nehmen. Timbreo dachte, der gute Alte verlange eine sehr geringe Entschädigung für einen so großen Verlust als er erlitten habe, reichte ihm also die Hand, umarmte ihn und sprach: Lieber Vater, da ihr mir ein so Geringes auferlegt, während ich euch zu unendlich Höherm verpflichtet bin und nur eine Gelegenheit wünsche, euch zu zeigen wie gern ich euch gefällig sein möchte, so werd ich nicht nur mich nie ohne euer Wißen vermählen, sondern auch die mit Freuden heirathen, die ihr mir wählt und bestimmt. Dieß versprech ich euch bei meiner Ehre vor allen diesen Rittern und Herrn. Auch Girondo wandte sich mit verbindlichen Worten zu Messer Lionato und erbot sich ihm zu allen seinen Befehlen bereit. Hierauf begaben sich die beiden Ritter zu Tisch und die Sache verbreitete sich wie sie war durch ganz Messina, so daß es zur allgemeinen Kunde kam, Fenicia sei unschuldig verleumdet worden. Auch benachrichtigte der Vater Fenicien noch desselben Tages durch einen Boten von dem Vorgange, worüber sie sich unendlich freute und Gott inbrünstig für ihre gereinigte Ehre dankte.

Etwa seit einem Jahre befand sich jetzt Fenicia auf dem Landgute, wo man sie so geheim gehalten hatte, daß Niemand ahnen konnte, sie lebe noch. Inzwischen hatte Timbreo in dem vertrautesten Verhältniss zu Messer Lionato gelebt und dieser unterrichtete nun Fenicien von seinem Vorhaben und bereitete in der Stille Alles vor, was zur Ausführung desselben gehörte. Fenicia war indessen über allen Glauben schön geworden; sie hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und war so groß geworden, daß sie Niemand für Fenicia gehalten hätte, um so mehr als man sie todt glaubte. Ihre Schwester, welche ihr Gesellschaft leistete, war jetzt etwa funfzehn Jahre alt und hieß Belfiore; auch glich sie in der That der schönsten Blume, und gab an Reizen ihrer ältern Schwester wenig nach. Da Lionato, der sie häufig besuchte, dieß sah, beschloß er die Ausführung seines Planes nicht länger hinauszuschieben. Eines Tages sagte er in Gesellschaft jener beiden

Ritter lächelnd zu Timbreo: Es ist nun endlich Zeit, mein Herr, daß ich euch eurer Verbindlichkeit gegen mich entledige. Ich glaube ein edles und reizendes Fräulein zu eurer Gattin gefunden zu haben, von welcher ich hoffe, daß sie euch gefällt, wenn ihr sie sehen werdet. Und wenn ihr sie auch nicht so leidenschaftlich lieben könnt wie ihr einst Fenicien liebtet, so darf ich euch doch versichern, daß ihr eine nicht minder edle, schöne, liebenswürdige Gattin an ihr finden werdet. Auch alle andern weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten besitzt sie, dem Herrn sei Dank, in überschwenglicher Fülle. Doch ihr werdet sie sehen und es soll euch unbenommen bleiben zu thun was ihr für dienlich erachtet. Am Sonntag Morgen komm ich mit einer Gesellschaft meiner Verwandten und Freunde, die ich dazu auswählen werde, nach eurer Wohnung, wo ich euch mit Signor Girondo bereit zu finden hoffe, denn wir wollen nach einem Landgute drei Meilen von Messina, wo wir die Messe hören und nachdem ihr das Fräulein gesehen habt, von der ich euch sprach, zusammen zu Mittag speisen werden.

Timbreo nahm die Einladung an, gab die nöthigen Befehle und hielt sich am Sonntag in der Frühe nebst seinem Freunde Girondo bereit, die Fahrt anzutreten. Alsbald kam auch Lionato, der schon auf dem Landgute Alles auf das Festlichste hatte anordnen und bereiten laßen, mit einer Schar von Edelleuten vor Timbreos Wohnung. Als Timbreo seine Ankunft erfuhr, stieg er mit Girondo und seinen Dienern zu Pferde, und nach gegenseitigen Begrüßungen setzte sich der ganze Zug vor die Stadt in Bewegung. Unter mancherlei Gesprächen, wie sie bei ähnlichen Lustritten üblich sind, gelangten sie ehe sie es dachten zu der Villa, wo sie ehrenvoll empfangen wurden. Hier wohnten sie in einer nahgelegenen Kirche dem Messamte bei, und begaben sich dann in den mit Alexandrinischen Teppichen und Vorhängen kostbar verzierten Saal. Kaum waren sie hier angelangt, sieh, da traten aus einem Seitengemache viel Frauen und Edelfräulein, worunter Fenicia und Belfiore, und Fenicia glich dem Monde wenn er

am heitern Himmel alle Sterne überstralt. Die beiden Ritter und die übrigen Edelleute empfiengen die Damen mit Ehrerbietung, wie sie jeder Gebildete Frauen zu beweisen verbunden ist. Messer Lionato nahm hierauf Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicia, welche seit ihrem Aufenthalt auf dem Landgute nur Lucilla genannt worden; hier, Herr Ritter, sprach er, stell ich euch Fräulein Lucilla vor, welche ich zu eurer Gattin bestimmt habe, wenn ihr sie lieben könnt. Wollt ihr meinem Rath folgen, so erklärt sie für eure Braut; es steht euch indes frei, sie zu laßen oder zu nehmen. Als Timbreo das Fräulein sah, das in der That ein Wunder von Schönheit war und ihm schon beim ersten Anblick überaus wohlgefiel, war er sogleich entschloßen, dem Verlangen Lionatos zu genügen, und sprach nach einem kurzen Bedenken: Mein Vater, nicht nur nehm ich das Fräulein, das ihr mir vorstellt und das mir eines Königs würdig scheint, mit Freuden an, sondern ich würde auch jede andere, die ihr mir bestimmt hättet, von eurer Hand angenommen haben, und damit ihr seht wie sehr ich wünsche, euch gefällig zu sein und daß ich euch kein eitles Versprechen geleistet, so erkläre ich dieses Fräulein hiermit zu meiner rechtmäßigen Braut sofern ihr Wille mit dem Meinigen übereinstimmt. Auf die letzten Worte entgegnete das Fräulein: Ich bin bereit Alles zu thun was Messer Lionato befiehlt. Und ich, schönes Fräulein, versetzte Lionato, ersuche euch den Signor Timbreo zum Gemahl zu nehmen. Um die Sache nicht länger zu verzögern, gab sie ein anwesender Geistlicher auf ein gegebenes Zeichen durch die nach dem Gebrauch der Kirche herkömmlichen Worte zusammen. Der Geistliche wuste es so geschickt einzurichten, daß Timbreo durch die Erklärung das gegenwärtige Fräulein zur Ehe zu nehmen, seine Fenicia heirathete indem er Lucillen zu heirathen glaubte. Schon als er das Fräulein aus dem Gemach treten sah, bewegte ein unnennbares Gefühl sein Herz; er glaubte in ihren Zügen eine gewisse Aehnlichkeit mit Fenicien wahrzunehmen, und konnte nicht aufhören sich an ihrem Anblick zu weiden, so daß er alle Liebe, die er zu Fenicien empfun-

den, auf diesen neuen Gegenstand übertragen hatte. Sogleich nach der Feierlichkeit ward das Waßer zum Waschen der Hände gereicht und zu Tisch gegangen. An der Spitze des Tisches setzte man die Braut, zu ihrer Rechten saß Timbreo, ihm gegenüber Belfiore, an ihrer Seite der Ritter Girondo: und so saßen Männer und Frauen in bunter Reihe nebeneinander. Köstliche Speisen wurden in der schönsten Ordnung aufgetragen und das ganze Mal war nicht minder durch Pracht als besonnene und doch rasche Bedienung ausgezeichnet. An unterhaltenden Gesprächen, witzigen Einfällen und tausend andern Ergetzungen fehlte es nicht. Zuletzt als man zur Erfrischung die Früchte der Jahreszeit auftrug, und Feniciens Muhme, welche den grösten Theil des Jahrs auf dem Landgute mit ihr zugebracht und neben Timbreo saß, das Mal enden sah als ob niemals von so viel traurigen Vorfällen die Rede gewesen, sprach sie wie zum Scherze zu Timbreo: Herr Bräutigam, seid ihr denn niemals verlobt gewesen? Bei dieser Frage der ehrwürdigen Matrone fühlte Timbreo wie seine Augen sich mit Thränen füllten, und er muste abwarten bis sie niederrannen eh er antworten konnte: Frau Muhme, sprach er, eure geehrte Frage ruft eine Begebenheit in mein Gedächtniss, die ich stäts im Herzen trage und die meinem Leben ein frühes Ziel setzen wird. Denn so sehr Fräulein Lucillas Besitz mich glücklich macht, so fühl ich doch um einer Andern willen, die ich liebte und noch im Tode mehr als mich selbst liebe, beständig einen Wurm an meinem Herzen nagen, der mich nach und nach verzehrt und mit den grausamsten Qualen foltert, denn ich war der einzige Urheber ihres unverschuldeten, schrecklichen Todes. Hierauf bemühte sich Girondo zu entgegnen, aber tausend schluchzende Seufzer und reichlich niederströmende Thränengüße verhinderten ihn; endlich aber sprach er in halb gebrochenen Worten: Ich, Herr, ich Treuloser war der Würger, der Henker des unglückseligen Mädchens, das seiner seltenen Gaben willen ein längeres Leben verdient hätte; ihr hattet keine Schuld an ihrem Tode, nur ich allein. Bei diesem Gespräch füllten sich die Augen der Braut mit heißen Thränen,

bei der lebhaften Erinnerung der vergangenen Trübsale, die ihr so herben Kummer gekostet hatten. Aber die Muhme fuhr fort, den Neffen zu bestürmen und sprach: Seit doch so gefällig, Herr Ritter, uns die Begebenheit zu erzählen, die euch und diesen andern Ritter noch jetzt zu so zärtlichen Thränen rührt. Ach, erwiderte Timbreo, warum verlangt ihr, Frau Muhme, daß ich mir den bittersten, grausamsten Schmerz erneue, den ich jemals erduldet, dessen Erinnerung schon genügt, mich zu verzehren und zu vernichten. Aber euch zu gefallen, will ich euch die Ursache meiner ewigen Trauer erzählen, so wenig Ehre mir meine Leichtgläubigkeit auch bringen mag. Er begann also und erzählte von Anfang bis zum Ende unter den heißesten Thränen und zur grösten Rührung und Verwunderung aller Anwesenden die ganze traurige Begebenheit.

Hierauf hob die Matrone wieder an: Ihr habt uns eine wunderbare und schreckliche Geschichte erzählt, Herr Ritter, wie sich vielleicht nie eine ähnliche auf der Welt begeben hat. Aber sagt mir, so wahr Gott euch helfe, wenn ihr vor der Vereinigung mit dieser eurer Neuvermählten jene erste Geliebte hättet wiederbeleben können, womit hättet ihr sie wohl erkaufen wollen? Unter neuen Thränen antwortete ihr Timbreo: Ich schwöre euch bei Gott, Herrin, daß diese meine neue Braut mich vollkommen glücklich macht und ich hoffe, sie wird es künftig noch mehr. Aber hätt ich die Todte wieder erwecken können, mit der Hälfte meines Lebens wollt ich sie erkauft haben, der irdischen Güter nicht zu gedenken, die ich für sie hingegeben hätte, denn ich liebte sie so innig und herzlich als nur irgend ein Mann eine Frau lieben mag, und aus Liebe zu ihr werd ich alle ihre Verwandten Zeitlebens lieben und ehren.

Der glückliche Vater Feniciens konnte bei diesen Worten seine Freude nicht länger verhehlen; er wandte sich zu dem Schwiegersohn und sprach unter Thränen der Rührung und Zärtlichkeit: Eure Handlungen, lieber Sohn und Eidam, denn so muß ich euch nennen, stimmen schlecht zu euern Worten, denn ihr habt

eure geliebte Fenicia geheirathet und den ganzen Morgen an ihrer Seite verbracht und erkennt sie noch nicht wieder: wo ist eure so glühende Liebe geblieben? Hat sie ihre Gestalt so verändert, sind ihre Züge so entstellt, daß ihr sie nicht erkennt, da sie neben euch sitzt?

Da endlich öffneten diese Worte die Augen des verliebten Ritters, er flog an die Brust seiner Fenicia, küßte sie tausendmal und konnte auf dem Gipfel überschwenglicher Wonne seine Augen von ihrem Anblicke nicht losringen noch unter süßen Thränen der Zärtlichkeit ein Wort hervorstammeln; nur bei sich selber schalt er sich einen Blinden. Alsdann erzählte Messer Lionato die Geschichte von Feniciens Rettung, welche Alle mit dem äußersten Erstaunen erfüllte und eine heitere Stimmung verbreitete. Nun erhob sich Girondo von der Tafel und stürzte sich unter vielen Thränen Fenicien zu Füßen, indem er sie demüthigst um Verzeihung bat. Diese hob ihn sogleich freundlichst auf und verzieh ihm mit liebreichen Worten die erlittenen Unbilden. Darum wandte sie sich zu ihrem Gatten, der sich selbst für schuldig erklärte, und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, jenes Vorfalls nie wieder zu gedenken, noch für eine Schuld um Verzeihung zu bitten, die er nicht begangen habe. Dann küßten sie sich und tranken, vor Freude weinend, ihre heißen Thränen im Uebermaß des Entzückens und der Wonne.

Während sich Alle der allgemeinen Freude hingaben und zu festlichen Tänzen anschickten, nahete sich Ritter Girondo dem Lionato, welcher so vergnügt war, daß er den Himmel mit dem Finger zu berühren wähnte, und bat ihn, ihm eine sehr große Gnade erzeigen zu wollen, wodurch er ihn unendlich glücklich machen werde. Lionato antwortete, er möge nur fordern, denn wenn es in seiner Macht stehe, seine Bitte zu gewähren, so werde er sie gern und freudig erfüllen.

So verlang ich denn, fuhr Girondo fort, euch, Messer Lionato, zum Vater und Schwäher, eure Tochter Fenicia und Ritter Timbreo zu Geschwistern und dieses Fräulein Belfiore zu meiner rechtmäßigen und geliebten Gattin.

Der gute Vater fühlte sein Herz von neuer Freude überwältigt: wie von Sinnen über ein so großes, unverhofftes Glück wuste er nicht ob er träume oder ob es Wahrheit sei, was er sah und hörte. Doch bald überzeugte er sich, daß er wache, und dankte Gott von ganzem Herzen für das unverdiente Geschenk. Dann wandte er sich zu Girondo und erwiderte ihm liebreich, daß er sein Verlangen gern gewähre. Sogleich rief er seine Belfiore herbei: Du hast gehört, meine Tochter, sprach er zu ihr, wovon die Rede ist. Der Herr Ritter verlangt dich zu seiner Gattin und willst du ihn zum Gatten, so bin ichs von Herzen zufrieden. Du hast alle Ursache einzuwilligen; doch sag uns deinen freien Entschluß.

Das schöne Kind antwortete dem Vater mit zitterndem Erröthen, sie sei bereit zu thun was er verlange, worauf Girondo ohne weitern Verzug mit Einwilligung aller Verwandten und unter den herkömmlichen Feierlichkeiten und gebräuchlichen Worten der schönen Belfiore den Brautring gab. Hierüber war die Freude Lionatos und aller der Seinigen unermeßlich. Weil aber Timbreo seine theure Fenicia unter dem Namen Lucilla geehlicht hatte, so nahm er sie von neuem feierlichst unter dem Namen Fenicia zur Gemahlin. Den Rest des Tages brachte man nun mit Tänzen und Lustbarkeiten hin. Die schöne, liebenswürdige Fenicia war in den feinsten Damast gekleidet, so weiß wie der reinste Schnee; die Binde, welche ihr Haupt schmückte, ließ ihr wunderbar reizend. Sie war für ihre Jahre ziemlich groß von Wuchs und prangte in genügender Fülle der Glieder, und doch konnte sie bei ihrer Jugend noch zu wachsen hoffen. Unter der verrätherischen Hülle der feinsten und edelsten Seide bargen sich die gewölbten Brüste, zwei runden Aepfeln ähnlich, in der reizendsten Entfernung von einander. Wer die holde Farbe ihres Angesichts sah, der erblickte eine reine, liebliche Weiße von jungfräulicher, süßer Scham übergoßen, welche nicht die Kunst, sondern die Meisterin Natur, dem Wechsel der Gebärden und der Umstände gemäß, in glühenden Purpur tauchte. Der runde Hals glänzte wie

der Schnee, und die schwellende Brust glich an Weiße und Frische dem lebendigsten, reinsten Alabaster. Wer den süßen Mund, wenn er die holden Worte bildete, sich öffnen und schließen sah, der glaubte ein unschätzbares Kleinod zu erblicken, in den feinsten Rubin gefaßt, voll der edelsten und schönsten orientalischen Perlen, die das gewürzreiche Morgenland uns je gesendet. Sah er aber diese schönen Augen, diese funkelnden Sterne, diese blitzenden Sonnen, die sie so meisterlich hin und her stralen ließ, so konnte er nicht zweifeln, daß in diesen reizenden Flammen die Liebe wohne und in diesem Himmel voll Glanz seine scharfen Pfeile wetze; und wie lieblich flatterten die krausen, losen Locken umher, welche die reine, freie Stirn umspielend, gesponnener Seide und glänzendem Golde gleich, sich bei dem leisesten Hauch eines Lüftchens kosend hin und her schaukelten. Die Arme waren von dem schönsten Ebenmaß, und die reizenden Hände so wohlgebildet, daß der Neid sie nicht zu tadeln gewust hätte. Ihre ganze Gestalt zeigte Munterkeit und Leben und eine so vollkommene natürliche Bildung, daß nichts zu wünschen blieb. Und nun bewegte sie leicht und heiter nach Bedürfniß bald einzelne Glieder, bald den ganzen Körper, daß jede Miene, jede Gebärde, jede Bewegung der Zauber unendlicher Anmuth begleitete und alle Herzen wie im Sturm erobern zu wollen schien. Darum hieß sie nicht mit Unrecht Fenicia, denn sie war ein wahrer Phönix, der alle andern Frauen an Schönheit weit überstralte.

Nicht minder reizend war Belfiorens Erscheinung, nur daß sie ihrer größern Jugend wegen noch nicht so viel Hoheit und Anmuth in ihren Bewegungen und Gebärden zeigte. Der ganze Tag wurde in festlicher Freude hingebracht und die beiden jungen Männer schienen sich an dem Anblick und der Unterhaltung ihrer Bräute nicht sättigen zu können. Signor Timbreo besonders schwelgte in Seligkeit und Entzücken und wollte sich fast selber nicht glauben, daß er wirklich da sei, wo er sich befand, denn immer fürchtete er nur zu träumen, oder Alles sei ein holder Sinnentrug, den die Kunst eines Zauberers ihm vorspiegele.

Am folgenden Tage schickten sie sich an, nach Messina zurückzukehren, um dort die Hochzeit mit jener Feierlichkeit zu begehen, die sich für den Rang der beiden Ritter geziemte. Die beiden Ehemänner hatten schon durch einen Eilboten einen ihrer Freunde, der das Vertrauen des Königs besaß, von ihren Schicksalen unterrichtet und ihm aufgetragen, was sie wünschten, das er für sie thun möchte. Daher gieng er noch desselben Tages zu König Pedro, ihm im Namen der beiden Ritter aufzuwarten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe, und was sich von Anfang bis zu Ende mit ihnen begeben habe. Der König bewies hierüber eine nicht geringe Freude; er ließ die Königin herbeirufen und befahl dem Vermittler, noch einmal in ihrer Gegenwart die ganze Geschichte zu erzählen. Dieß that er denn auch gewißenhaft und zur grösten Erbauung und Verwunderung der Königin, welche, da sie von Feniciens kläglichem Schicksale vernahm, aus Mitleid für das Mädchen zu Thränen gerührt wurde.

Nun war der König Pedro vor allen Fürsten seiner Zeit milde und freigebig und wuste beßer als Andere das Verdienst zu belohnen und die Königin war nicht minder hochherzig und edelmüthig. Der König eröffnete ihr also seinen Entschluß und was er zu thun vorhabe. Als die Königin seinen großmüthigen Vorsatz vernahm, billigte und pries sie den Willen ihres Herrn und Gemahls. Es ward also am ganzen Hofe Alles auf das Sorgsamste geordnet, und alle Edelleute und Damen in ganz Messina geladen, worauf der König befahl, daß die angesehensten Hofbeamten in Gesellschaft unzählig viel anderer Ritter und Edelleute, unter der Leitung des Infanten Don Giacomo Dongiavo, seines Erstgebornen, vor die Stadt den neuvermählten Schwestern entgegengehen sollten. Sogleich schloßen sich Alle in der schönsten Ordnung dem Zuge an und ritten vor die Stadt. Sie waren kaum eine Meile geritten, als sie den beiden Neuvermählten begegneten, welche mit ihren Männern und vielen andern Begleitern fröhlich gen Messina zogen. Als sie einander genaht waren, ließ Don Giacomo die Ritter, welche sie zu empfangen

abgestiegen waren, wieder aufsitzen und ritt zu den beiden Schwestern, welchen er im Namen seines Vaters zu ihrer Vermählung verbindlichst Glück wünschte und von Allen auf das Ehrerbietigste begrüßt wurde. Auch die übrigen Hofbeamten und Edelleute von dem Zuge, der aus Messina gekommen war, empfiengen die Neuvermählten und ihre Gatten nicht minder zuvorkommend und höflich. Die beiden Ritter mit ihren Frauen andererseits dankten Allen auf das Schmeichelhafteste und vor Allem sagten sie dem Infanten Don Giacomo den verbindlichsten Dank für die ihnen erwiesene Ehre.

Hierauf setzte sich die ganze Gesellschaft gegen die Stadt in Bewegung unter fröhlichen Gesprächen und Scherzen, wie es bei dergleichen Lustbarkeiten herzugehen pflegt. Don Giacomo unterhielt sich sehr lange und freundlich bald mit Fenicien, bald mit Belfioren. Der König, welcher mehrmals durch Boten von dem Vorrücken des Zuges unterrichtet worden war, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin und einer ansehnlichen Gesellschaft von Rittern und Edeldamen zu Pferde und begegnete am Eingange der Stadt dem schönen eben anlangenden Zuge. Alle stiegen sogleich ab, um den König und die Königin zu begrüßen, wofür sie von diesen gnädig empfangen wurden. Der König ließ alsdann Alle wieder aufsitzen und nahm seinen Platz zwischen Lionato und Timbreo ein, während die Königin die schöne Fenicia an ihre rechte und Belfioren an die linke Seite nahm. Der Infant Don Giacomo ritt neben Girondo. Ein Gleiches thaten die übrigen Ritter und Edelfrauen, welche gepaart in der schönsten Ordnung einher ritten und nach des Königs Befehl den Weg nach dem königlichen Schloße nahmen. Nach einem prachtvollen Male muste Timbreo auf des Königs Wunsch in Gegenwart aller Tischgäste die Geschichte seiner Liebe erzählen. Hierauf folgte ein glänzender Ball. Noch sieben Tage lang hielt der König offenen Hof und Alle musten während dieser Zeit im königlichen Palaste speisen.

Nach beendigtem Feste ließ der König den Lionato berufen und fragte ihn, welches Heirathsgut er seinen Töchtern versprochen

habe und in welcher Art er es ihnen anzuweisen gedenke. Messer Lionato antwortete, es sei noch nicht zur Sprache gekommen; indessen werde er sie nach seinem Vermögen ausstatten. Da sprach der König: Wir selbst werden euern Töchtern ein Heirathsgut geben wie es ihnen und unsern Rittern geziemt, und wollen nicht, daß sie euch in Zukunft irgend noch Kosten verursachen. Hierauf ließ der freigebige König, dem dieß nicht nur bei allen Sicilianern, sondern bei Jedem, der davon hörte, zur grösten Ehre gereichte, die beiden jungen Männer und ihre Frauen rufen und feierlich auf Alles Verzicht leisten, was sie aus dem Vermögen des Messer Lionato zu fordern haben könnten, und fügte sogleich den königlichen Befehl hinzu, der diese Verzichtleistung bestätigte. Unverzüglich darauf stattete er sie, nicht wie Bürgerstöchter, sondern wie seine eigenen, auf das Ehrenvollste aus und erhöhte das Jahrgehalt, das die Ritter von ihm bezogen. Die Königin, nicht minder aufwandliebend, großmüthig und freigebig, ernannte beide Frauen zu ihren Hofdamen, warf ihnen von ihren eigenen Einkünften ein ansehnliches Gehalt aus und hielt sie immer lieb und werth. Sie, die in der That äußerst liebenswürdig waren, wusten bald durch ihr Benehmen die Hochschätzung aller Hofbeamten zu erwerben. Auch dem Messer Lionato gab der König ein ehrenvolles Amt in Messina, das ihm keine geringen Einkünfte brachte. Weil er aber schon bei Jahren war, so brachte er es dahin, daß der König einen seiner Söhne darin bestätigte. So ergieng es mit Timbreos redlicher Liebe: das Böse, das ihm Girondo hatte zufügen wollen, schlug zum Guten aus und beide genoßen noch lange ihrer Frauen und lebten in Glück und Frieden. Noch oft durften sie sich mit Vergnügen der Leiden erinnern, welche die schöne Fenicia überstanden hatte. Dieser Timbreo war der erste, welcher in Italien das Haus der Cardona stiftete, welches noch heute in Sicilien und Neapel viele geachtete Mitglieder zählt. Auch in Spanien blüht dieß hochedle Blut der Cardona und bringt Männer hervor, die von dem Adel ihrer Ahnen nicht ausarten, weder in den Waffen noch in der Toga.

2. Viel Lärmens um Nichts.

Zur Sagenvergleichung.

Bandello I, 22. Mistreß Lennox hat in ihrem Shakspeare illustrated eine Episode des fünften Buchs von Ariosts rasendem Roland als die vermeintliche Quelle dieses Stücks übersetzt; allein schon Farmer und Steevens haben bemerkt, daß unsere Novelle der Shakspeareschen Darstellung weit näher steht. Bei Ariost findet sich nämlich nur der erste Theil von Heros Geschichte, ihre falsche Anklage; ihren scheinbaren Tod und endliche Wiederbelebung, bei welcher sie als eine Verwandte der ersten Braut ihrem frühern Bräutigam vorgestellt und vermählt wird, hat wohl Bandello zuerst erfunden. Indes mag Shakspeare Ariosts Darstellung jenes ersten Theils der Geschichte gekannt haben, weil auch bei ihm wie bei Ariost das Kammermädchen die Rolle ihres Fräuleins am Fenster spielen muß, was bei Bandello nicht vorkommt. Doch könnte er diese Abweichung auch selbst erfunden oder aus einer Nachbildung der Ariostischen Darstellung in Spensers Fairy Queen II, c. 4 entlehnt haben. Wenn Shakspeare den Ariost nicht im Original lesen konnte, so war er ihm durch die schon im Jahre 1591 herausgekommene Uebersetzung des Harrington zugänglich; auch mochte er gerade diese Episode aus einer besondern poetischen Bearbeitung von George Turberville kennen lernen, die einige Jahre früher erschienen war; überdieß hatte, wie wir sehen werden, schon ein älteres Schauspiel jene Ariostische Episode behandelt.

Wie Dunlop II. 456 vermuthet, hat Ariost, den Bandello benutzt haben mag, wieder aus dem Ritterroman von Tyrant dem Weißen geschöpft, wo der Inhalt des ersten Theils unserer

Novelle zum Erstenmal vorkommt. Es bedarf hier keines Auszugs der wunderschönen Episode Ariosts, da Eschenburg schon einen solchen gegeben hat und der rasende Roland durch die Uebersetzungen von Gries und Streckfuß in Jedermanns Händen ist. Auch die neunte Novelle in der Einleitung von Cinthios Hecatommithi stellt einen ähnlichen Betrug dar, wie hier mit Fenicien gespielt wird; doch stiftet ihn dort eine Dienstmagd, die in ihren Herrn verliebt ist, gegen dessen Gattin an.

Die Novelle Bandellos soll dem Shakspeare nach der Annahme der englischen Kritiker durch die Uebersetzung in Belleforests tragischen Erzählungen (Lyon 1594. 12. 3. Bd.) bekannt geworden sein. Sie ist eine der besten dieses Novellisten und Shakspeare hat sich ihr in dem ernsten Theil seines Schauspiels ziemlich genau angeschloßen; der komische Theil, die Liebe Benedicts und Beatricens, scheint ganz seine eigene Erfindung.

Der sagenmäßige Gehalt dieser Novelle ist sehr gering: nimmt man aber dennoch eine epische Grundlage an, so gehört sie der Idee nach in den Kreiß, von welchem unter VI. ausführlich gesprochen wurde.

Unsere Novelle hat auch unser Landsmann Ayrer, ein Zeitgenoße Shakspeares, zu einem seiner besten Stücke benutzt. Wir meinen sein Schauspiel von der schönen Phänicia, das sich der Novelle sehr genau anschließt. Tieck (Deutsches Theater I, 22) vermuthete, Jacob Ayrer habe ein älteres englisches Theaterstück benutzt, das auch Shakspeares Vorbild gewesen sei. Das scheint sich uns jetzt durch Colliers Meldung zu bestätigen, daß ein Stück Ariodante und Genevra vor der Königin Elisabeth aufgeführt ward, welches den Stoff aus Ariosts Orlando entlehnte und in den Hauptzügen mit Shakspeares Schauspiel übereinstimmte. Jakob Ayrers Phänicia können wir jetzt auch im dritten Bande seiner von A. v. Keller Stuttgart 1865 herausgegebenen Dramen (Nr. 26) vergleichen. Nach der Phänicia ist es mir aber nicht wahrscheinlich, daß Ayrer außer der Novelle noch ein Schauspiel benutzt habe; daß er den Zuschnitt gleichzeitiger englischer Stücke

nachbildete und sich namentlich den Clown unter dem Namen Jahn aneignete, beweist dafür nichts. In den Namen schließt er sich offenbar an Bandello, den er freilich nur aus Belleforest gekannt zu haben scheint, während sich bei Shakspeare außer König Pedro von Arragonien nur noch der alte Lionato wiederfindet. In der Art, wie Phänicias (Heros) Untreue vorgespiegelt wird, indem Jahn, der als Weib prangt und Phänicias Rolle spielt, mit Gerwalt schön thut, und sich zuletzt mit ihm in die Büsche schlägt, was Graf Timborus von seinem Versteck in demselben Garten aus mit ansieht, weicht allerdings Ayrer stark von der Novelle ab; da dieser aber Shakspeare sehr viel näher tritt, so folgte hierin Ayrer leichterer Inscenesetzung wegen wohl seiner eigenen Erfindung, nicht einem ältern Stück, das als Shakspeares Quelle anzunehmen hier noch weniger Grund ist. Wenn endlich William Bell († 1868 in Bonn während des archäologischen Congresses im Alter von 80 Jahren) in seinem Aufsatze: Ist William Shakspeare in Deutschland gewesen? (Morgenblatt 1853 Nr. 500) in der Phänicia des Nürnbergers mit Measure for measure viel Uebereinstimmendes findet, so verwechselt er letzteres Stück mit Much ado about Nothing. Daß aber Shakspeare aus Ayrer geschöpft habe, ist nicht wahrscheinlich; das Umgekehrte ließe sich schon aus den Namen widerlegen.

XI.

Zu

dem Wintermärchen.

1. Das Märchen von Dorastus und Faunia.

Nach Robert Greene.

Ehe noch das Christenthum in der Welt erschienen war, regierte in Böhmen ein König, Pandosto genannt, welcher einer Prinzessin von ausgesuchter Schönheit und Tugend, mit Namen Bellaria, vermählt war, und so glücklich mit ihr lebte, daß die Eintracht des königlichen Paars allen ihren Unterthanen zu sonderlicher Erbauung gereichte. Nach dem ersten Jahre ihrer Ehe wurde Bellaria von einem Sohne entbunden, der den Namen Garrinter erhielt. Die Nachricht von seiner Geburt verbreitete Jubel über ganz Böhmen, und der König, sowohl um seine eigene Freude über dieß glückliche Ereigniß auszudrücken als den Wünschen seines Volks zu begegnen, schrieb ein großes Turnier zu Ehren des jungen Prinzen aus, zu welchem, außer seinen eigenen Mannen und Lehnsleuten, viel benachbarte Könige, Fürsten und Herrn herbeieilten, ihre Tapferkeit und Gewandtheit zu bewähren. Das Fest währte zwanzig Tage und erfüllte alle Gäste mit Bewunderung über den prächtigen Hofhalt Pandostos. Aber das Glück ist unbeständig und bald verkehrte es sein Lächeln in Ingrimm gegen den König und seine geliebte Bellaria.

Seit seiner Jugend war Pandosto durch die engste Freundschaft mit Egistus, dem jungen Könige von Sicilien, verbunden. Dieser Fürst wollte dem Freunde beweisen, daß weder Zeit noch räumliche Entfernung seine Neigung zu schwächen vermocht habe, und beschloß, ihn in seinem Reiche heimzusuchen und ihm zu seiner Vermählung und der Geburt eines Sohnes Glück zu wünschen. Er ließ also seine Schiffe bereiten und kam mit einer geringen, aber erlesenen Dienerschar in Böhmen an. Bei seiner Landung

ward er von Pandosto, der Königin und einem glänzenden Gefolge feierlich eingeholt und unter festlichem Jubel in den Palast geführt. Pandosto, dessen Herz von diesem Beweise von Freundschaft, den Egistus ihm gab, zärtlich gerührt war, veranlaßte die Königin, diesem Fürsten, den er so sehr liebte und dem er sich so höchlich verpflichtet fühlte, alle erdenklichen Beweise von Freundschaft und Hochachtung zu geben, und Bellaria, die gewohnt war, den Willen ihres Gemahls zu dem ihrigen zu machen, genügte dieser Aufforderung um so lieber als die edeln Eigenschaften ihres Gastes diese Auszeichnung vollkommen verdienten. Sie gab ihm also täglich tausend unschuldige Zeichen ihrer Hochachtung, und Egistus, der die Vorzüge der Königin mit aller Wärme eines uneigennützigen Freundes bewunderte und schätzte, ermangelte nicht, sich dankbar zu beweisen. Diese gegenseitige Werthschätzung veranlaßte eine freundschaftliche Vertraulichkeit zwischen der Königin und ihrem Gaste, die dem Pandosto, welchen Staatsgeschäfte oft verhinderten, ihnen Gesellschaft zu leisten, anfänglich zu großer Freude gereichte. Nach und nach aber begann der unglückliche Fürst, entweder weil er sich der überlegenen Vorzüge des Egistus bewust war, oder aus einem angeborenen Hang seines Gemüths, den vertraulichen Umgang zwischen seiner Gemahlin und dem Gaste, den er selbst veranlaßt und eingeleitet hatte, mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Zweifel und finstere Gedanken bestürmten ihn, wenn er die unwiderstehlichen Reize Bellariens und die männliche Schönheit und edeln Eigenschaften des Egistus erwog: denn er hielt es für unmöglich, daß zwei Wesen, welche die Natur zum Gefallen geschaffen zu haben schien, für ihre gegenseitigen Vorzüge unempfindlich sein sollten. Da er diesen Zweifeln einmal Raum gegeben, nährte er seine wachsende Eifersucht durch ängstliche Aufmerksamkeit auf jeden Blick und jedes Wort seines Freundes und seiner Gattin, und vorurtheilsvoll, wie er nun schon war, erschien ihm ihre unschuldige Vertraulichkeit als ein gültiger Beweis ihrer strafbaren Neigung. Sein Verdacht verwandelte sich in vollkommene Ueberzeugung: er betrachtete den Egistus nicht

länger als seinen Freund und Gast, sondern als den Zertrümmerer seiner Ehre, als den Verführer seiner Gattin. Ein tödlicher Haß trat an die Stelle der zärtlichen Neigung, die er einst zu Egistus getragen; das Lächeln der Liebe, womit er sonst auf die holde Bellaria geblickt, wich den Stirnrunzeln des Argwohns und nur der Gedanke der Rache konnte seinem gefolterten Herzen eine augenblickliche Erleichterung gewähren. Er beschloß, den Egistus zu vergiften: während er aber auf Mittel bedacht war, seinen grausamen Vorsatz ohne Verdacht auszuführen, wuste er seine Reden und sein Betragen mit einem Anschein von Freundschaft und Hochschätzung zu bekleiden.

Pandosto hatte einen Mundschenken, Namens Franio, welcher stäts eine treue Anhänglichkeit an seine Person bewiesen hatte, weshalb er nicht zweifelte, ihn zur Ausführung seiner Rache an dem Könige von Sicilien bereden zu können. Der eifersüchtige König theilte ihm also seinen unköniglichen Vorsatz mit und versprach ihm reichliche Belohnung, wenn er bei der nächsten Gelegenheit, wo Egistus an seiner Tafel zu trinken begehre, ein tödliches Gift in seinen Becher mische. Franio schauderte, als er diesen unmenschlichen Antrag vernahm; mit allem Freimuth eines Biedermanns und treuen Unterthans versuchte er es, dem König seinen grausamen Vorsatz auszureden. Er stellte ihm vor, wie verhaßt dieser unnatürliche Mord ihn bei Göttern und Menschen machen müße, rief ihm die geheiligten Gesetze der Gastfreundschaft ins Gedächtniß zurück und zählte ihm alle die schrecklichen Folgen auf, die dieser himmelschreiende Verrath über ihn, sein Haus und sein Reich bringen würde. Aber alle diese Gründe vermochten nichts wider die Entschloßenheit Pandostos, der in seinem grausamen Vorsatz beharrend, dem Franio die Wahl ließ, entweder den Egistus zu vergiften, wofür er ihm durch Reichthümer und Ehrenstellen lohnen werde, oder den Tod für seinen Ungehorsam davonzutragen.

Diese Drohungen auf der einen Seite und so große Verheißungen auf der andern, vermochten den Mundschenken, dem

Pandosto zu versprechen, er wolle ihm gehorchen und bei der nächsten günstigen Gelegenheit den Egistus durch Gift aus dem Wege räumen. Der König war mit diesem Versprechen zufrieden und gedachte, sobald seine Rache an Egistus vollzogen sei, Bellarien ein gleiches Schicksal zu bereiten. Als sich aber der König entfernt hatte, begann Franio, der nun den Gegenstand seiner Furcht nicht länger vor Augen hatte, welcher ihn mit einem martervollen Tode bedrohte, wenn er den unschuldigen Fürsten nicht umbrächte, die schändliche That, zu der er sich verpflichtet hatte, reiflicher zu erwägen, und weniger die Furcht vor der Entdeckung der Unthat, als vor den Schrecknissen eines bösen Gewißens und die Ueberzeugung, daß er den Göttern mehr Gehorsam schuldig sei als dem Könige, und daß alle Schätze der Welt und alle irdische Größe dem Werth eines reinen Bewustseins nicht gleichkämen, brachten seinen Entschluß zum Wanken. Nach langem innern Kampfe nahm er sich vor, dem Egistus den Anschlag zu entdecken. Zu diesem Ende begab er sich nach den Gemächern des Königs von Sicilien, und als er sich bei demselben Gehör ausgewirkt, machte er ihm in wenig Worten die ganze Lage der Sache bekannt. Aber Egistus war schwer von der Schuld seines Freundes zu überzeugen; er beurtheilte Pandostos Herz nach der Reinheit seines eigenen und erwiderte dem Mundschenken mit großer Strenge, daß er nicht fähig sei, nur mit einem Gedanken, an der Aufrichtigkeit seines Gastfreundes zu zweifeln. Pandosto sprach er, ist mein Freund und Bundesgenoße, nie hat ein Verdacht unsere gegenseitige Zuneigung getrübt. Ich kam nicht in sein Land um seine Unterthanen ihrer Lehnspflicht abwendig zu machen, noch mich mit seinen Feinden zu verschwören. Ich habe ihm nie Ursache gegeben, meinen Tod zu wünschen und kann ihn eines so ungerechten und verrätherischen Vorsatzes nicht schuldig glauben. Ich muß also die Warnung, die ihr mir gebt, für die Wirkung eines Anschlags der Böhmen halten, die mich mit ihrem Könige zu entzweien suchen.

Franio erwiderte ihm: Es sei gefährlich gegen die Wuth

eines geheimen Feindes zu zaudern. Wenn die Böhmen ihm ein Leid zugedacht hätten, so würde es ihnen nicht schwer geworden sein, ihre Absicht zu erreichen ohne ihren Anschlag zu verrathen. Es sei unbillig, wenn seine Majestät seinen Eifer für die Erhaltung seines Lebens gegen einen boshaften Verrath missdeute, denn seine Absicht sei, dem Verrath zu begegnen, nicht den Verräther zu spielen. Er beschwor den König, eiligst nach Sicilien zu entfliehen, wenn er der drohenden Gefahr entgehen wolle, und ihm zu erlauben, daß er ihn in sein Reich begleite, und wenn er alsdann nicht vollgültige Beweise beibringe, daß Pandosto ihn zu vergiften beabsichtigt habe, so möge er seinen Verrath mit den grausamsten Martern bestrafen.

Nach reiflicherer Erwägung dankte Egistus dem Mundschenken für seine Warnung, versprach ihn, wenn er in Sicilien glücklich anlange, königlich zu belohnen und übertrug ihm die Vorbereitung ihrer Flucht. Franio begab sich sogleich zu dem Admiral von Egistus Flotte, mit welchem er die Verabredung traf, daß sich Jener bereit halten sollte, mit dem nächsten günstigen Winde hinwegzusegeln. Den auf die Ausführung der Rache dringenden Pandosto wuste er unterdes mit der Vorspiegelung hinzuhalten, daß er mit der Bereitung eines wirksamen Giftes beschäftigt sei, welches auf der Stelle den Tod gebe.

Pandosto empfieng diese Nachricht mit einer boshaften Freude: jede Stunde schien ihm tausend Jahre zu währen bis seine ungeduldige Wuth sich an dem Blute der vermeinten Beleidiger ersättigen könne. Sobald Egistus vernahm, daß ein günstiger Wind sich erhebe, schaffte er mit Franios Hülfe seine Sicilianer durch eine geheime Pforte aus der Stadt, und zwar so schnell und verborgen, daß sie, ohne den mindesten Verdacht zu erregen, an Bord ihrer Schiffe giengen, die Segel den Winden überließen und bald aus dem Angesicht Böhmens verschwunden waren.

Als Pandosto hörte, Egistus sei in der Nacht entflohen und Franio habe ihn begleitet, wandte er alle seine Wuth gegen die Königin, welche er des Einverständnisses mit Egistus und dem

Verräther Franio beschuldigte und seiner Wache Befehl gab, sie zu verhaften.

Die unschuldige Bellaria, die den drohenden Sturm nicht ahnte, spielte just mit ihrem Söhnlein Garrinter, als die Wache mit Widerstreben des Königs Befehl zu vollziehen kam. Im ersten Augenblick erschrak und erblasste die Königin, doch bald sammelte sie sich wieder, nahm allen edeln Stolz eines guten Gewißens und beleidigter Tugend an, reichte ihre Hand dem Hauptmann der Wache und folgte ihm ohne Murren in ihr Gefängniss, wo sie in Geduld und Ergebung ihren Kummer ertrug.

Wüthend über die Vereitelung seiner Rache gegen Egistus beschloß der König, sie mit verdoppelter Schwere auf das Haupt der unseligen Bellaria fallen zu laßen, und befahl es in seinem ganzen Reiche bekannt zu machen, daß die Königin mit Egistus Ehebruch begangen und mit seinem Mundschenken Franio auf seinen Tod gesonnen habe. Obgleich der Wandel der Königin bis dahin untadelhaft gewesen war, erregten doch diese Bekanntmachungen und die schnelle Flucht des Königs von Sicilien mit Franio mancherlei Verdacht gegen sie in den Gemüthern des Volks, das indes nicht abließ, täglich auf ihre Befreiung zu dringen, denn ihre Jugend, ihre Schönheit, die Anmuth aller ihrer Bewegungen bei so vielem Unglück, erregten Jedermanns Mitleid. Aber der grausame Pandosto, zu dessen Felsenherzen das Mitleid keinen Zutritt fand, war entschloßen die unglückliche Bellaria mit allem möglichen Schimpf und Ungemach zu überladen und gab es nicht zu, daß sie in ihrem Gefängniss mit der ihrem einstmaligen Range gebührenden Achtung behandelt würde, sondern ließ sie mit der hartherzigsten Vernachläßigung bedienen. Da indes seine Grausamkeiten gegen die Königin seine Rache nur theilweise sättigen konnten, so wünschte er auch den Egistus das Gewicht seines Haßes empfinden zu laßen; allein dieser Monarch, der die Tochter des Kaisers von Rußland zur Gemahlin hatte, war durch seine Bundesgenoßen so mächtig, daß er mit offener Gewalt seine Rache an ihm zu vollbringen verzweifelte.

Als die unglückliche Königin die niedrige Anschuldigung vernahm, die so schonungslos gegen ihre Ehre erhoben wurde, verlangte sie im Vertrauen auf ihre fleckenlose Reinheit und die Unschuld des Egistus, daß die Sache förmlich vor Gericht untersucht und ihr verstattet werden sollte, sich öffentlich gegen ihre Ankläger zu vertheidigen. Aber der König loderte so von Zorn und Eifersucht, daß er ihre gerechte Bitte verwarf, und während die arme Königin unter dem Gewicht ihres hoffnungslosen Ungemachs fast vergehen wollte, muste sie noch mit Schrecken wahrnehmen, daß sie hochschwanger sei. Dieser in ihrer trostlosen Lage höchst unglückliche Umstand preßte ihr Klagen aus, die selbst das harte Herz ihres Kerkermeisters erweichten: er ließ sogleich dem Könige davon Anzeige machen und zweifelte nicht, daß ihn dieß bewegen werde, sie in Freiheit zu setzen. Aber es hatte just den entgegengesetzten Erfolg, denn der König hatte ihre Schwangerschaft kaum vernommen, als er in die heftigste Wuth gerieth und der Königin und ihrem Bastard, allen Göttern zum Trotz, den Tod schwur.

So vieler grausamen Martern ohngeachtet ward die Königin von einer Tochter glücklich entbunden und Pandosto erklärte sofort seinen Entschluß, die Mutter sammt dem Kinde verbrennen zu laßen. Sein Hofgesinde bediente sich aller Gründe, die Vernunft und Menschlichkeit an die Hand gaben, ihm seinen barbarischen Vorsatz auszureden; aber Alles was sie damit erreichten war, den Mord des Kindes zu verhindern. Der Königin Urtheil, versicherte er, stehe unwiderruflich fest, und nur den dringenden Vorstellungen der Hofleute gelang es, ihm die Begnadigung des Kindes abzunöthigen. Indes war der Entschluß, den er in dieser Rücksicht faßte, nicht minder grausam, und sollte nur das Verderben des schuldlosen Opfers verzögern. Er befahl das Kind der jammernden Mutter zu entreißen, es in ein Boot zu setzen, dieses in die See zu schieben und es der Willkür des Windes und der Wellen zu überlaßen. Die Wachen des Königs, welche diese unmenschliche That ausführten, rührte die süße Harmlosigkeit des unschul-

digen Kindes: sie beschuldigten den König der härtesten Grausamkeit; aber die Furcht vor seinem Ingrimme nöthigte sie, seine Befehle zu vollziehen. Sie setzten das Kind in ein Boot, bedeckten es mit Zweigen um es vor dem Unglimpf des Wetters zu schützen, und stießen es in die See, als sich eben ein so gewaltiger Sturm erhoben hatte, daß es Mühe kostete, dagegen anzudringen.

Als die gräßliche That vollbracht war, versammelte der König seine Edeln und Räthe und ließ die Königin an den Hof führen, wo sie die Anklage wider sich verlesen hörte. Bellaria, die wohl fühlte, daß nur ihr Tod dem verblendeten König genügen könne, setzte ihr Vertrauen auf ihre Unschuld, sammelte allen Muth, den ihre unglückliche Lage erforderte, und verlangte mit edelm Stolze Recht und Erkenntniß; denn Gnade, fügte sie hinzu, erwarte ich nicht: laßt also meine Ankläger am Hof erscheinen und mir im Angesicht ihre Beweise vorbringen.

Pandosto erwiderte: Die Aussagen der Zeugen seien so glaubwürdig, daß ihr bloßes Wort genüge: denn sie freilich, fuhr er heftig fort, hat wohl Grund, ein so schauderhaftes Verbrechen zu läugnen und abzuschwören, nachdem sie jede Anwandlung von Scham und Reue unterdrückt, um es zu begehen: aber dennoch sollst du sterben, des grausamsten und schmählichsten Todes. Von dieser Drohung nicht erschüttert, entgegnete die Königin ohne sichtbare Bewegung: Die Strafe ohne Beweis verhängen, sei Gewalt, nicht Recht. Hierin pflichteten ihr die Räthe und Edeln bei und verlangten, die Ankläger sollten öffentlich verhört und vereidet werden, und wenn alsdann der Königin Schuld vollständig erhelle, so stehe es Sr. Majestät frei, sie mit der von den Gesetzen für solche Verbrechen verordneten Strafe zu belegen. Der König versetzte: Er sei für diesen Fall gesonnen und befugt, von den Gesetzen abzusehen: die Räthe möchten sein Wort als hinreichenden Beweis betrachten, widrigenfalls es auch der Mächtigste unter ihnen entgelten solle.

Diese Drohung machte sie Alle verstummen; aber Bellaria, die am Leben verzweifelnd die Schande mehr als den Tod fürchtete,

versetzte, wenn sein Wille statt des Rechts gelten solle, so sei die Entscheidung der Geschwornen nutzlos. Dann fiel sie auf die Kniee und beschwor den König bei der Liebe zu Garrinter, seinem jungen Sohne, ihr die eine Bitte zu gewähren, daß er sechs seiner Edeln, auf die er das meiste Vertrauen setze, nach Delphi schicken möge, um das Orakel Apollos über das ihr angeschuldigte Verbrechen zu befragen.

Pandosto konnte ein so billiges Verlangen nicht abschlagen: er ernannte also sechs Gesandte, welche in aller Eile nach Delphi abgefertigt werden sollten, und ließ die Königin bis zu ihrer Rückkehr auf das Strengste bewachen. Die Gesandten vollbrachten ihre Reise in drei Wochen und sobald sie in Delphi gelandet waren, eilten sie zum Tempel Apollos, verrichteten das Opfer mit großer Andacht, beschenkten die Priester dem Gebrauch gemäß und baten in Demuth um Antwort auf ihre Anfrage. Nicht lange hatten sie vor dem Altar gekniet als Apollo mit lauter Stimme sprach: Ihr Böhmen, nehmt was ihr hinter dem Altare findet, und reist nach der Heimat. Sie gehorchten dem Orakel und fanden eine Pergamentrolle, welche die Priester ihnen erst in Gegenwart des Königs zu eröffnen befahlen. Die Gesandten gelobten dieser Anweisung Gehorsam, verließen nach vollbrachtem Gottesdienste den Tempel und segelten mit günstigem Winde nach Böhmen zurück, wo sie bald ankamen und sofort nach Hofe eilten. Hier berichteten sie dem Könige, der sie gnädig empfieng, von dem Erfolg ihrer Reise, übergaben ihm die göttliche Rolle und ersuchten ihn, da in dieser geheiligten Schrift Leben und Tod, Schuld oder Unschuld der Königin enthalten sei, den Adel seines Reiches zu der Gerichtshalle zu berufen und in dessen und der Königin Gegenwart das Orakel verlesen zu laßen.

Der König pflichtete ihrer Meinung bei und an dem bestimmten Tage, da der König mit den Edeln des Reichs sich am Hofe versammelt hatte, ward die Königin vor die Schranken gebracht und sprach also: Welchen Wandel ich geführt habe, bevor Egistus nach Böhmen kam, darüber, Pandosto, berufe ich mich

auf dein Gewißen und die unsterblichen Götter; sie allein wißen auch ob ich des Verbrechens schuldig bin, dessen ich angeklagt werde. Ich behaupte meine Unschuld und beziehe mich zur Beglaubigung derselben auf den Ausspruch des göttlichen Orakels. Hiemit schwieg Bellaria und der König befahl einem seiner Edeln die Rolle zu öffnen. Dieser gehorchte und las mit lauter Stimme folgende mit goldenen Buchstaben geschriebene Worte:

Verdacht ist kein Beweis, Eifersucht ein parteilicher Richter; Bellaria ist keusch, Egistus tadelsfrei, Franio ein getreuer Unterthan: Pandosto ist strafbar, sein Kind unschuldig und der König stirbt ohne Erben, wenn das verlorene nicht wiedergefunden wird.

Als das Orakel gelesen war, erscholl der Hof von freudigen Ausrufungen, denn alle Herzen waren hocherfreut, die Unschuld der Königin erwiesen zu sehen. Auch der König fieng nun an, sich seiner vorlauten Eifersucht und des grundlosen Verdachtes zu schämen; da er es aber nicht wagte, der beleidigten Bellaria zu nahen, so wünschte er, daß seine Edeln ihm ihre Verzeihung für die ihr angethane Schmach erwirken möchten, und von Reue und Abscheu gegen seine frühern Verirrungen gequält, bekannte er öffentlich seinen Anschlag gegen das Leben des Egistus.

Während er solchergestalt seinen eigenen Verrath büßte, erschien eilends ein Bote am Hofe, welcher dem König den Tod des Prinzen Garrinter ankündigte. Bellaria, deren Seele das göttliche Orakel mit Freude überschüttet hatte, ward bei dieser schrecklichen Nachricht von einem so übermäßigen Schmerz ergriffen, daß ihr zartes Herz, unfähig der Gewalt so schneidender Gegensätze zu widerstehen, unter der Wucht erlag: sie sank nieder und hauchte sogleich den Geist von sich. Bei diesem entsetzlichen Anblick verließ den König das Bewustsein: er ward nach dem Palast gebracht, wo er aller Bemühungen der Aerzte ohnerachtet drei Tage lang sprachlos lag. Die Böhmen waren in der äußersten Verzweiflung: man sah und hörte nichts als Klagen und Jammer, der Tod der Königin und des Prinzen und die Gefahr, worin des Königs Leben schwebte, füllten die ganze Stadt mit Schmerz

und Bestürzung; zuletzt erlangte er jedoch Bewustsein und Sprache wieder und bei dieser Nachricht schienen auch die trauernden Böhmen einigermaßen wieder aufzuleben.

Aber des Königs Verzweiflung war so heftig, daß er sich mehrmals selbst zu ermorden versuchte und nur mit Mühe verhinderten ihn die Böhmen daran, welche alle erdenklichen Gründe aufwandten, sein Gemüth zu beruhigen und ihn zu bereden, daß er sein Missgeschick in Geduld ertrage. Endlich gelang es ihren vereinten Bemühungen, ihm seine Faßung wiederzugeben, worauf er die Beerdigung der Königin und des Prinzen anordnete, welche auf das Feierlichste vollzogen wurde. Er kam alle Tage zu Belariens Gruft und beweinte mit Thränen des Grams und der Reue ihr unseliges Verhängniss und das eigene Missgeschick.

Wir wollen nun den trostlosen König eine Weile verlaßen und die Schicksale des königlichen Kindes berichten, das wir auf den Fluten des Oceans verließen. Das Boot, in welches es gelegt worden, war zwei Tage lang ein Spiel des Windes und der Wellen, und jeden Augenblick in Gefahr, von den Wogen verschlungen zu werden; zuletzt gefiel es den Göttern, es an die Küste Siciliens zu werfen, wo es auf den Sand getrieben wurde. Glücklicherweise begab es sich, daß ein Schäfer, welcher eins seiner Schafe vermisste und es überall vergebens gesucht hatte, an das Seeufer kam in der Hoffnung, daß es dort die Meerkräuter abweide. Hier vernahm er die Stimme eines Kindes, welches er anfänglich für das Blöcken seines Schafes hielt; als er aber an den Strand kam, gewahrte er das Boot, und als er hinzugieng, sah er ein wunderschönes Kind am Boden liegen, in einen goldgestickten Scharlachmantel gehüllt und eine reiche Kette von Juwelen um seinen Hals.

Von diesem seltsamen Abenteuer überrascht glaubte der Schäfer bei dem Anblick der Schönheit des Kindes und der Reichthümer, die es umgaben, irgend eine kleine Gottheit vor sich zu sehen, und war im Begriff es anzubeten, als das Wehgeschrei des Kindes, das eben vor Frost und Hunger vergehen zu wollen

schien, ihn überzeugte, daß es nur ein sterbliches Wesen sei. Nun trat das Mitleid an die Stelle der Verehrung: er nahte dem Kinde, nahm es in seine Arme und da er aus der ungewöhnlichen Pracht seiner Hülle schloß, daß es von edler Geburt sei, so gedachte er es dem Könige zu überbringen. Als er es aber enger in den Mantel wickelte, um es beßer vor der Kälte zu schützen, fiel ihm ein Geldbeutel vor die Füße, dessen Anblick ihn so bezauberte, daß er seinen Entschluß dahin veränderte, das Kind selbst zu erziehen und das Geld in seinem Nutzen zu verwenden. Sogleich kehrte er auf einem Nebenwege zu seiner Hütte zurück, damit Niemand merken solle was er in seinen Armen verberge.

Sobald er in die Hütte trat, begann das Kind zu weinen, worüber sein Weib in Zorn gerieth, das in der Voraussetzung, er bringe ihr einen Bastard zu erziehen, ihn ernstlich wegen seiner Untreue zur Rede setzte. Der Schäfer bat sie sich zu beruhigen, und versicherte sie, wenn sie klug und verschwiegen sein könne, sei ihr Glück für immer gemacht; dann legte er ihr das Kind in die Arme und zeigte ihr das Gold und die Juwelen, die er mit ihm gefunden hatte, welche denn der armen Frau so gefielen, daß sie das Kind liebevoll aufzuziehen und bei den Nachbarn vorzugeben beschloß, es sei ihr eigenes.

Sie verbargen das Gold und die Juwelen: der Schäfer kehrte zu der Pflege seiner Lämmer zurück, während sein Weib sich mit der Erziehung des Findlings beschäftigte, welchem sie den Namen Faunia gaben. Kurze Zeit nachher erwarb der Schäfer ein schönes Pachtgut und hütete fremde Heerden bis er selber Eigenthümer einer sehr ansehnlichen ward. Als Faunia das Alter von zehn Jahren erreichte, übergaben ihr Porrus und Mopsa, so hießen ihre Pflegeeltern, die Sorge für ihre Heerden und die junge Schäferin, deren Schönheit schon in so zartem Alter Alle, die sie erblickten, mit Bewunderung und Staunen erfüllte, widmete sich mit dem grösten Fleiße dieser ländlichen Beschäftigung, und Alles schien unter ihrer Hand zu blühen und zu gedeihen. Auch Landbesitz erwarb Porrus, welchen er Faunien nach seinem Tode

zu hinterlaßen gedachte. Diese hatte kaum das funfzehnte Jahr erreicht, als manche der reichsten Pächtersöhne um ihre Hand warben. Und nicht bloß auf dem Lande ward die schöne Schäferin bewundert und gepriesen; ihr Witz und ihr Scharfsinn kamen ihrer Schönheit gleich, und so viele geistige und körperliche Vorzüge machten ihren Namen auch am Hofe bekannt. Sie wuste nicht anders als daß sie die Tochter des Porrus sei, und ließ sich durch das Lob, das ihr gespendet wurde, nicht verblenden, sondern fügte sich mit süßer Demuth in die Niedrigkeit ihres Standes und hütete ihre Heerden mit der sorgsamsten Pflege. Obgleich nicht eitel auf die Anmuth ihres Wesens, wuste sie sich doch in ihrer ländlichen Tracht zierlich zu kleiden, ihr schönes Haar mit geschmackvoller Nachläßigkeit aufzubinden und aus den frischesten und gefälligsten Blumen einen Kranz zu flechten, der ihr liebliches Antlitz vor der Sonne beschattete.

Der König von Sicilien hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Dorastus, ein schöner und vollkommener Jüngling, von welchem die Sicilier große Hoffnungen hegten. In dem Wunsche, ihn noch vor seinem Tode vermählt zu sehen, schickte der König einen Gesandten an den König von Dänemark um Euphanien, seine Tochter und Erbin seines Reiches, dem Prinzen von Sicilien zur Gemahlin zu begehren. Da der König von Dänemark hierauf eingieng, benachrichtigte Egistus seinen Sohn von den angeknüpften Verhandlungen, rühmte die Schönheit und die Tugenden der Prinzessin und die Vortheile einer Verschwägerung mit dem Könige von Dänemark, und beschloß damit, den Göttern für den glücklichen Erfolg seiner Bewerbung zu danken. Dorastus hörte dieß alles mit einem solchen Anschein von Gleichgültigkeit, daß der König erstaunte und ihn fragte ob er etwa Einwendungen gegen die Verbindung zu machen habe; worauf der Prinz kaltblütig erwiderte, daß die Liebe seinem Herzen noch fremd und das andere Geschlecht ihm völlig gleichgültig sei, er also gar keine Neigung empfinde, eine Verbindung wie die Ehe sei einzugehen. Der König durch diese Antwort auf das Aeußerste beleidigt, drohte

ihm mit den härtesten Folgen seiner Ungnade, wofern er sich seinem Willen nicht unterwerfe; und da der Prinz hierauf ein tiefes Stillschweigen beobachtete und sich nicht bemühte, ihn zu besänftigen, verließ er ihn im heftigsten Unwillen.

Dorastus war über den Zorn seines Vaters sehr betrübt und wünschte lebhaft, den Widerwillen, den er in seiner Seele gegen die Ehe empfand, niederkämpfen zu können, um ihn durch unbedingte Weigerung nicht beleidigen zu müßen; aber je mehr er sich bemühte, der Abneigung Meister zu werden, die ihn zum Ungehorsam gegen den Vater zwang, desto tiefer schien sie in seinem Busen Wurzeln zu schlagen.

Nicht lange nach dieser Unterredung zwischen dem König und dem Prinzen versammelte ein Fest alle Hirtentöchter in ganz Sicilien. Faunia ward zur Königin des Tages erwählt und führte in ihren besten Schmuck gekleidet den Vorsitz bei diesen ländlichen Zerstreuungen; der Tag vergieng unter unschuldigen Spielen und Schäferfreuden, und als der herannahende Abend sie trennte und Faunia eine Nachbarin und Gespielin begleiten wollte, um zu sehen ob ihre Heerde heimgetrieben sei, begegnete Dorastus, der eben von der Falkenjagd kam, den heimkehrenden Schäferinnen, und von Bewunderung über Fauniens Schönheit ergriffen, hielt er inne und richtete einige gleichgültige Fragen an sie, nur um Gelegenheit zu haben sie zu betrachten.

Faunia antwortete ihm mit so lebhaftem Witz und so anmuthigem Wesen, daß der von ihren körperlichen Reizen schon halb besiegte Prinz von ihren geistigen Vorzügen völlig eingenommen ward. Von der frühern Hartnäckigkeit dieses jungen Rebellen beleidigt, beschloß nun die Liebe, ihn den ganzen Inbegriff ihrer Macht fühlen zu laßen und durchbohrte sein einst unempfindliches Herz mit dem schärfsten Pfeil in ihrem Köcher. Der Prinz seufzte vor Schmerz und Wohlbehagen: er konnte seine Augen nicht von Fauniens lieblichem Angesicht wenden, das eine rosige Scham überdeckte; er sah ihre Verlegenheit, und über seine eigene Schwäche beschämt beschloß er sich loszuringen: er bot also den

Schäferinnen ein eiliges Lebewohl, gab seinem Rosse die Sporen und ritt heim zu seinem Palaste.

Faunia, welche den Prinzen mit forschenden Blicken betrachtet hatte, begann ihn, da er sich entfernt hatte, gegen ihre Gefährtin zu rühmen: sie bewunderte seine Jugend, seine Schönheit, seine Huld und Leutseligkeit, und dieser angenehme Gegenstand trug sie über ihre gewohnte Mäßigung hinaus: ihre Gedanken waren von den Vorzügen des Prinzen so erfüllt, daß sie keine genügenden Worte finden konnte, ihre Bewunderung auszudrücken; zuletzt bemerkte sie mit Erröthen ihre vorlaute Unbesonnenheit und legte den Rest des Weges mit gefaßtem Stillschweigen zurück. An der Thüre ihrer Hütte nahm sie von ihrer Gefährtin Abschied und begab sich mit einer süßen Befangenheit zu Bette, für welche ihre unerfahrene Unschuld den Namen noch nicht finden konnte. Der Prinz, dessen Herz viel heftiger und peinlicher bewegt war, weil er die Natur seiner Empfindungen beßer erkannte als Faunia, verbrachte die Nacht unter mancherlei quälenden Gedanken: gern hätte er das süße Bildniß Fauniens aus seinem Gedächtniß verbannt, aber die Liebe hatte es zu tief eingegraben: da er also sah, daß alle seine Bemühungen sie zu vergeßen vergeblich waren, suchte er seine Leidenschaft zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er die unwiderstehlichen Reize des Gegenstandes derselben erwog. O grausames, ungerechtes Glück, rief er im Entzücken über den Glanz ihrer Schönheit aus, solche Vollkommenheiten in einer Hütte zu verbergen, während du Scepter und Krone nur zu oft an die Misgestalt vergeudest! O Faunia, ward deine bezaubernde Schönheit nur gebildet die Fluren zu zieren! Sind diese glänzenden Augen nur bestimmt niedrigen Thälern zu scheinen und rohe Hirten mit ihren liebeblickenden Stralen zu verwunden? Ward dir dieser muntere Witz und diese natürliche Anmuth deines Geistes nur gegeben um auf ewig in einer Hütte verschloßen zu bleiben? Ach, nein, es ist unmöglich: die Götter sind gerecht und unparteiisch in ihren Gaben, und obgleich sie dich nicht als Prinzessin geboren werden ließen, so thaten sie mehr und ließen dich es werth

sein eine zu werden: ich bin das Werkzeug, dich zu dem Rang zu erheben, dem die Natur dich bestimmt und den keine andere so würdig bekleiden kann.

Bei diesen Worten hielt der verliebte Prinz inne, dann gab er plötzlich neuen Betrachtungen Raum: was wird mein Vater dazu sagen, rief er aus, wenn er erfährt, daß mein Herz der Liebe fähig ist? O göttliches Gesetz, das alle Menschen fürchten, da es die Götter selber ehren! Aber ach, Dorastus, fügte er nach einem tiefen und schmerzlichen Seufzer hinzu, wer ist der Gegenstand deiner Leidenschaft? Eine Bäuerin, die Tochter eines schlichten Hirten. Wie ziemt eine solche Verbindung dem Adel deiner Geburt? Dir, dem Sohn eines Königs, dem Erben eines mächtigen Reiches? Ach, mir wär es beßer zu sterben als einer so unziemlichen Schwäche zu unterliegen, denn ein edler Untergang ist einem verächtlichen Leben vorzuziehen. Der unschlüßige Prinz verweilte eine Zeitlang bei diesen Gedanken und bemühte sich alle Kraft seiner Vernunft zu sammeln, um einen seiner würdigen Entschluß zu faßen; aber die Liebe, die alle seine vergeblichen Versuche sich ihrer Macht zu entwinden verlachte, führte ihm von Neuem das liebliche Bild Fauniens vor die Seele. O Schönheit, sagte der Prinz mit Seufzen, wie unbedingt beherschest du die Herzen! Süße, gebieterische Tyrannin, du verlangst Gehorsam, ich empfinde deine unwiderstehliche Macht; ja, Faunia, liebliche, anbetungswürdige Faunia, du sollst die Meinige werden: deine niedrige Geburt soll meinen Wünschen keine Schranke sein; die Götter selber verschmähten es nicht zu lieben. Jupiter muste Danaen huldigen, der leuchtende Apollo warb um die unerbittliche Daphne; diese waren sterbliche Schönheiten und sie waren Götter: warum soll denn ich, obgleich ein Prinz, nicht eine Schäferin lieben? Aber ihre Neigung war unehrbar, die meinige ist rein und keusch und gewiss, hierin übertreff ich die Götter. Still denn, meine Seele, denn es ist beschloßen: Faunia, die anbetungswürdige Faunia soll die Meinige werden.

Als der Prinz diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sein

Herz erleichtert und beruhigt; aber ganz anders ergieng es der holden Schäferin: schwere, ängstigende Träume hielten ihre schwärmende Einbildungskraft die ganze Nacht befangen. Das harte Lager, das sonst nur ruhigen, süßen Schlummer und holdselige Träume von angenehmer Beschäftigung und unschuldigen Spielen gewährt hatte, rief jetzt ängstliche Wünsche, trügliche Hoffnungen und verdrießliche Beschwerden hervor. Sie erwachte, aber nicht wie gewöhnlich vom Schlaf erquickt: ihre erneuten Geister funkelten in ihren holden Augen und begierig, ihre täglichen ländlichen Arbeiten zu beginnen, wiewohl träge, schmachtend und unruhig bewegt, stand sie vor der gewohnten Stunde auf und die mancherlei Gedanken zu bannen, die sie mit allen ersinnlichen Qualen verfolgten, trieb sie ihre Heerden zur Trift, wechselte die Hürden und verdoppelte ihr Frühwerk; zuletzt ermüdet und athemlos setzte sie sich am Fuß eines Baumes nieder und beschuldigte ihre neue Leidenschaft der Thorheit und Anmaßung: Unglückliche Faunia, sagte sie mit einem zärtlichen Seufzer, dein Schäferstab bezeichnet deinen niedrigen Stand und deine Wünsche deuten auf ein ungenügsames Herz; ach, arme Magd, hochstrebende Gedanken bringen Verachtung: nur dem Adler ist es vergönnt, in die Sonne zu schauen. Bist du nicht eine geringe Schäferin, die Tochter eines schlichten Hirten? Begnüge dich denn in einem sichern Thale zu wohnen, und trachte nicht die Höhen zu erklimmen, wo du zu fallen befährst. Aber ach, die Liebe ist eine mächtige Herscherin und verlangt Gehorsam. Ich liebe Dorastus; ach, je geringer ich bin, desto weniger darf ich hoffen: soll der Adler Fliegen fangen, die Ceder zum Brombeerstrauch sich erniedrigen? Dorastus ist ein Prinz und weiß was sein Rang erheischt: ich bin die arme Tochter eines Schäfers und vergeße meinen niedern Stand. Höre denn auf zu lieben, unselige Faunia, oder kannst du es nicht, so verbirg wenigstens deine übelangebrachte Neigung, denn es ist beßer vor Gram zu sterben als mit Schande zu leben. Doch warum, ihr Götter, gabt ihr mir ein Herz, so hochstrebender Leidenschaft

fähig, und wieset mir einen Stand an, der diese Leidenschaft der Vermeßenheit zeiht?

Als die liebliche Schäferin ihren bedrängenden Gedanken in dieser Weise Luft gemacht, stand sie auf, umschritt ihre Heerde und trieb ihre zerstreuten Schafe zusammen, um sie von den Kornfeldern abzuhalten, und während dieser Beschäftigung bemühte sie sich, ihrer zu hochfliegenden Begierden Meister zu werden, indem sie ihren niedrigen Stand und die anscheinende Unmöglichkeit, ihre Wünsche je zu erfüllen, ins Auge faßte.

Dorastus ward inzwischen von ungeduldigen Begierden verzehrt; seine frühern Vergnügungen konnten seine Sinne nicht mehr reizen, Gesellschaft war ihm lästig; nur die Musik schmeichelte noch seiner süßen Besinnungslosigkeit und schürte seine Flammen. Zuletzt des unerträglichen Zwangs müde, in welchem sein Stolz ihn genöthigt hatte, seine Wünsche zu feßeln, beschloß er, seine schmachtenden Augen noch einmal mit dem Anblick der süßen, aber gefährlichen Faunia zu sättigen. Mit diesem Vorsatz stahl er sich heimlich aus dem Palast und nahm ohne Begleitung den Weg nach den Feldern, wo er zum ersten Mal die schöne Schäferin Faunia gesehen hatte. Hier wandelte er eine Zeitlang umher ohne dem Gegenstand zu begegnen, nach welchem seine sehnsüchtigen Blicke forschten. Ueber dieß Fehlschlagen erbost fluchte er der Liebe und dem Glück und wollte eben in der bittersten Verzweiflung über das Mißlingen seines ersten Versuchs verzichten als ihm ein Blick zufällig Faunien entdeckte, die am Fuß eines Hügels sitzend, die schönsten Blumen aus dem Vorrathe wählte, den sie in lieblicher Verwirrung um sich her gestreut hatte, um einen frischen Kranz für ihr Haupt zu flechten.

Der verliebte Prinz blieb eine Weile in geringer Entfernung stehen und betrachtete sie mit einem Uebermaß des Staunens und Entzückens, als Faunia zufällig aufsah und seinem glühenden Blicke begegnete. Diese plötzliche, unerwartete Erscheinung bewegte sie so heftig, daß ihr schönes Antlitz im Augenblick mit rosiger Scham übergoßen war. Dennoch erhob sie sich und begrüßte den

Prinzen mit solcher natürlichen Anmuth und Grazie, daß Dorastus, der nicht begreifen konnte, wie ein Landmädchen, in Wäldern und Feldern erzogen, so viel Bildung in ihrem Betragen zeigen möge, in Staunen und Bewunderung versank. Schönes Mädchen, sprach er zu ihr herantretend, bist du wirklich so arm, oder ist das Schäferleben so reizend, daß du an diesen ländlichen Beschäftigungen so viel Behagen findest? Weil du einer Nymphe so gleich siehst, willst du den Nymphen nachahmen und dein Leben in Wäldern und Haiden verbringen? Sprich, schönes Mädchen, welche Freuden hat das Landleben, die seine Beschwerden aufwiegen?

Herr, sprach Faunia mit bezaubernder Verschämtheit, Zufriedenheit ist Reichthum, der friedlichste Stand ist der beneidenswertheste; da wir Schäferinnen nicht für die Ehre geboren sind und auf Schönheit wenig Ansprüche machen, so ist auch das Glück und der Ruhm unter unsern Wünschen: wir begehren nichts als was zur Nothdurft des Lebens gehört und halten unsere Kleidung für zierlich genug, wenn sie uns vor der Kälte schützt, und unsere Speisen für köstlich, wenn sie unsern Hunger stillen. Unser gröster Feind ist der Wolf und unsere einzige Sorge die Sicherheit unserer Heerden; wir verbringen die Tage mit ländlichen Liedern: es ergetzt uns mehr von Pan und ländlichen Scherzen zu plaudern als von Venus und ihrem verliebten Tand. Nur das Umpferchen der Heerden ist uns eine Arbeit, denn unsere Schafe zu hüten ist eine angenehme Zerstreuung; unser Wohlstand besteht in der Zufriedenheit mit dem was wir besitzen, unsere Ehre darin, nicht höher zu trachten als wir sind. Der Neid blickt nicht zu den Schäfern herab; Schäfer heben ihre Wünsche nicht zum Ehrgeiz empor: wir sind reich, weil wir mit unserer Armut zufrieden sind, und nur stolz, weil wir wißen, daß wir keine Ursache haben stolz zu sein.

Dorastus war über diese muntere Antwort entzückt: O, dachte er, gliche die Geburt dieses lieblichen Wesens ihrem Witz und ihrer Schönheit, so wäre sie ein Weib für den grösten Fürsten der Welt. Ich sehe wohl, Faunia, sprach der Prinz, indem

er sich wieder an sie wandte, daß du nur darum, weil du die Freuden des Hofs noch nicht kennst, mit deinem ländlichen Leben zufrieden bist; ich muß deinen Witz und Scharfsinn loben, bedaure aber deine Armut und deinen niedrigen Stand. Willst du deines Vaters Hütte entsagen und eine Hofdame werden?

Es ist gefährlich, Herr, antwortete Faunia, das Glück zu versuchen: sie ist eine wandelbare Gottheit, und oft erhebt sie die Sterblichen nur um sie desto tiefer zu stürzen; ich ward geboren für den Hof zu arbeiten, nicht an ihm zu leben und bin mit meinem gegenwärtigen Stande vollkommen zufrieden.

Ach, Faunia, sprach Dorastus mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, ich errathe die Ursache deiner Vorliebe für das Landleben: du liebst einen benachbarten Hirten.

Herr, versetzte Faunia lächelnd, vergebt mir, wenn ich euch sage, daß ihr falsch gerathen habt. Die Hirten kann ich leider nicht lieben: sie sind zu einfältig, und Mädchen müßen nicht daran denken, wenn sie nicht älter sind als ich. Ich dächte, schönes Kind, entgegnete der Prinz, Mädchen sollten lieben, wenn sie jung sind, denn Cupido ist ein Kind und die Göttin der Liebe wird jung gemalt, so alt sie auch ist. Das Alter, erwiderte Faunia, mag wohl mit falschen Farben dargestellt werden, und die Jugend zuweilen üble Sitten annehmen; aber was die Kunst in jenem verbirgt, das enthüllt Unwißenheit in dieser.

Dorastus, dem diese Unterhaltung reizender schien als er je eine geführt hatte, würde sie vielleicht zu einer beträchtlichen Länge ausgesponnen haben; da er aber Einige aus seinem Gefolge herankommen sah, so wollte er ihr Herz genauer ergründen bevor er von ihr Abschied nahm. Gewiss, Faunia, sprach er, ich liebe dich, und so must du mir durchaus dein Herz schenken, denn du weist, ich bin ein Prinz und kann dir befehlen.

Herr, versetzte Faunia, ich erkenne eure Macht in allen guten und gerechten Dingen an; aber erlaubt mir euch zu sagen, daß mein Herz nur zu meiner Verfügung ist: erzwungene Liebe ist Gewalt, und Gewalt habt ihr kein Recht über mich zu üben,

und glaubt mir, es ist keine leere Pralerei, wenn ich euch betheure, ich lege so großen Werth auf meine Keuschheit, daß ich lieber sterben wollte als die Buhlerin des grösten Königs der Welt zu sein; meine Geburt ist aber so niedrig und gering, daß ich kaum hoffen darf nur eines Pächters Weib zu werden.

Die liebliche Schäferin beschloß diese Worte mit einem Seufzer, der ihr unbewust entschlüpfte. Nach einer kleinen Pause versetzte der Prinz: Es scheint also, Faunia, daß du Dorastus nicht lieben kannst. Doch, entgegnete Faunia vorschnell, wenn Dorastus ein Schäfer wird.

Da die Diener des Prinzen inzwischen näher gekommen waren, so eilte er zu ihnen und überließ Faunien den tausend neuen Gedanken, womit er ihre Einbildungskraft bereichert hatte. Sie setzte sich wieder an den Fuß ihres Hügels und wiederholte sich im Geiste Alles was der Prinz zu ihr gesprochen hatte, und diese zweite Zusammenkunft mit ihm, die Leutseligkeit seines Benehmens und einige schmeichlerische Hoffnungen, die sie zu nähren begann, vollendeten die Eroberung ihres Herzens. Eine Weile überließ sie sich den süßesten Betrachtungen; wenn aber die Niedrigkeit ihres Standes wieder in ihrem Gedächtniss aufstieg und die holde Täuschung zerstörte, der sie sich hingegeben, so begann sie die Zügellosigkeit ihrer Wünsche zu tadeln und sammelte von Neuem ihre zerstreuten Sinne. Ach, Faunia, flüsterte sie, wie starrst du in die Sonne und greifst nach dem Winde? Sterne soll man aus der Entfernung betrachten, nicht mit den Händen faßen wollen; Hoffnungen überläßt man dem Glück und erzwingt sie nicht mit Wünschen. Wer hoch klimmt kommt zu Fall, nicht wer im Thale verweilt. Wie aber? fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, muß Alles fallen was sich zu steigen bestrebt, weil Einiges fiel? Nein, der Wechsel bringt Glück und das Glück windet nur die Fäden auf, die das Geschick gesponnen hat. Ach, in welcher seltsamen Verwickelung befind ich mich! Begünstigt von einem Prinzen, aber von der Vorsicht genöthigt, dieser Gunst zu entsagen; Weigerung in meinen Worten und Verlangen im

Grunde meines Herzens; ich liebe Dorastus und scheine unwillig über seine Bewerbung. Ach, das ist das Geschick unseres Geschlechts, das fliehen zu müßen, dem wir sehnlich zu begegnen wünschen. Aber sieh dich vor, Faunia, sagte sie seufzend: wenn den Prinzen deine Zurückhaltung abgeschreckt hat, so wirst du es bitter bereuen, denn wenn er dich nicht liebt, so must du sterben. Ach, stirb denn, armes Mädchen, denn Dorastus scherzt nur mit dir, Dorastus kann sich nicht herablaßen, eine Schäferin zu lieben; überlaß dich also deiner Trauer und härme dich im Stillen. Weh mir, wie bin ich verwandelt! Ich war gewohnt meine Tage mit fröhlichen Liedern zu verbringen; jetzt verschwende ich sie mit Seufzern und Klagen.

Während Faunia den zärtlichen Beklemmungen ihres Herzens solchergestalt Luft gemacht, erinnerte sie die herannahende Nacht, daß es Zeit sei, ihre Schafe in die Hürden zu treiben, welches sie mit schwerem Herzen that und dann nach ihrer ärmlichen Hütte zurückeilte.

Während die Liebe diese Verwüstung in Fauniens unschuldigem Busen anrichtete, wüthete sie mit solcher Gewalt in dem Herzen des leidenschaftlichen Prinzen, in welchem der Stolz der königlichen Geburt eine ungleiche Gegenmacht ausübte, daß er der Kraft zweier so entgegengesetzten Neigungen erliegend, dem Schmerz und der Verzweiflung zum Raube ward: ihn ekelte jede Speise, der Schlaf floh seine Augen, er ward bleich und hinfällig und schien allmählich zu verschmachten.

Der König über die Veränderung seines Sohnes erschreckt und für sein Leben zitternd ließ die geschicktesten Aerzte des Königreichs zu seiner Herstellung berufen; aber alle ihre Kunst blieb fruchtlos. Der Prinz selbst ward ängstlich über die Gefahr, worin er schwebte: er fühlte, daß er ohne Faunia nicht leben könne, und begriff nun, daß es eine Thorheit sei um das zu sterben, was er Macht habe zu erlangen. Ehrgeiz hatte sich lange der Erfüllung seiner Wünsche widersetzt; aber Liebe, unwiderstehliche Liebe trug zuletzt den Sieg davon. Er überließ sich nun völlig der

gewaltsamen, süßen Tyrannin, verschaffte sich eines Schäfers Kleid und Stab an einen geheimen Platz, verließ ohne Begleitung den Palast, schlüpfte in diese ländliche Tracht und begab sich zu dem Orte, wo die liebliche Schäferin ihre Heerden weidete. Unterwegs drängten sich ihm bei dem Anblick seiner rauhen Hülle mancherlei unheimliche Betrachtungen auf. Ach, Dorastus, sprach er zu sich selbst, welche seltsame Verwandlung ist dieß: ein Prinz in einen Bauern umgeschaffen! Wie stimmt diese Thorheit zu der Würde deiner Geburt? Aber wohl stimmt diese Tracht zu deinem niedern Sinn: dieß ist deine wahre Gestalt, du warst bisher nur immer verkleidet. O ihr Götter, für welches Vergehen schickt ihr mir diese Buße? O Liebe, welchen albernen Narren hast du aus mir gemacht! Doch warum soll ich mich dieser Verkleidung schämen? Stiegen nicht die himmlischen Götter zur Erde herab und verwandelten ihre herrliche Gestalt um der Liebe willen? Liebe schuf Jupitern zum Stier um, den Neptun zum Widder und den Apollo gleich mir zum Hirten. Fügten sich denn die Götter selbst der alleszwingenden Gewalt, wie darf ich, ein Sterblicher, mich ihr widersetzen?

Indes der Prinz die seltsamen Wirkungen seiner Leidenschaft mit diesen großen Vorbildern rechtfertigte, sah er Faunien nicht weit von ihm einem Schafe nachgehen, das sich von der Heerde entfernt hatte, und der Anblick ihrer holden Gestalt unterdrückte sogleich alle andern Regungen als die der Liebe und der Freude. Er eilte ihr entgegen und sie, die ihn in dieser Verwandlung nicht erkannte, sondern glaubte, irgend ein hübscher junger Hirt geselle sich zu ihr, wünschte heimlich, es wär ihr beschieden gewesen, ihre Neigung einem Solchen zuzuwenden, den sie mit vollem Recht und mit der Hoffnung des Besitzes hätte lieben dürfen. Als aber des Prinzen Näherschreiten sie von ihrem Irrthum überzeugte, seufzte sie erröthend mit freudigem Erstaunen, hielt inne und begrüßte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth.

Dorastus ergriff ihre Hand, drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sein Herz, heftete einen glühenden Kuss darauf und

bat sie dann, sich zu setzen und ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken. Vor Liebe, Hoffnung und Furcht, die in ihrer Seele wechselten, zitterte die holde Schäferin, ließ sich mit ihm im Schatten einer breiten Eiche nieder und der Prinz, nachdem er sie eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, redete sie also an: Du wunderst dich ohne Zweifel, Fannia, über meine seltsame Tracht; aber kenntest du meine Gedanken, du würdest dich noch mehr verwundern, denn jene entstellt nur meine Außenseite, während diese mein Inneres umgestalten. Ich liebe dich, Fannia, denn wie kann ich anders, da du geschaffen bist Alles was dich erblickt mit dieser Leidenschaft zu erfüllen. Du versprachst mich zu lieben, wenn ich ein Schäfer würde: sieh denn deinen Prinzen in einen schlichten Hirten verwandelt. Nun darf ich doch die Erfüllung deines Versprechens fordern, da ich deinem Verlangen genügt habe.

In der That, mein Herr, erwiderte Fannia, ihr seid dem Anscheine nach verwandelt, aber nur dem Anscheine nach: gemalte Adler sind keine Adler, und Zeuxis Trauben, von welchen ich las, waren nur gemalte Trauben: reiche Gewänder machen den Prinzen nicht aus, noch ländliche Kleider den Hirten; Schäfer heißen nicht so, weil sie in Schäfertracht einhergehen, mit Stab und Hirtentasche, sondern weil sie ihre Heerden hüten und ihre ländlichen Arbeiten verrichten. Diese Kleidung hat also keinen Schäfer aus einem Prinzen gemacht, sie läßt nur einen Prinzen einem Schäfer gleichen. Wär ich als Schäfer geboren, versetzte Dorastus, so hätt ich dich freiwillig geliebt; als Prinz bin ich gezwungen dich zu lieben: verwirf also nicht mit unzeitiger Sprödigkeit eine Neigung, die nur du eingeflößt haben kannst. Jetzt ist deine Zeit zu lieben und geliebt zu werden, da diese liebliche Blüte auf deinem holden Angesicht prangt und Alles jugendlich heiter dir entgegenlächelt. Hast du das Schicksal der schönen Blumen nicht bemerkt, womit du so oft dein reizendes Haar schmücktest: sie knospen, sie blühen, sie welken und werden verachtet. So ist es mit der Schönheit, Fannia: in der Jugend wird sie gepriesen, bewundert und ersehnt, im Alter vergeßen und verschmäht. Ver-

gilt denn meine reine Neigung, denn der Ungleichheit unseres Standes ungeachtet bin ich entschloßen dich zum Weibe zu nehmen.

Bei dieser überraschenden Erklärung von freudigem Erstaunen ergriffen konnte Faunia ihre erkünstelte Gleichgültigkeit nicht länger behaupten: sie sah den Prinzen mit einem Blick voll zärtlichen Verlangens an und Schamröthe übergoß ihr liebliches Antlitz: Ach, mein Herr, sprach sie blöde, ich schäme mich die Gefühle zu gestehen, die schon lange mein Herz erfüllten: darf ich Bettlerin bekennen, daß meine Wünsche sich zu einem Prinzen verstiegen? O Dorastus! Ich darf nicht sagen ich liebe dich, weil ihr der Sohn eines mächtigen Königs seid und ich eine arme Schäferin; aber die Götter wißen was ich für Dorastus empfinde! Empfangt denn meine demüthige, ehrerbietige Neigung und betrachtet mich als eure Magd, die immer bereit ist, euch in allen Dingen zu gehorchen, die mit der Ehrbarkeit bestehen können.

Ueber dieses holde, bescheidene Geständniss ihrer Liebe entzückt, umarmte sie Dorastus mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und rief alle Götter zu Zeugen der Gelübde an, die ihr seine immerwährende Liebe und Neigung verbürgen sollten. Alsdann begannen die Liebenden sich über die Maßregeln zu berathen, durch die sie ihre ewige Vereinigung zu bewirken gedachten. Dorastus, der wohl wuste, sein Vater werde über eine solche Verbindung in die äußerste Wuth gerathen, vertraute Faunien, daß sie in Sicilien nicht sicher seien, weshalb er entschloßen sei, sich mit so viel Gold und Juwelen zu versehen als sie bedürften um eine vortheilhafte Wendung ihrer Angelegenheiten abzuwarten, und mit diesem Schatz nach Italien zu entfliehen, wo sie ihre Hochzeit feiern wollten.

Obgleich Faunia diesen Vorschlag mit großer Freude genehmigte, zitterte sie doch vor dem Gedanken, daß der König ihre Liebe entdecken möchte, denn sie war überzeugt, daß sie mit dem Tode diese Vermeßenheit büßen werde: sie beschwor also den Prinzen, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Flucht in der möglich-

sten Eile zu treffen ehe das grausame Geschick ihre Absicht vereitle. Der Prinz, den seine heftige Leidenschaft nicht minder als ihre Furcht zur Beschleunigung ihrer Abreise mahnte, versicherte sie, daß in wenigen Tagen Alles bereit sein werde, und da die hereinbrechende Nacht sie erinnerte, daß es Zeit sei zu scheiden, beurlaubte er sich mit einer zärtlichen Umarmung von Faunien, eilte an den Ort, wo er seine Kleider gelaßen hatte, zog die Schäfertracht aus und kehrte zu dem Palast zurück.

Faunia war so entzückt über die glückliche Aussicht, die sich so unerwartet vor ihr eröffnet hatte, daß sie sich lange Zeit kaum bereden konnte, dieß Alles sei mehr als ein Traum; als aber der Taumel ihrer Freude sich ein wenig beschwichtigt hatte und ruhigern Betrachtungen Raum gab, überzeugte sie sich von der Wirklichkeit ihres Glücks, dankte den Göttern demüthig für ihre überschwängliche Güte und empfahl sich und den geliebten Prinzen ihrer fernern Gunst und Obhut.

Unterdessen verlor Dorastus keine Gelegenheit, seine geliebte Faunia zu sehen; sie trieb ihre Heerden täglich auf die Triften und fuhr fort sie mit dem gewohnten Fleiße zu hüten, nicht des Vergnügens willen, das ihr diese Beschäftigung länger gewährt hätte, sondern in der süßen Hoffnung ihrem geliebten Herrn zu begegnen. Obgleich aber Dorastus sie nur in Schäfertracht zu besuchen kam, ward er doch zuletzt von Einigen für den Prinzen erkannt, und da seine häufigen Besuche bei Faunien großen Lärm unter den Landleuten machten, gaben einige von den Nachbarn des Porrus, die dem alten Schäfer wohlwollten, ihm den Rath seine Tochter zu Hause zu halten und ein wachsames Auge auf sie zu werfen, damit sie ihm nicht zuletzt von den häufigen Spaziergängen auf dem Felde einen kleinen Sohn heimbrächte: denn der Prinz komme oft zu ihr und wolle sie ohne Zweifel, wenn es nicht schon geschehen sei, betrügen und zu seiner Buhlerin machen.

Diese Nachricht überraschte und bestürzte den guten Alten gewaltig; er dankte seinen Nachbarn für ihre gütige Benachrichti-

gung, eilte heim zu seinem Weibe, rief sie bei Seite und sprach händeringend, indem Thränen von seinen bejahrten Wangen rollten: O Weib, ich fürchte, ich fürchte unsere Tochter hat einen Fehltritt gethan, den sie mit schwerer Reue entgelten wird; ich habe dir schlimme Nachrichten zu bringen: meine Nachbarn versichern mich, der Prinz Dorastus habe ein begehrliches Auge auf Faunia geworfen und wenn das der Fall ist, so gäb ich keinen Strohwisch für ihre Unbescholtenheit, wenn das Jahr um ist. Ich sage dir, Weib, die Schönheit ist eine gefährliche Schlinge für einen jungen Mann und schöne Worte und goldene Versprechungen ein schlimmer Feind für die Ehrbarkeit eines Mädchens. Des Armen Werbung kann man abweisen, aber Prinzen, wenn sie werben wollen, können befehlen und wer darf ihnen widerstehen? Aber es ist doch ein hartes Schicksal, sagte der alte Mann stöhnend, daß eines Prinzen Gelüste Gesetz sein soll und daß sie arme Leute an Vorschriften feßeln, die sie selbst nach Belieben brechen.

Gieb Acht was du sprichst, sagte die gute Frau mit einem schlauen Blick; sprich nicht mehr als Noth ist, damit du nicht hören must was du nicht gern hörst; thu was du kannst, aber nicht mehr als du vermagst; große Ströme kann die Kunst, nicht die Gewalt hemmen; sieh zu, daß du um Fauniens Ehre zu retten dein Haupt nicht verlierst: es ist gefährlich, sagt das Sprichwort, mit scharfen Meßern zu spielen; mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen eßen; du weist, dem Wolf ward die Haut über die Ohren gezogen, weil er in des Löwen Grube geblickt.

Du sprichst wie eine Thörin, sprach Porrus, dem der kluge Rath seines Weibes nicht mundete: wenn der König hört, daß Dorastus unsere Tochter liebt, so wird er dermaßen wüthen, daß wir gewiß unser Gut, wo nicht das Leben verlieren. Eben fällt mir aber ein Gedanke bei, wie wir des Königs Zorn von uns abwenden können ohne vielleicht den Prinzen zu beleidigen: ich will die Kette und die Juwelen, die ich bei Faunien fand, dem König bringen, ihm gestehen, daß sie meine Tochter nicht ist und die ganze Geschichte ihrer Auffindung erzählen: vielleicht nimmt

sich der König selbst ihrer an und was dann auch geschehen mag, so kann uns kein Vorwurf treffen. Mit diesem Vorschlag war die gute Frau gern zufrieden, und sie beschloßen, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um mit dem Könige zu sprechen.

Inzwischen hatte Dorastus seinen Vorsatz, Sicilien zu verlaßen, einem vertrauten Diener mit Namen Capnio eröffnet, der ihm seit seiner Kindheit treu ergeben gewesen. Dieser bemühte sich anfangs, dem Prinzen von einer so tollkühnen und gefährlichen Unternehmung abzurathen; da er ihn aber völlig entschloßen fand abzureisen, mochte er ihm nicht länger mit unnützen Ermahnungen beschwerlich fallen und suchte ihm zur Ausführung seines Vorhabens behülflich zu sein, das er, ob er es gleich nicht billigte, doch nicht verhindern konnte, wenn er seinen Herrn nicht bei dem König verklagte, welchen Verrath er sich nicht entschließen konnte zu begehen, da ihn sowohl seine eigenen Gefühle als ein heiliger Eid, den ihm der Prinz abgefordert hatte, zu dem Gegentheil verpflichteten. Er miethete daher eben so geheim als eilig ein Schiff für die Ueberfahrt nach Italien, und als der Prinz sich mit einer großen Menge Gold und Juwelen versehen und dem Capnio Auftrag gegeben hatte, für Faunia einige reiche Anzüge anzuschaffen, ward das Gepäck glücklich an Bord gebracht, und sobald der Schiffsherr sah, daß der Wind im Begriff sei, sich günstig zu wenden, benachrichtigte er den Capnio, daß sie den nächsten Morgen sich in der Frühe an Bord begeben müßten. Als Capnio dieß dem Prinzen hinterbracht hatte, gab er ihm Auftrag, Faunien zu bitten, sich bei Tagesanbruch auf dem Felde bereit zu halten, wo er sie abholen und nach dem Hafen führen werde.

Sie schlief wenig in dieser Nacht: Liebe, Furcht und ängstliche Erwartung hielten sie wach. Beim ersten Dämmerschein stand sie auf, trieb ihre Schafe aus der Hürde ins Feld und ließ ihre Blicke sehnsüchtig nach ihrem geliebten Prinzen schweifen. Endlich erschien er zu Pferde, sie lief ihm eilig entgegen; er stieg ab, drückte einen flüchtigen Kuss auf ihre zitternden Lippen, nahm sie

hinter sich auf das Ross und jagte so rasch er konnte zu dem Hafen, wo das Schiff lag. Die Schiffsleute, die ihn von fern erblickten, stießen ein Boot ans Land, nahmen die Liebenden darin auf und brachten sie glücklich an Bord.

Als Porrus gehört hatte, daß der König am Morgen frische Luft schöpfen wolle, zog er seine Feiertagskleider an, nahm die Kette und die Juwelen, die er bei Faunien gefunden, verbarg sie in seinem Busen und begab sich nach dem Palast um des Königs Ausgang auf der Straße abzuwarten. Aber das Schicksal, das die Liebenden noch länger zu beschützen beschloßen hatte, schickte Capnio, der mit einem Kästchen dem Hafen zueilte, dem alten Mann in den Weg. Als ihn Capnio, dem er als Fauniens Vater bekannt war, den Weg nach dem Palast einschlagen sah, fragte er ihn, wo er so früh schon hingehe. Porrus, der ihn als einen Hofmann kannte, antwortete, der Prinz Dorastus habe ihm übel mitgespielt: ich habe nur eine einzige Tochter, sagte der alte Mann, welche, die Wahrheit zu sagen, einige Reize besitzt: ich vermuthe mit Grund, daß der Prinz sie verführt hat, und dieser Beleidigung willen will ich mich bei Sr. Majestät beklagen gehen.

Capnio, der alle die übeln Folgen voraussah, welche die Beschwerde des alten Manns in diesem entscheidenden Augenblick nach sich ziehen würde, beschloß dem zuvorzukommen und suchte ihn erst dadurch zu körnen, daß er den Prinzen wegen eines so unwürdigen Betragens bitter tadelte, indem er hinzufügte, weil er ein alter Mann sei und keine Freunde habe, die ihm beistehen könnten, wolle er selbst ihn nach Kräften unterstützen; indes, fügte er hinzu, werdet ihr eure Mühe verlieren, wenn ihr nach dem Palast geht, denn der König will heute an Bord eines Schiffs frische Luft schöpfen, das im Hafen liegt und schon segelfertig ist, und wenn ihr mir folgen wollt, da ich eben dahin gehe um ihnen Nachricht zu bringen, daß der König kommt, damit sie sich bereit halten, ihn aufzunehmen, so will ich euch mit mir nehmen und euch einen so guten Platz verschaffen, daß ihr alle Gelegenheit habt, die ihr nur wünschen könnt, eure Klage anzubringen.

Porrus dankte seinem neuen Freunde mit großer Ehrfurcht für die angebotene Güte und begleitete ihn nach dem Hafen, indem er fortfuhr sich über den Prinzen zu beklagen; doch ohne die Kette und die Juwelen zu zeigen, oder der Auffindung Fauniens nur mit einem Worte zu gedenken. Als die Schiffsleute den Capnio erblickten, schickten sie ein Boot nach ihm aus: aber nun entfiel dem Porrus der Muth, er fieng an, irgend einen Anschlag wider sich zu argwöhnen, und als Capnio ihn aufforderte in das Boot zu steigen, weigerte er sich unter dem Vorwande, daß er sich vor der See fürchte; Capnio drängte ihn, aber vergebens, weshalb er, da keine Zeit zu verlieren war, den Schiffsleuten, die das Boot führten, Befehl gab ihn mit Gewalt hinein zu zwingen. Porrus sah nun, daß er betrogen sei; da er aber wuste, daß es vergeblich sein werde, sich seinem falschen Freunde durch Geschrei und Lärm zu widersetzen, so bat er ihn und die Schiffer höflich, ihm gnädig zu sein und mit seinem Stande Mitleid zu haben, denn er sei ein armer Mann, der sich von seiner Hände Arbeit ernähren müße, und sich nicht ohne Schaden auf längere Zeit von seinen Heerden trennen könne. Allein sie waren so taub für seine Bitten als Wind und Wellen für die Gebete untergehender Matrosen und lachten nur über seine Furcht: als sie ihr Schiff erreicht hatten, nöthigten sie ihn an Bord zu gehen und das erste, was ihm hier in die Augen fiel, war der Prinz mit Faunien. Da sie in reiche Gewänder gekleidet war, erkannte er sie erst kaum, so sehr ward ihre natürliche Schönheit von der Pracht ihres Anzugs erhöht, in welchem sie sich so leicht und anmuthig bewegte als wäre sie nie eines Andern gewöhnt gewesen. Porrus betrachtete sie von fern mit dem grösten Erstaunen über diesen Anblick; er wuste nicht wie das enden solle, und der Prinz und Faunia, die gleichfalls sehr verwundert waren, ihn hier zu sehen, fragten Capnio angelegentlich was sein Erscheinen bedeute. Capnio antwortete, er sei ihm begegnet, da er eben zu dem König gegangen sei, um sich über die vermeintliche Beleidigung zu beschweren, die der Prinz ihm in der Person seiner Tochter zugefügt, und diesen

Vorsatz hab er durch List vereitelt und ihn mit Gewalt an Bord gebracht; es werde durchaus nöthig sein, ihn nach Italien mitzunehmen, weil sonst ihre Entdeckung nicht zu vermeiden sei.

Der Prinz stimmte dieser Meinung bei; aber Faunia, welche den alten Schäfer wie ihren Vater liebte und ehrte, vernahm diesen Beschluß mit großer Bestürzung. Als Porrus hörte, daß er von seinem Weibe, seiner Heimat und seinen Freunden getrennt und in ein fremdes Land geführt werden sollte, brach er in Thränen und Wehklagen aus, fiel auf seine Kniee nieder und beschwor den Prinzen, seine Uebereilung zu verzeihen und ihn in seine Hütte zu entlaßen, indem er ihm das Gelübde that, er wolle so schweigsam sein wie das Grab. Aber der Prinz war durch alle seine Betheuerungen nicht zu bewegen, sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen und obgleich Faunia ihn mit Thränen beschwor, die Bitte ihres Vaters zu gewähren, bestand er hartnäckig auf seiner Weigerung, indem er versicherte, ihr beider Verderben sei unvermeidlich, wenn er es zulaße: worauf sich Faunia bemühte, den Alten so gut sie vermochte zu trösten, und das Schiff mit günstigem Winde die Reise antrat.

Während sich dieß auf der See begab, schickte Egistus, welcher an dem Morgen der Abreise des Prinzen eine Hetzjagd beschloßen hatte, nach seinem Sohne, um ihn zur Theilnahme an dieser Lustfahrt aufzufordern, indem er hoffte, dieß werde die Schwermuth zu zerstreuen helfen, die ihn seit Kurzem befallen hatte. Aber der Kammerherr des Prinzen ließ ihm antworten, der Prinz sei heute Morgen sehr früh ausgegangen, vermuthlich um sich in der Haide zu ergehen, wie seine tägliche Gewohnheit gewesen, weshalb der König einige aus seinem Gefolge dahin absandte; da aber diese ohne ihn zurückkehrten, begab sich der König mit seinen Edeln auf die Jagd und kehrte, nachdem er den Tag mit Hetzen verbracht hatte, in seinen Palast zurück. Als er aber vernahm, daß sein Sohn noch nicht zurückgekehrt sei, verwunderte er sich sehr und befahl die genauesten Nachforschungen anzustellen.

Sein Ausbleiben in dieser Nacht füllte ihn mit tausend

ängstlichen Vermuthungen und am nächsten Morgen wurden Boten nach allen Theilen des Königreichs ausgesandt um ihn aufzusuchen. Der unglückliche König fürchtete zuletzt, er sei den wilden Thieren im Walde zur Beute geworden und ließ mehrere Haufen zu Pferde die ganze Umgegend durchstreifen, um wo möglich Kunde von seinem Schicksale heimzubringen. Einige dieser Abgesandten begegneten einem Fischer, der seine Netze an der Küste ausbeßerte; sie fragten ihn, ob er nichts von dem Prinzen gehört oder gesehen habe, worauf er ihnen sehr unbefangen erzählte, er habe einige Tage zuvor gesehen, daß der Prinz mit Faunien, der Tochter des Porrus, dem alten Schäfer selbst und Capnio ein Schiff bestiegen habe und sogleich in die See gestochen sei.

Diese Nachricht ward dem König sogleich hinterbracht, der von Verwunderung und Schmerz ergriffen, das Weib des Porrus vor sich bringen ließ und sie über die Flucht seines Sohnes mit ihrem Mann und ihrer Tochter zur Rede stellte. Die alte Frau erzählte dem König, ihr Mann, der durch seine Nachbarn von der allzugroßen Vertraulichkeit ihrer Tochter mit dem Prinzen vernommen und schlimmere Folgen befürchtet, habe vor einigen Tagen erfahren, daß Se. Majestät eine Hetzjagd anstelle, weshalb er sich des Morgens früh aufgemacht habe, um sich über das Unrecht zu beklagen, das der Prinz, seiner Besorgniß nach, Faunien zugedacht habe. Mit Thränen fügte sie hinzu, daß sie ihren Mann seitdem nicht wiedergesehen habe.

Als Egistus die unverstellte Treuherzigkeit wahrnahm, mit welcher sie ihre Erzählung vorbrachte, entließ er sie, versank aber so tief in die Betrachtung der unziemlichen Handlung, deren sich sein Sohn schuldig gemacht, daß er in ein Fieber gerieth, welches sich bald so verschlimmerte, daß den Aerzten wenig Hoffnung zu seiner Genesung blieb. Dorastus aber, der nun, da er sich im Besitz seiner geliebten Faunia sah, weder Vater, Heimat noch Krone mehr achtete, ließ sich den Schmerz wenig kümmern, den seine rasche Flucht seinem Vater und den Siciliern verursachen muste, sondern tröstete sich mit der Betrachtung seines gegenwärtigen

Glücks, das er für alle Königreiche der Welt nicht hingegeben hätte. Die Winde schienen seine Entweichung eine Zeitlang zu begünstigen und ließen sie ihren Lauf ohne Unterbrechung gegen Italien richten; aber eines Morgens überzog sich der Himmel mit Wolken, die Winde wuchsen immer heftiger an, die See schwoll und zuletzt erfolgte ein Sturm und tobte drei Tage mit so fürchterlicher Wuth, daß das Schiff sehr beschädigt ward und die Schiffer jeden Augenblick sein Versinken erwarteten.

Die arme Faunia wäre vor Furcht fast gestorben, aber der Anblick ihres Dorastus, der sie keinen Augenblick verließ, gaben ihr einigen Trost mitten in den Schrecken des herannahenden Todes. Am vierten Morgen legte sich der Sturm und die Schiffer erblickten Land, welches sie bald für die Küste von Böhmen erkannten. An ihrem verworrenen Freudengeschrei erkannte Dorastus, daß sie irgend einen Hafen entdeckt hatten und mit Thränen der Freude und Zärtlichkeit wünschte er Faunien zu ihrer Errettung Glück. Als er aber erfuhr, daß sie gegen die Küste von Böhmen getrieben worden, erinnerte er sich der Feindschaft zwischen dem König dieses Landes und seinem Vater, den jener zu vergiften gesucht hatte, worüber er heftig erschrak und nicht wuste was er beginnen solle: ob es beßer sei sich der Wuth von Wind und Wellen zu vertrauen oder dem Verrath und der Grausamkeit des unmenschlichen Pandosto. Capnio, der wohl sah, daß auf der See ihre Rettung unmöglich sei, rieth dem Prinzen, Namen und Vaterland zu verheimlichen und seine Wohnung in irgend einem geringen Dorfe aufzuschlagen bis sie ein Schiff gefunden hätten, das sie nach Italien brächte. Dorastus billigte diesen Vorschlag und ließ der Schiffsmannschaft durch Capnio befehlen, ihn auf Befragen für einen Edelmann aus Trapalonien, Namens Meleagrus, auszugeben, indem er ihnen eine reichliche Belohnung ihrer Verschwiegenheit zusichern ließ.

Hierauf stiegen sie aus Land, mietheten sich in einem etwa eine Meile von der Hauptstadt Böhmens belegenen Dorfe bei einem Pächter ein, und sobald sie sich von den auf der See wäh-

rend des Sturms erduldeten Beschwerden erholt hatten, gab Dorastus, der die Vereinigung mit seiner geliebten Faunia kaum erwarten konnte, dem Capnio Befehl, die nöthigen Anstalten zu ihrer Verbindung zu treffen. Aber bald hatte sich der Ruf von Fauniens Schönheit im ganzen Dorfe verbreitet, von wo er in die Stadt und bald auch an Hof gelangte: man sprach von nichts Anderm mehr als von der lieblichen Fremden, deren wunderbare Schönheit der Gegenstand allgemeiner Verehrung war.

Obgleich Pandosto dazumal schon über die Sechszig hinaus war, fieng er doch Feuer bei den Berichten, die er täglich von diesem jungen Wunder vernahm, und beschloß sie zu sehen. Da er aber hörte, daß sie große Zurückhaltung behaupteten und in einem sehr geringen Hause wohnten, so stellte er sich als halte er sie für Kundschafter und gab Befehl, sie vor sich zu führen, damit er sie selber prüfen könne. Demzufolge begab sich eine Abtheilung seiner Wache in ihre Wohnung und kündigte ihnen an, daß sie vor dem Könige erscheinen müsten.

Dorastus, den diese Botschaft nicht im Geringsten erschreckte, nahm Faunien bei der Hand, überließ dem Porrus die Bewachung seiner Schätze und folgte in Capnios Begleitung der Wache. Als sie vor den König geführt wurden, verbeugten sie sich vor ihm mit einem ehrerbietigen Selbstvertrauen, das ihn von ihrer Unschuld überzeugt haben müste, wenn er sie wirklich im Verdacht gehabt hätte, sein Land mit irgend einer bösen Absicht betreten zu haben.

Aber der König war bei dem ersten Blick auf Faunia so erstaunt über ihre wundergleiche Schönheit, daß er für einige Augenblicke vergaß was er zu thun habe, und regungslos wie eine Bildsäule dastand ohne seine Augen von diesem bezaubernden Gegenstand abwenden zu können. Endlich fand er sich wieder, wandte sich zu Dorastus und fragte ihn mit Strenge, wer und woher er sei und in welcher Absicht er in Böhmen gelandet sei?

Herr, antwortete Dorastus mit unveränderter Faßung und

entschloßenem Ton, ich heiße Meleagrus und bin aus ritterlichem Geschlecht in Trapalonien geboren und erzogen; dieses junge Mädchen, das ich zu ehelichen gedenke, ist aus Italien gebürtig, von wannen ich sie hieher gebracht habe. Daß mein Gefolge so gering ist, liegt daran, daß ihre Verwandten, die ihre Vermählung nicht billigen wollten, mich nöthigten, sie insgeheim zu entführen um sie nach Trapalonien zu bringen; aber unterwegs überfiel uns ein heftiger Sturm, der uns an diese Küste warf, wo ich nur bis zur Ausbeßerung meines Schiffs zu verweilen und dann meine Reise fortzusetzen gedenke.

Pandosto, der mit diesem Bericht nicht befriedigt war oder sich nur stellte, nicht damit befriedigt zu sein, erhob sich zornig von seinem Sitze: Meleagrus, hub er an, mich hintergehst du nicht mit diesem unwahrscheinlichen Märchen; dieß Fräulein scheint viel höhern Standes als du vorgiebst und die reizende Anmuth ihres Wesens macht sie würdiger einem großen Fürsten als einem einfachen Ritter vermählt zu werden, für welchen du dich selber ausgegeben hast. Du hast dieß junge Fräulein ihren unglücklichen Eltern als ein heimtückischer Verräther geraubt und wie du jene durch deinen Diebstahl unglücklich gemacht hast, willst du sie ohne Zweifel binnen Kurzem ebenfalls verderben. Bis ich also völlig über ihre Geburt aufgeklärt bin und du durch Zeugnisse aus Trapalonien die Auskunft bestätigst, die du mir über dich gegeben, werd ich euch sämmtlich in Böhmen zurückhalten.

Den edeln Sinn des Königssohns muste der niedrige Verdacht und die beleidigende Rede Pandostos empören, er vergaß allmählich die Rolle, die er zu spielen begonnen, heftete einen Blick voll Unmuth und Verachtung auf den König und antwortete ihm mit stolzem Tone: Wenig geziemt es der Würde und Hoheit eines Fürsten, Jemanden entehrender Verbrechen ohne allen Beweis seiner Schuld und Grund des Verdachts zu zeihen: harmlose Fremdlinge behandelt man billig mit Freundlichkeit und Wohlwollen, nicht mit Misstrauen und Grausamkeit, welches dem Völkerrecht und den Sitten gebildeter Nationen zuwider ist; aber

die Götter werden diejenigen rächen, die unfähig sich selbst Recht zu verschaffen, sich Beleidigungen und Gewaltthaten gefallen laßen müßen.

Pandosto gerieth über diese kühne und entschloßene Sprache so sehr in Wuth, daß er sogleich seiner Wache gebot, den verwegenen Fremdling ins Gefängniß zu führen, und den Befehl hinzufügte, seine gesammte Schiffsmannschaft in strenges Gewahrsam zu bringen. Für Faunien ließ er ein Gemach im Palast bereiten und überwies sie der Pflege einiger seiner Hoffräulein.

Dorastus vernahm den Befehl seiner Verhaftung mit verächtlichem Stillschweigen und folgte der Wache ohne den erzürnten König noch eines Blickes zu würdigen, und nur ein zärtlicher Blick auf Faunia drückte den Schmerz aus, den seine Seele über die Trennung von ihr empfand.

Unterdessen benutzte Pandosto, in dessen bejahrter Brust die Liebe eine neue Flamme geweckt hatte, jede Gelegenheit, die schöne Fremde zu sehen. Anfangs spiegelte er sich vor, nur einer angenehmen Zerstreuung nachzuhangen, wenn er Fauniens Anblick und Unterhaltung suchte; aber die Unruhe seines Gemüths bei dem Gedanken an Meleagrus überzeugte ihn bald, daß die unbekannte Schönheit sein Herz erobert habe: er erwog sein vorgerücktes Alter, seinen erhabenen Rang, ihre Jugend, Schönheit und niedern Stand; er suchte Gründe gegen die Gewalt seiner übelangebrachten Neigung geltend zu machen und fand Gründe genug, aber die Liebe war stärker als sie alle. Umsonst hielt er sich vor, daß Faunia den unbekannten Ritter liebe, daß ihr Herz schon für einen jungen und liebenswürdigen Gegenstand eingenommen sei und also nicht geneigt sein werde, seinen Bitten Gehör zu schenken: die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, schienen seine Leidenschaft nur zu vermehren, er entschloß sich, wenn Ueberredung nicht fruchte, seine ganze Gewalt geltend zu machen um Faunien zu seinen Wünschen zu zwingen. In dieser Absicht ließ er sie eines Tages, da er sich in dem Lustgarten hinter seinem Palast ergieng, durch einen Boten zu sich entbieten.

Faunia gehorchte wider ihren Willen, und als sie erschien, ergriff der König ihre Hand, that einige Schritte an ihrer Seite, dann blieb er plötzlich stehen, sah ihr eine Weile mit Ernst ins Gesicht und sprach alsdann: Faunia, ich bin entzückt über deine Schönheit und Klugheit, ich bemitleide deine traurige Lage und werde dein Glück machen, wenn du den unwürdigen Ritter vergeßen willst, der dich hieher brachte. Er verdient es nicht, ein so reizendes Wesen zu besitzen: du bist der Umarmungen eines Königs würdig und wenn du meine Geliebte sein willst, so werde ich dich zu Reichthum und Würden erheben.

Ich erwartete nicht, versetzte Faunia mit edelm Stolz, einen so niedrigen Antrag von Pandosto zu hören. Ziemt es euch, Herr, ziemt es einem Manne von euerm Rang und Alter, ein unglückliches Mädchen verführen zu wollen, das der Zufall und eure Ungerechtigkeit in eure Gewalt gebracht hat? Wißt aber, Herr, daß eure Bemühungen, mich meinem Meleagrus abwendig zu machen, völlig vergeblich sind: er gewann mein Herz durch reine Neigung und er allein soll es besitzen. Mein unglückliches Schicksal führte mich in euer Reich, wo ich von Meleagrus getrennt wurde, wo ihr mich verfolgt; aber dieß Missgeschick kann meine Liebe nicht vermindern, noch meine Standhaftigkeit erschüttern: treue Liebe und treue Tugend gewinnt Kraft und Ausdauer im Unglück. Nein, obgleich eure Majestät meinen Geliebten ohne allen Grund und wider alle Gesetze der Gastfreiheit und des Rechts gefangen hält, damit ich allein und ohne allen Schutz an euerm Hofe sei, so glaubt doch nimmermehr, daß die fürchterlichsten Drohungen noch die einladendsten Lockungen mich zu einem Schritte vermögen könnten, der meiner Ehre nicht geziemte. Mein Herz denkt edel, obgleich es den Göttern gefiel, es unter einer geringen Hülle zu bergen; keine Drohungen können mich zwingen, keine Schmeicheleien zu unedler Willfährigkeit verlocken. Darum seit versichert, daß ich lieber des Meleagrus Weib sein und das bitterste Elend mit ihm theilen will, das ein grausames Geschick

nur ersinnen mag, als Pandostos Buhlerin zu werden und in allem Glanze zu leben, den er gewähren kann.

Obgleich überrascht und bestürzt über diese entschloßene Antwort Fauniens, mochte der König doch seine Bewerbungen nicht einstellen. Da er sah, daß er sie durch Versprechungen von Wohlleben und Größe seinen Wünschen nicht geneigt machen könne, betheuerte er ihr, er wolle den Meleagrus nicht allein in Freiheit setzen, sondern ihn auch mit Ehren und Würden überhäusen und ihn zu dem Range seiner vornehmsten Hofleute emporheben. Aber Faunia versetzte, sie möge seine Freiheit, so sehr sie ihn liebe, nicht mit dem Verlust ihrer Ehre erkaufen, und da Pandosto sie in ihrem Vorsatz nicht von Meleagrus abzulaßen, so unerschütterlich fand, wollte er sie für dießmal nicht weiter bestürmen und überließ sie sich selbst.

Sobald Faunia sich allein sah, begann sie mit Seufzern und Thränen das neue Unglück zu beklagen, das über sie hereingebrochen, indem sie in ihrer Furcht alles Unglück schon vorwegnahm, das ihre Abweisung der Anerbietungen des Königs über sie und Dorastus bringen würde. O unglückliche Faunia, rief sie aus, wie wird die Vermeßenheit, womit du es wagtest, einen Prinzen zu lieben, durch die Unfälle bestraft, die du jetzt erleidest und die du im schlimmern Maße noch zu gewärtigen hast. Ach, thörichtes, unbesonnenes Mädchen, wärst du mit dem geringen Stand einer Schäferin zufrieden gewesen, in dem du geboren wurdest, all diesem Uebel wärst du entgangen; aber dein Vorwitz hat nicht bloß dich unglücklich gemacht, sondern auch den zu Grunde gerichtet, dessen Glück dir theurer sein sollte als dein eigenes. O Dorastus, Dorastus, du bist als ein Prinz geboren und must um meinetwillen ein Gefangener sein; diese für den Scepter geschaffene Hand ist für mich mit schmählichen Ketten beladen: ich Unwürdige, welches Elend hat deine unselige Leidenschaft für die unglückliche Faunia über dich gebracht! Du allzuliebenswürdiger und edelmüthiger Prinz, ohne mich wärst du noch groß und glücklich! O daß ich dich mit meinem Tode von diesen unwürdigen

Banden befreien könnte: aber ach, nur das Opfer meiner Ehre kann deine Freiheit erkaufen und in dieses Opfer würdest du nie willigen. Nein, theurer Prinz, nur durch Treue zu dir kann ich das Wunder deiner Liebe vergelten, und hier schwör ich es bei den unsterblichen Göttern, keine Versuchungen, keine Drohungen, noch der Tod selber sollen mich dir jemals entreißen.

Nachdem Faunia ihrem geheimen Seelenschmerz in diesen Worten Luft gemacht, zog sie sich in ihr Zimmer zurück und brachte ihre traurigen Stunden in Klagen über die Gefangenschaft ihres geliebten Prinzen und Gebeten für seine Befreiung zu.

Unterdessen lag Dorastus in seinem engen Kerker, gleich einem gemeinen Verbrecher mit Eisen beladen und tausend bittere Vorstellungen entsprangen in seiner Seele: Wuth und Beschämung über die unwürdige Behandlung, die er erfuhr, ließen ihn manchmal die ungeziemende Leidenschaft bereuen, die ihn in diese traurige Lage gestürzt hatte. Aber selten weilten solche Gedanken lange in seinem Herzen; er war geneigter die Götter der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anzuklagen, weil sie ihn von Faunien getrennt und solchem Elend unterworfen hatten, als die Uebereilung zu bereuen, deren Folgen er empfand. O elender Dorastus, rief er nach solchen Anfällen nicht ganz unterdrückter Reue aus: darfst du dich wirklich über dein Schicksal beklagen? Hast du nicht noch härtere Strafen als die du jetzt erduldest durch deine Thorheit und Unwürdigkeit verwirkt? Durftest du die Gunst des Himmels erwarten, der du die Pflichten deines Standes vergaßest um deinen Rang und deine Würde zu schänden? Der Grimm des Himmels ist eine gerechte Vergeltung deiner Vergehen, als du deinem Vater ungehorsam warst und sein greises Alter mit Schmach und Sorge bedecktest. Da du dieß begiengst, Dorastus, so darfst du bei der strengsten Buße nicht murren, die dir auferlegt ward: seht mich denn, ihr Götter, bereit, eure ganze Rache zu tragen und meine Verschuldung mit dem Tode zu sühnen; aber auf mich, auf mich allein häuft alle eure Wuth und verschont die liebliche, schuldlose Faunia, schirmt und schützt ihre

hülflose Jugend vor der unmenschlichen Wuth Pandostos, und kann mein Tod ihre Rettung erkaufen, so beschleunigt ihn, ihr himmlischen Mächte, und laßt euch an meiner Bestrafung genügen.

Während so die Liebenden unter Pandostos grausamer Tyrannei seufzten, schuf ihm seine Leidenschaft für Faunia nicht geringeres Ungemach: ihre Weigerungen verminderten nicht, verstärkten nur seine unziemlichen Wünsche; seine Misßstimmung verrieth jeder Blick, jede Gebärde und seine Höflinge, die ihn stäts verstört und übelgelaunt sahen, verwunderten sich, woher diese plötzliche Verwandlung rühre. Obgleich ihm aber Fauniens entschloßenes Betragen bei jener letzten Zwiesprache mit ihr zu einer Veränderung in ihren Gesinnungen wenig Hoffnung ließ, so war er doch ungeduldig sie wieder zu sehen und ihre Tugend mit neuen Bewerbungen zu bestürmen: er befahl also, sie insgeheim in sein Gemach zu bringen.

Faunia ließ sich mit innerm Widerstreben in seine Nähe führen und sobald sie der König erblickte, ließ er sein ganzes Gefolge sich zurückziehen und sprach mit zärtlichen Blicken und Worten: Nun, liebenswürdige Faunia, hast du jetzt den Inhalt meiner letzten Unterredung mit dir, da wir im Park spazieren giengen, reiflich erwogen? Bist du nun weniger eigensinnig, aber um so klüger geworden? Willst du eines Königs Liebe der Neigung eines elenden Ritters vorziehen? Ich bin überzeugt, du bist für die Reizungen der Ehrsucht nicht so unempfindlich, daß du nicht lieber eines Königs Geliebte als die Frau eines armen Unterthans sein wolltest.

Herr, versetzte Faunia, ich weiß, daß ich in eurer Macht bin und ich habe die Willkür, womit ihr sie ausübt, gewisß schwer genug empfunden. Ist es gerecht, ist es billig, Herr, Unschuldige mit Strafen zu belegen wie sie nur die Verbrecher verdienen? Was hat euch Meleagrus gethan, daß ihr ihn mit Ketten beladet und in ein gräßliches Gefängniß werft? Und welches Recht habt ihr über mich, daß ihr mich hier in euerm Palast zurückhaltet, wo ich gezwungen werde, eure schändlichen Anträge zu hören? Nie

hat Meleagrus versucht eure Unterthanen ihrer Pflicht abwendig zu machen: warum sucht ihr mich denn von der Treue zu verlocken, die ich ihm schuldig bin? Wißt aber, ungerechter König, hat mich gleich das Schicksal in eure Macht gegeben, so bleibt mein Herz doch frei: es verachtet eure Versprechungen wie eure Drohungen; ich habe gelobt, mich meinem Meleagrus zu erhalten und nur der Tod kann mich verhindern, dieß Gelübde zu halten.

Ist es denn möglich, sprach Pandosto, daß du die Liebe eines Königs beharrlich abweisen kannst um jenes Elenden willen? Thörichte und undankbare Dirne! Du sagst, du seist in meiner Macht; aber ich versage es mir, sie wider dich zu gebrauchen und begnüge mich durch Bitten um die Gunst zu werben, die ich mit Gewalt erzwingen könnte: vergilt und lohne denn meine glühende Leidenschaft durch Gegenliebe, so soll Meleagrus frei sein, deine Landsleute entlaßen werden, und Alles was deine Wünsche nur erdenken können wird der König erfüllen, der sich in Liebe für dich verzehrt.

Wollt ihr von Liebe sprechen? versetzte Faunia mit einem herrlichen Stolz, ihr, welchem diese göttliche Leidenschaft fremd ist. Weh! es ist Entweihung, die Neigung, die ihr zu mir empfindet, Liebe zu nennen: solche Liebe wie die eure, Herr, ist einem ehrbaren Mädchen ärger als der Tod, und ihr zu entgehen will ich freiwillig mein Leben opfern. Wohl mögt ihr mit eurer Macht drohen, da ihr euch fähig gezeigt habt, sie so schändlich zu misbrauchen; aber wißt, lüsterner Fürst, daß alle eure Gewalt nicht hinreicht, mich zu einem Verbrechen zu zwingen, das die Götter verabscheuen, und da ich zu sterben weiß um meine Ehre zu bewahren, so werden euch eure gottlosen Anschläge nichts als ewige Schande bereiten.

Pandosto gerieth über ihre unerschütterliche Liebe zu Meleagrus und ihren festen Entschluß seine Anträge abzuweisen, in die äußerste Wuth; mit zornglühenden Augen befahl er ihr, seine Gegenwart zu meiden und vermaß sich hoch und theuer, wenn sie

nicht bald sich bereit finden laße seine Wünsche zu befriedigen, wollte er sie mit Gewalt dazu zwingen, was auch die Folge sein möchte. Faunia, die diese Drohungen nicht im Mindesten schreckten, verließ sein Gemach, zog sich in das ihre zurück und waffnete ihre Seele mit Stärke, der angedrohten Gewalt durch den Tod zu entgehen, wenn ihr der Himmel nicht auf anderm Wege Rettung schicke.

Inzwischen erfuhr der König von Sicilien durch einige böhmische Kaufleute, welche den vorgeblichen Meleagrus als Dorastus erkannt hatten, daß sich sein Sohn in Böhmen im Gewahrsam des Königs befinde. Obgleich heftig erbost über den Ungehorsam seines Sohnes und dessen heimliche Entweichung, konnte er doch die schmähliche Behandlung, die er von Pandosto erfuhr, nicht ohne großen Kummer vernehmen, und da er wuste, daß das Orakel Apollos ihn und Bellaria von der Schuld gereinigt habe, dessen der König sie verdächtigt, zweifelte er nicht, daß Pandosto ihm seinen flüchtigen Sohn zurücksenden werde, wenn er durch seine Abgesandten darum anhalte. Er ließ also eine wohlbemannte kleine Flotte ausrüsten und gab einigen seiner vornehmsten Edeln den Auftrag, die Auslieferung des Prinzen von Pandosto zu verlangen, worauf sich diese einschifften und nach Böhmen fuhren. Pandosto nahm die Gesandten mit großen Ehrenbezeugungen auf, woraus diese die Hoffnung schöpften, daß sie die Aufträge ihres Herrn glücklich ausführen würden. Bald nach ihrer Ankunft erzählte ihnen Pandosto von dem trapalonischen Ritter, der auf eine sehr verdächtige Weise in seinem Reiche gelandet sei und ein junges Fräulein Namens Faunia und außer einem Schäfer und einem alten Mann kein weiteres Gefolge mitgebracht habe. Die Gesandten vermutheten sogleich, daß dieser trapalonische Ritter Niemand anders sei als ihr Prinz Dorastus, ließen sich aber davon eher nichts merken bis der König ihnen ein offenes Gehör bewilligte, wo sie im Namen ihres Königs die Auslieferung des Prinzen von Sicilien verlangten, der sich unter dem Namen Meleagrus in seinem Reiche aufhalte. Sie trugen also der Majestät von

Böhmen vor, wie der Prinz von Sicilien wider den Willen des Königs, seines Vaters, das Königreich verlaßen und ein junges Mädchen Namens Faunia, die Tochter eines alten Schäfers mit Namen Porrus, entführt habe; auch sei einer der Hofbedienten des Prinzen, Capnio geheißen, sein Begleiter auf der Flucht gewesen. Sie schloßen mit dem Ansuchen ihres Königs, daß der Prinz Dorastus freigelaßen und ausgeliefert, Capnio, Porrus und seine Tochter Faunia aber hingerichtet werden möchten.

Pandosto, der diese Botschaft mit großem Erstaunen vernahm, war sich mit Egistus zu versöhnen geneigt, und ihm einen Beweis zu geben, wie sehr er ihre so lange unterbrochene Freundschaft zu erneuern wünsche, beschloß er seinen Willen pünktlich zu vollziehen und Faunien seiner Staatsklugheit und beleidigten Liebe hinzuopfern. Er befahl auf der Stelle die Freilaßung des Dorastus, der über diese unerwartete Gunst höchlich erstaunte, sich aber noch mehr verwunderte als er vor den König geführt wurde und dort einige Höflinge seines Vaters erblickte, die bei seinem Erscheinen sogleich hinzutraten und ihn auf das Ehrerbietigste begrüßten. Auch Pandosto erhob sich von seinem Königsstuhl, umarmte ihn mit vielen Zeichen von Zärtlichkeit und Hochachtung, suchte das Vorgefallene während ihm sein Rang und seine Geburt unbekannt gewesen, zu entschuldigen, ließ ihn dann zu seiner Rechten niedersitzen und theilte ihm den Inhalt der Botschaft mit, die er von dem Könige, seinem Vater, erhalten. Dorastus, der sehr bestürzt war, als er hörte, daß die Ursache seiner Flucht so offenkundig sei, senkte sein Haupt um die Schamröthe zu verbergen, die sein Antlitz übergoßen hatte; als aber der König in seiner Erzählung zu den Strafen kam, welche er über Faunia und die übrigen Theilnehmer seiner Flucht zu verhängen ersucht worden, war es ihm unmöglich, seine heftige Seelenerschütterung zu verbergen, sondern eiferte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit seines Vaters und beschwor den Pandosto, ein so unmenschliches Urtheil nicht zu vollstrecken.

Doch ungerührt von diesen Bitten befahl der König Faunia,

Capnio und Porrus herbeizuführen, worauf er der ganzen Wuth seiner Erbitterung gegen Faunia, deren edler Widerstand seine Liebe in Haß verwandelt hatte, in folgenden Schmähworten gegen das bestürzte Mädchen freien Lauf ließ:

Gemeine, verächtliche Dirne, wie wagst du es, deine verblendeten Augen zu einem Throne zu erheben und die Flammen des Ehrgeizes in deiner niedrig geborenen Seele zu nähren? Wie darfst du Bettlerin dir mit der Hoffnung schmeicheln eines Prinzen Gemahl zu werden, und mit niedrigen Künsten den Sohn eines großen Königs verführen, sein Reich zu vergeßen um deine verwegenen Wünsche zu befriedigen. Wiße aber, gefährliche Sirene, der Tod wird der Lohn deines vermeßenen Ehrgeizes sein. Und du alter, kindischer Narr, sagte er zu dem bleichen, zitternden Porrus, deßen freche Thorheit deine Tochter zu dieser tollkühnen Unternehmung gespornt hat, sollst deine Anmaßung mit dem Leben entgelten. Für dich aber, Capnio, setzte der ergrimmte König hinzu, ist der Tod eine zu gelinde Strafe: dein niederträchtiger Verrath verdient eine härtere Züchtigung, und darum verurtheile ich dich, das Augenlicht zu verlieren und bis zu deinem Tode gleich einem blinden Pferde in einer Mühle zu traben.

Dorastus, den das über Faunia ausgesprochene Urtheil in einen stummen, todesgleichen Zustand von Schmerz, Wuth und Verzweiflung geworfen hatte, erhob sich, da er sah, daß sie hinweggeführt werden solle, um zu ihrer Vertheidigung zu sprechen; aber von der Macht dieser widerstrebenden Gefühle überwältigt sank er ohne ein Zeichen von Leben in seinen Stuhl zurück. Durch den schleunigen Beistand der Aerzte des Königs ward er bald wieder zum Bewußtsein gebracht, auf ihren Antrag aber aus Fauniens Gegenwart entfernt, welche, sobald er abgeführt worden, also redete: Wenn mein Tod zum Glück und Frieden des Prinzen Dorastus gereichen kann, der mein Verlobter und Herr ist, und deßen heilige Gelübde die Götter vernommen und im Himmel aufgezeichnet haben und keine irdische Gewalt mehr lösen kann, so bin ich zufrieden zu sterben; aber meine unschuldige, zärtliche

Neigung zu ihm nehm ich mit mir ins Grab; mein letzter Athemzug soll Gebet für sein Heil sein und die Götter anflehen, ihn mit ihren schönsten Gaben zu segnen, daß wenn er einst den Thron seines Vaters besteigt, er seine Unterthanen mit Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung regieren möge, denn Weisheit und Milde sind göttliche Gaben und eines Fürsten Glück und Sicherheit besteht in der Liebe, nicht in der Furcht seines Volks. Sieh mich denn, o König, bereit die ganze Strenge deines Urtheils zu erdulden. Aber ach, was hat mein Vater begangen, daß ein unnatürlicher Tod sein greises, ehrwürdiges Haar vor der Zeit ins Grab bringen soll? Ach, er ist völlig unschuldig an dem Verhältniß zwischen mir und dem Prinzen, er hat weder meine Flucht gerathen noch uns freiwillig begleitet: er ward mit Gewalt an Bord des Schiffs gebracht und gezwungen unser Reisegefährte zu werden; und er soll für ein unwillkürliches Vergehen den Tod erleiden? Grausames, ungerechtes Geschick! Doch was soll ich von dir sagen, Pandosto, der du die Unterthanen eines fremden Königs, die nicht das geringste Strafwürdige begangen haben seit sie dein Reich betraten, nichtsdestoweniger zur Todesstrafe verurtheilst? Aber eine innere Stimme sagt mir, daß du Grund hast, Faunien zu verdammen: sei es denn so; ich heiße den Tod willkommen, der mich zu jenen Reichen der Freude führt, wo ewige Gerechtigkeit, Milde und Erbarmung walten.

Den alten Schäfer rührte die zärtliche Fürbitte Fauniens zu seinen Gunsten, und da er sah, daß er nicht hoffen dürfe am Leben zu bleiben, beschloß er es eh er stürbe kund zu machen, daß sie nicht seine Tochter sei: er bat sich also ein kurzes Gehör aus und sprach:

König von Böhmen und ihr edeln Abgesandten Siciliens, da ich mich, wiewohl unschuldig, zum Tode verurtheilt sehe, so will ich mein Gewißen von einem Geheimnisse entlasten, das ich schon zu lange verschwiegen habe. Ich werde Alles sagen was ich weiß und nicht mehr als mit der Wahrheit bestehen kann: Faunia, welche ihr als eine gemeine Bettlerin verschmäht habt, ist nicht

meine Tochter: ich habe sie gefunden, und das gieng so zu. Ich war ein armer Schäfer in Sicilien, der davon leben muste, fremde Heerden zu hüten. Eines Tages hatte sich eins meiner Schafe an die Seeküste verlaufen und da ich es zurückholte, sah ich ein kleines Boot an den Strand getrieben, worin ein kleines Kind lag, kaum sechs Tage alt, in einen Scharlachmantel gehüllt und eine goldene Kette um den Hals. Schon das Mitleid würde mich bewegt haben, mich seiner anzunehmen, wenn mich auch der Schatz nicht gereizt hätte, den ich bei ihm fand: ich trug es also heim zu meinem Weibe, welche es als ihr eigenes erzog, und als es heranwuchs, übergab ich ihm die Hütung meiner Heerden. Dieß Fräulein, Faunia, ist das Kind, das ich fand, und hier ist die Kette und die Juwelen, die es bei sich hatte. Wer sie ist, wer ihre Eltern sind weiß ich nicht; aber ich erkläre feierlich, daß sie mir nicht angehört.

Pandosto, der während der Rede des Porrus seine Gefühle mit Mühe unterdrückt hatte, fragte ihn sobald er schwieg ungeduldig nach Tag und Jahr, an welchen das Kind gefunden worden, nach dem Boot, worin es gelegen und ähnlichen Nebenumständen, und da ihn seine Antworten vollkommen befriedigten, sprang er plötzlich von seinem Sitze auf, riß von väterlicher Zärtlichkeit ergriffen Faunien in seine Arme, benetzte ihr zartes Angesicht, das er eng an das seine schloß, mit Thränen freudigen Erstaunens und rief in abgebrochenen Lauten: O Faunia, meine lange verlorene Tochter! Ich bin dein Vater, Faunia!

Diese Ausrufungen und die heftige Bewegung des Königs füllten alle Anwesenden mit dem höchsten Erstaunen, vornämlich Faunia, die vor Ueberraschung bewegungslos dastand, während ihr holdes Angesicht das Uebermaß der Freude, der Hoffnung, der Furcht und Verwunderung zugleich ausdrückte.

Sobald sich der erste Sturm seiner Gefühle gelegt hatte, ließ Pandosto den Dorastus, der sich inzwischen völlig erholt hatte, herbeiführen und Fauniens Hand faßend erklärte er, daß sie seine Tochter sei, welche Bellaria ihm geboren, während sie unter dem

fälschlichen Verdacht des Ehebruchs litt, weshalb das Kind auf seinen Befehl in einem offenen Boote der Wuth des Windes und der Wellen übergeben worden sei. Hierauf befahl er dem Porrus zu erzählen wie er sie gefunden habe, und schloß damit, daß er sie nochmals umarmte und sie öffentlich für seine Tochter anerkannte.

Faunia, die nun an der Wirklichkeit ihres Glücks nicht mehr zweifeln konnte, gab ihrer Freude über dieß unerwartete glückliche Ereigniß Raum; Dorastus war außer sich vor Entzücken und die Sicilier hatten nun nicht länger Grund, die Wahl ihres Prinzen zu mißbilligen, vielmehr erfreute sie die Aussicht, daß die Feindschaft, die so lange zwischen Egistus und Pandosto gewaltet hatte, sich nun in feste Freundschaft und dauernden Frieden zwischen den Königreichen Sicilien und Böhmen verwandeln werde.

Diese Neuigkeiten verbreiteten sich bald über Pandostos Reich, die Straßen erschollen von Freudengeschrei über die Auffindung der Königstochter, wonach nun eine gesetzliche Erbin der Krone Böhmens vorhanden war: man sah aller Orten prächtige Aufzüge und die ausgelaßensten Freudenbezeugungen. Der König begnadigte den alten Porrus, der so lange für den Vater Fauniens gegolten hatte, mit der Ritterwürde, ließ sogleich eine stolze Flotte zur Abfahrt bereit halten und schiffte sich mit Dorastus, Faunia, den sicilischen Gesandten und einem zahlreichen Gefolge nach Sicilien ein, wo sie nach einer kurzen Fahrt glücklich anlangten und von Egistus, der mit der Wahl seines Sohnes sehr zufrieden war, freundlich empfangen wurden. Die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert; aber nicht lange nachher überließ sich Pandosto tausend finstern Gedanken über seine grundlose Eifersucht gegen Bellarien, seine beabsichtigte Grausamkeit gegen Egistus, vor Allem aber über seine unnatürliche Leidenschaft für seine Tochter: eine tiefe Schwermuth bemeisterte sich seines Gemüths, zuletzt verfiel er in Wahnsinn, und eines Nachts benutzte er die Abwesenheit seiner Dienerschaft und erstach sich mit einem Dolche. Schmerzlich beweinten Dorastus, Faunia und der gute

Egistus seinen Tod. Nachdem sein Leichnam einbalsamiert worden, nahmen Dorastus und die junge Königin von Böhmen Abschied von dem Könige ihrem Vater, führten die Leiche des verstorbenen Fürsten mit sich nach Böhmen, wo sein Leichenbegängniss mit großer Pracht gefeiert wurde. Hierauf bestiegen sie zur allgemeinen Freude des ganzen Königreichs den Thron.

---

2. Das Wintermärchen.

Verhältniss des Schauspiels zum Märchen.

Pandosto. | The Triumph | Of time. | Wherein is discovered | by a pleasant Historie, that although by the meanes | of sinister fortune, Truth may be concealed | yet by Time in spight of fortune it | is most manifestly reuealed. | Pleasant for age to auoyde drowsie thoughtes, | profitable for youth to eschue other wanton | pastimes, and bringing to both a de | sired content. | Temporis filia veritas. | By Robert Greene, Maister of Artes | in Cambridge. | Omne tulit punctum qui miscuit vtile dulci. | Imprinted at London by Thomas Orwin for Thomas | Cadman, dwelling at the Signe of the Bible, neere | vnto the North doore of Paules, | 1588. Später unter dem Titel A pleasant History of Dorastus and Fawnia by Robert Greene. Schon die Jahreszahl 1588, welche zuerst Dr. Farmer auf einem Abdruck unseres Märchens gefunden hat, entscheidet gegen die eine Zeit lang gültige Annahme als sei es erst aus dem Schauspiel geflossen. Die Vergleichung mit diesem ergiebt, daß Shakspeare alle Namen geändert hat bis auf den des Landes Böhmen, und dieß läßt vermuthen, daß er ihn nicht absichtlos beibehielt. Lächerlich ist die Pedanterei einiger englischen Kritiker, die sich auf ihre geographischen Kenntnisse, nach welchen Böhmen von keiner Seite an die See stößt, gar so viel zu Gute thun, indem sie diese Beibehaltung so sehr in Allarm setzt. Wenn Shakspeare Böhmen für ein Küstenland hielt, so würde dieser Irrthum wohl bei der Darstellung des Stücks zur Sprache gekommen sein, denn es gab ohne Zweifel auch damals Leute, die ihre wohlfeile Weisheit gern an den Mann brachten.

Hätt er dann statt Böhmen etwa Bithynien gesetzt, wie Einer zu lesen vorgeschlagen hat, so war dem ganzen Unheil abgeholfen. Da er dieß unterließ, so muste er wohl seine Absicht dabei haben, und diese glauben wir zu errathen. Böhmen war aus Greenes Novelle als Schauplatz der Begebenheit bekannt und wurde als solcher gleich am Anfang der Erzählung genannt. Die Anfänge der überlieferten Erzählungen sind für den Bearbeiter feste Punkte, an welchen er ungerne rüttelt, weil sie stärker als alles Andere im Gedächtniss der Leser oder Zuhörer haften, deren Widerspruch er nicht herausfordern mag. So blieb im Eingang von Ecken Ausfahrt Köln als Schauplatz bestehen, obwohl der spätere Dichter sich gegen den Schluß Tyrol als Schauplatz dachte. Zu dem märchenhaften Inhalt des Schauspiels, das im Lande der Fabel und in der Zeit der Poesie spielt, paßte auch dieser Verstoß beßer als die genauesten geographischen Bestimmungen. Dasselbe gilt von den s. g. Anachronismen in diesem Schauspiel. Wenn, wie mir Halliwell bemerkt, Greene sich vielleicht gedacht hat, irgend eine Provinz oder Dependenz Böhmens habe bis an die Küste gereicht, so konnte allerdings auch dieß Shakspeare mitbestimmen, die von Greene vorausgesetzten localen Verhältnisse beizubehalten; sie hätte aber an das adriatische Meer stoßen müßen, wenn wir es nicht sehr unwahrscheinlich finden sollten, daß jenes Boot mit dem Königskinde gerade an der Küste Siciliens gelandet sei.

Die wichtigste Abweichung Shakspeares, die Erhaltung Bellariens (Hermionens), die im Märchen wirklich gestorben ist, erinnert an die Rettung und Wiederfindung Lucinas im Apollonius von Tyrus (Vgl. XIV), welchen Shakspeare früher in seinem Prinz Pericles von Tyrus bearbeitet hatte, entfernter auch an Heros Wiederaufleben in Viel Lärmens um Nichts. So konnte er nun den Charakter des Königs von Böhmen edler halten, der bei Greene auch nach dem Orakelspruch die Unthaten noch nicht bereut zu haben scheint, zu welchen ihn Eifersucht verleitet hatte, da ihn als sechszigjährigen Greis die Wollust zu neuen Grausamkeiten hinzureißen im Begriff ist, was uns um so widriger berührt

als die eigene Tochter der Gegenstand der unsaubern Begierden wird, die er später durch Verzweiflung und Selbstmord büßt. Einige Personen des Schauspiels hat Shakspeare hinzuerfunden, z. B. Antigonus, Paulina und Autolycus. Nach der griechischen Mythologie war Autolycus bekanntlich ein Sohn des Hermes und der Chione oder Philonis. Wenn Warburton angiebt, die ganze Rede des Autolycus bei seinem ersten Auftreten sei aus Lucians Buch über die Astrologie entnommen, wo Autolycus noch viel Anderes in derselben Manier spreche, so muß ihm geträumt haben. In diesem Buche, von dem es übrigens zweifelhaft ist ob es dem Lucian gehört, wird die Mythe, daß Autolycus ein Sohn des Hermes sei, dahin gedeutet, die Kunst des Stehlens sei diesem von Hermes gekommen, unter dessen Gestirn er geboren worden und höchstens darauf enthält die Stelle bei Shakspeare eine Anspielung. Schon Douce Illustrations of Shakespeare I. 354 hat dieß gerügt und auf Ovids Metamorphosen XI. 291—345 verwiesen.

Greenes Erzählung ist ein Gemisch von Märchen und Schäferroman in dem gezierten Geschmack seiner Zeit, der durch John Lylies Euphues und Thomas Lodges Rosalynd or Euphues golden Legacy Mode geworden war. Ueber das letztere Werk, die Quelle von Shakspeares Wie es euch gefällt, sieh unten XVII.

Eine epische Grundlage hat unser Märchen nicht, obgleich einige sagenmäßige Züge, z. B. die Aussetzung des Kindes und dessen Erhaltung, eingeflochten sind. Das Ganze scheint Greenes Erfindung und somit sind wir der Mühe weiterer Nachweisungen überhoben.

XII. und XIII.

Zu

den beiden Veronesern

und

Was ihr wollt.

1. Felismene.

Nach Montemayor.

„Mein Vaterland ist Andalusien, meine Geburtsstadt Soldina, meine Mutter Delia und Andronio mein Vater; durch Geburt und Adel waren sie die ersten der ganzen Provinz. Nun trug es sich zu, daß meine Mutter schon viele Jahre verheirathet war ohne Kinder zu haben, weshalb sie so unglücklich lebte, daß sie nicht einen ruhigen Tag hatte. Darum rief sie mit Thränen und Seufzern zu jeder Stunde den Himmel an, brachte tausend Opfer und that vielerlei Gelübde, indem sie Gott bat, daß er ihr geben möge was sie so sehr wünsche. Der ließ sich denn, angesehen ihr beständiges Bitten und Beten, bewegen und als sie schon weit in die zweite Hälfte ihres Lebens hinein war, fühlte sie sich schwanger. Die Freude, die sie darüber empfand, mag der beurtheilen, dem das Glück einen längst erwünschten Gegenstand endlich in die Hände giebt. Nicht weniger Antheil nahm mein Vater an dieser Freude, zu dessen Zufriedenheit nun gar nichts mehr fehlte. Delia, meine Mutter, las so gern alte Geschichten, daß sie die Zeit nie mit etwas Anderm hinbrachte, wenn nicht Krankheiten oder wichtige Geschäfte sie abhielten. Nun trug es sich zu, da sie, wie ich sagte, schwanger war, daß sie sich eines Nachts unwohl befand und meinen Vater bat, er möge ihr Etwas vorlesen was ihre Gedanken beschäftige, damit sie ihre Schmerzen nicht fühle. Mein Vater, der für nichts Sinn hatte als ihr alle mögliche Freude zu machen, begann sogleich die Geschichte von Paris zu lesen, wie die drei Göttinnen sich wegen des Apfels der Zwietracht vor ihm zu Gericht stellten. Meine Mutter behauptete, Paris habe den Ausspruch in der Leidenschaft und nicht wie er

sollte gegeben: sie sagte, er habe ohne Zweifel die Ansprüche der Schlachtengöttin nicht wohl erwogen, denn da Waffenfähigkeit alle andern Eigenschaften übertreffe, so hätt er ihn dieser geben müßen. Mein Vater antwortete, der Apfel sei der Schönsten bestimmt gewesen und das sei Venus mehr als irgend Eine, weshalb man gegen das Urtheil des Paris gar nichts haben könne, wenn es ihm nicht nachher so viel Unglück zugezogen hätte. Meine Mutter erwiderte, auf dem Apfel sei freilich geschrieben gewesen, man solle ihn der Schönsten geben, aber diese Schönheit sei nicht als die des Körpers zu verstehen, sondern als die des Geistes; dessen Schönheit werde aber durch nichts so sehr als durch Tapferkeit erhöht und von dieser Tugend seien Waffenübungen ein äußeres Zeichen. Der Göttin der Schlachten habe also der Apfel zukommen müßen, wenn Paris wie ein verständiger Mann und nicht von Leidenschaft geblendet geurtheilt hätte. Mit solchem Streite brachten sie den grösten Theil der Nacht hin, indem jeder seine Partei mit den besten Gründen, die er wuste, vertheidigte. Endlich besiegte aber der Schlaf die, die sich von den Gründen ihres Mannes nicht hatte besiegen laßen wollen, so daß sie einschlief als sie sich schon tief in den Streit eingelaßen hatte. Mein Vater gieng darauf nach seinem Zimmer, meiner Mutter aber schien es im Schlafe als ob die Göttin Venus zu ihr komme und mit einem eben so zornigen als schönen Gesichte sage: Delia, ich weiß nicht was dich bewogen hat, der eine so große Gegnerin zu sein, die nie deine gewesen ist. Hättest du zurückgedacht an die Zeit, wo du in Liebe zu deinem Gatten Andronio schmachtetest, so würdest du mir, der du so viel schuldest, nicht so vergolten haben. Du sollst aber nicht ohne Lohn bleiben: wiße, du wirst einen Sohn und eine Tochter gebären, die dir nicht weniger als das Leben kosten werden; ihnen aber wird die Freude stäts fern sein, deren Göttin du beleidigt hast: sei versichert, sie werden die Unglücklichsten in der Liebe sein, die man bis auf ihre Zeit gesehen hat. Das sagte sie und verschwand, und sogleich zeigte sich meiner Mutter ein anderes Gebilde: sie sah wie die Göttin Pallas zu

ihr kam und mit heiterer Miene zu ihr sprach: Kluge und glückliche Delia, womit soll ich dir lohnen für das, was du zu meinen Gunsten in dieser Nacht gegen deinen Gatten angeführt hast? Wiße, du wirst einen Sohn und eine Tochter gebären, glücklicher in den Waffen als irgend einer vor ihnen. So sagte sie und verschwand sogleich, und meine Mutter erwachte mit dem grösten Schrecken von der Welt, und von da in einem Monate, wenig mehr oder weniger, gebar sie mich und meinen Bruder und starb bei der Geburt, und mein Vater starb von dem großen Kummer, den er darüber empfand, wenige Tage nachher. Und damit ihr das äußerste Unglück erkennt, in das mich die Liebe gebracht hat, so wißt, daß ich als ein Frauenzimmer von der edelsten Geburt, wie ihr gehört habt, meinen Stand, meine Freiheit und was ich meiner Ehre schuldig bin, indem ich mich allem Argwohn aussetzte, aufgeopfert habe um ganz meines Geliebten zu sein. Seht, welch ein überflüßiges Ding für ein Weib, glücklich in den Waffen zu sein als ob sie dafür geboren wäre! Bis zu unserm zwölften Jahre erzog man mich und meinen Bruder in einem Nonnenkloster, dessen Aebtissin meine Muhme war. Als wir das Alter erreicht hatten, nahm man uns von da fort und brachte ihn an den Hof des erhabenen und unbesiegbaren Königs der Lusitaner, dessen Ruhm und unglaubliche Milde über die ganze Erde so verbreitet ist, wo ihm, seit er ein waffenfähiges Alter erreicht hat, eben so glorreiche und tapfere Heldenthaten gelungen sind als ihm die Liebe Trauer und Unglück bereitet hat. Um alles Dieses liebt der unbesiegbarste König meinen Bruder so, daß er ihn nie wieder von seinem Hofe fortläßt. Ich Unglückliche, die mich meine Bestimmung größerm Mißgeschick aufbewahrte, wurde in das Haus meiner Großmutter gebracht. Das hätte nicht geschehen sollen, denn es gab Veranlaßung, daß ich unglücklicher wurde als je ein Weib gewesen ist. Als ich etwa siebenzehn Jahr alt war, verliebte sich ein Ritter in mich, dessen Wohnung der unsrigen so nahe war, daß er mich von der Terrasse aus in meinem Garten sehen konnte, in dem ich gewöhnlich die Frühlingsabende zubrachte.

So sah der undankbare Felis die unglückliche Felismene (denn das ist der Name der Traurigen, die euch jetzt ihre Leiden mittheilt) und verliebte sich in mich oder stellte sich wenigstens verliebt. Ich weiß nicht was ich glauben soll; aber ich weiß, daß in solchen Fällen das Schlechteste zu glauben immer das Sicherste ist. Viele Tage brachte Felis damit zu mir sein Sehnen verständlich zu machen, und viel mehr brauchte ich um sein Sehnen erwidern zu können. Ich weiß nicht wie die Liebe so lange zauderte mich ihm hinzugeben; aber sie zauderte wohl um dann mit desto größerer Macht mich zu überkommen. Da ich nun that als ob ich aus den Zeichen und dem häufigen Vorübergehen und aus den Musiken und Tänzen, die er vor meiner Thür täglich aufführen ließ, gar nicht merkte, daß er in mich verliebt sei, obgleich ich es vom ersten Tage an sehr gut gesehen hatte, so entschloß er sich mir zu schreiben. Er sprach mit einer meiner Dienerinnen, die er schon kannte und deren Willen er durch viele Geschenke gewonnen hatte, und gab ihr einen Brief für mich. Wie nun Rosine (so hieß das Mädchen) sich sicher zu stellen suchte bevor sie mir den Brief gab, wie sie nicht aufhörte zu schwören und mich zu bitten, so war das gewiss schon eine Sache zum Erschrecken. Bei alledem warf ich ihn ihr doch ins Gesicht und sagte: Bedächt ich nicht wer ich bin und was man davon sagen könnte, so wollt ich dieses Gesicht, das so wenig Scham hat, so zeichnen, daß es ein Jeder sogleich erkennen sollte. Weil es das erste Mal ist soll es so hingehen, hüte dich aber wohl vor dem zweiten Male. Ich sehe noch jetzt ganz deutlich wie diese Verrätherin von Rosine stille schwieg und was sie von meinem Aerger dachte verbarg. Dann hättet ihr sehen sollen wie sie ein Lachen erheuchelte und sagte: Jesus, Herrin, ich hab ihn Ew. Gnaden nur gegeben, daß wir uns damit lustig machen und nicht daß Sie sich darüber ärgern sollten: möge Gott, wenn ich Ihnen Verdruß habe machen wollen, mir den grösten zukommen laßen, den je ein Menschenkind gehabt hat. Dazu fügte sie noch viel andere Worte, die sie nur zu gut zu setzen wuste, um meinen Aerger über ihr

Betragen zu dämpfen, nahm ihren Brief und gieng damit fort. Als das geschehen war, fieng ich an nachzudenken was wohl darin gestanden haben möchte. Die Liebe ließ mich wünschen den Brief zu sehen; aber nach dem was ich euch erzählt habe schämte ich mich, ihn von meiner Dienerin wiederzufordern. So gieng mir der Tag bis zum Abend unter allerlei Gedanken hin, und als Rosine zu der Zeit, wo ich mich niederzulegen pflegte, herein kam um mich zu entkleiden, weiß Gott ob ich wünschte, daß sie wieder angefangen hätte sich wegen der Annahme des Briefes zu entschuldigen; aber geschweige, daß sie davon gesprochen hätte, sie schien gar nicht mehr daran zu denken. Ich wollte sehen ob es mir etwas helfen könnte, wenn ich sie auf den Weg brächte und sagte: Also dieser Herr Felis wagt es ohne Weiteres an mich zu schreiben? Sie antwortete ganz trocken: Das sind so Sachen, die die Liebe mit sich bringt; ich bitte Ew. Gnaden, mir zu verzeihen: denn hätt ich gedacht, daß Sie sich so darüber ärgern könnten, so würd ich lieber die Augen aus dem Kopf verloren haben. Wie mir darauf zu Muthe war, weiß Gott; bei alle dem verstellte ich mich aber doch und fand in der Nacht Gelegenheit, an meinen Wunsch zu denken und nicht zu schlafen. Es war in Wahrheit für mich die unseligste und längste Nacht, die mir bis dahin vorgekommen war. Endlich kam der Tag und weit später als ich gewollt hätte trat die kluge Rosine herein um mich anzukleiden, und ließ, wie von Ungefähr, den Brief auf die Erde fallen. Sobald ich ihn sah, sagte ich: Was ist das was da hinfällt? Zeig es sogleich her, sagte ich; ärgere mich nicht, oder sage mir was es ist. Jesus, Herrin, sagte sie, was Sie sehen wollen ist der Brief von gestern. Das ist es gewiss nicht, sagte ich, zeige, ich will sehen ob du lügst. Ich hatt es kaum ausgesprochen als sie mir den Brief in die Hand gab und sagte: Strafe mich Gott, wenn es etwas anderes ist. Obgleich ich ihn ganz wohl kannte, sagte ich doch: Nein, er ist es nicht, den kenne ich; es wird von einem Liebhaber von dir ein Brief sein: ich will ihn lesen, um die Nichtswürdigkeiten zu sehen, die ihr euch schreibt. Da-

mit öffnete ich den Brief und sah, daß er folgendermaßen lautete:

Ich hab immer gehofft, Herrin, daß eure Klugheit meiner Furcht an euch zu schreiben zu Hülfe kommen würde und daß ihr ohne einen Brief erkennen würdet wie ich euch liebe; aber eben sie hat euch gelehrt euch zu verstellen, und das Uebel war da wo ich das Mittel wähnte. Verurtheilt ihr jetzt mein Wagniß in eurer bisherigen Art, so hab ich keine Stunde mehr zu leben; verfahrt ihr aber in der Weise der Liebe, so ist mein Leben mir nicht so lieb wie meine Hoffnung. Ich bitt euch, Herrin, laßt euch meinen Brief nicht verdrießen, klagt mich nicht an, daß ich ihn geschrieben habe bis ihr untersucht habt ob es in meiner Macht stand, ihn nicht zu schreiben und betrachtet mich als euer Eigenthum: denn Alles was aus mir werden kann liegt in eurer Hand, die ich tausendmal küsse.

Als ich den Brief meines Don Felis las und las, daß er mich mehr liebe als sich selbst, hatte die Liebe über diese unglückliche Seele schon so viel Gewalt, daß sie sich darin festsetzen konnte: ich fieng an ihn zu lieben und zu meinem Unglück that ich es, denn es ist die Ursache aller meiner Leiden gewesen. Sogleich bat ich Rosine wegen der frühern Vorfälle um Verzeihung, da ich sie für die Zukunft nöthig zu haben glaubte; ich empfahl ihr, das Geheimniß meiner Liebe zu bewahren und las den Brief noch einmal: bei jedem Worte hielt ich einen Augenblick an; aber es muste wohl nur ein kurzer Augenblick sein, da ich mich so schnell entschloß: denn mich nicht zu entschließen stand schon nicht mehr in meiner Hand. Ich nahm Papier und Dinte und antwortete in dieser Weise:

Achte, Don Felis, meine Ehre nicht so gering, daß du ihr mit erdichteten Worten zu schaden denkst. Ich weiß wer du bist; aber ich glaube auch, daß dir das den Muth gegeben hat dieß zu wagen und nicht, wie du sagst, die Gewalt der Liebe. Ist mein Verdacht gegründet, so hilft dir dein Mühen so wenig wie dein Stand und Rang, wenn du mich zu bewegen hoffst gegen

meine Ehre zu handeln. Ich beschwöre dich, bedenke wie selten etwas einen guten Ausgang nimmt, das man mit trügerischem Sinne beginnt und daß es eines Ritters nicht würdig ist anders zu denken und anders zu sprechen. Du sagst, ich solle dich als mein Eigenthum ansehen: ich bin so übler Laune, daß ich selbst Thaten nicht traue, wie viel weniger deinen Worten. Bei alle dem weiß ich das, was du mir sagst, zu schätzen: misstrauisch zu sein ist mir genug, Undankbarkeit will ich nicht hinzufügen.

Diesen Brief schickte ich ihm, was ich nicht hätte thun sollen, denn nun wurde er so kühn mir seine Gefühle näher zu erklären und fand Veranlaßung um die Erlaubniss zu bitten, mich sprechen zu dürfen, so daß einige Tage mit Bitten und Antworten hingebracht wurden. Der falsche Amor that dabei was er immer zu thun pflegt und nahm jede Stunde mehr von mir Unglücklichen Besitz. Nun fiengen die Tänze von Neuem an, die Nachtmusiken hörten nie auf, Briefe und Zeichen giengen beständig herüber und hinüber, und so vergieng ein Jahr, nach dessen Verlauf die Liebe mich so eingenommen hatte, daß ich nicht mehr unterlaßen konnte, jede Gelegenheit aufzusuchen ihm meine Gefühle mitzutheilen, was ihm lieber war als sein Leben. Nun wollte mein Unglück, daß sein Vater, als unsere Liebe am Heftigsten war, davon Nachricht bekam und daß man ihm die Sache so vergrößerte, daß er seinen Sohn, in der Furcht, er möchte sich mit mir verheirathen, an den Hof der großen Fürstin Augusta Cäsarina schickte, indem er sagte, es sei nicht Recht, daß ein junger Ritter von so hohem Geschlecht seine Jugend im Vaterhause zubringe, wo er nichts lernen könne als die Laster, deren Lehrerin der Müßiggang ist. Er reiste so traurig ab, daß er im Uebermaß seiner Trauer selbst vergaß, mir von seiner Abreise Nachricht zu geben; ich aber fiel, als ich es erfuhr, in einen Zustand, wie ihn sich nur der denken kann, der je so geliebt hat wie ich Unglückliche. Das Leben, das ich nun in seiner Abwesenheit führte, die Trauer, die Seufzer, die Zähren, die täglich von diesen leidvollen Augen herabfloßen, glaub ich gar nicht schildern zu können,

und dieß Leiden, das man nicht einmal aussprechen kann, denkt, wie ich es ertragen konnte! In meinem Unglück und den Qualen, die mich die Abwesenheit des Don Felis empfinden ließ, da mir mein Uebel unheilbar schien und ich voraus zu sehen glaubte, daß er am Hofe, bei der Schönheit und dem Range anderer Damen und bei der bittersten Feindin der Liebe, der Abwesenheit, mich vergeßen würde, entschloß ich mich das zu wagen was noch nie einem Weibe in den Sinn gekommen ist. Das war, mich als Mann zu kleiden und an den Hof zu gehen, um Den zu sehen, auf dem meine ganze Hoffnung ruhte, und wie ich es dachte so setzte ich es ins Werk, denn die Liebe ließ mich nicht mehr überlegen was ich mir selbst schuldig sei. Ich sorgte für alles Nöthige und mit Hülfe einer Freundin, die um alle meine Geheimnisse wuste und mir die Kleider, die ich verlangte, und ein Pferd kaufte, trennte ich mich von meinem Vaterlande und von meinem guten Rufe, den wieder zu erlangen ich nicht hoffen kann. So gieng ich gerades Weges an den Hof und auf der Reise begegnete mir genug, was angenehm zu hören sein würde, wenn die Zeit erlaubte es zu erzählen. Nach zwanzig Tagen kam ich endlich da an, wohin mich meine Wünsche geführt hatten, und stieg in dem abgelegensten Hause, das ich finden konnte, ab. Der heiße Wunsch, den ich hegte, den Zerstörer meiner Ruhe zu sehen, ließ mich an nichts Anderes denken als wo und wie ich ihn sehen könnte. Seinetwegen meinen Wirth zu befragen, wagte ich nicht, denn so hätte meine Ankunft bekannt werden können. Den ganzen Tag und einen Theil der Nacht bracht ich in dieser Verwirrung hin: jede Stunde wurde mir zu einem Jahre. Als es etwas über Mitternacht war, klopfte mein Wirth an die Thür meines Zimmers und rief mir, wenn ich eine köstliche Musik, die man auf der Straße gebe, anhören wolle, so solle ich schnell aufstehen und ein Fenster öffnen. Das that ich sogleich und stellte mich an das Fenster. Da hört ich auf der Straße einen Diener des Don Felis, der Fabio hieß und den ich alsbald an der Sprache erkannte, wie er zu Andern sagte, die mit ihm waren: Jetzt, ihr

Herrn, ist die Zeit, wo sich die Dame in dem Corridor über dem Garten befindet, um die Frische der Nacht zu genießen. In dem Augenblick ertönten drei Waldhörner und eine Posaune in solchem Einklange, daß es eine himmlische Musik schien. Es erhob sich eine Stimme, die, wie es schien, so schön sang als man es sich nur denken kann. Und obgleich ich auf Fabios Stimme achtete und mir in dem Augenblicke tausenderlei in den Sinn kam, was meine Ruhe störte, so must ich doch auf den Gesang horchen, denn er war der Art, daß man trotz aller Hindernisse Vergnügen empfinden muste. Erst wurde eine Romanze gesungen, dann ertönte eine Flöte und eine Harfe und die Stimme meines Don Felis. Das Vergnügen, das ich empfand, als ich ihn hörte, kann sich Niemand vorstellen, denn in dem Augenblicke versetzte ich mich in die glücklichste Zeit unserer Liebe zurück. Aber hernach, als sich meine Einbildungskraft enttäuschte und ich bedachte, daß diese Musik einer Andern gebracht werde, da, weiß Gott, hätt ich lieber sterben mögen, und mit einer Angst, die mir das Leben zu rauben drohte, fragte ich den Wirth, ob er wiße wem diese Musik gebracht würde. Er antwortete, daß er nicht wißen könne wem sie gebracht werde, obgleich in diesem Stadtviertel viel Damen und zwar sehr vornehme, wohnten. Da ich sah, daß er mir auf meine Fragen keinen Bescheid geben konnte, horchte ich wieder auf den Gesang und hörte nicht bloß von den Instrumenten die schönsten Symphonieen aufführen, sondern vernahm auch den Gesang, der für mich der angenehmste und traurigste war: die Stimme meines Don Felis. Mannigfache Instrumente und die herrlichsten Stimmen, die im Einklange ertönten, machten den Beschluß mit einer solchen Anmuth, daß das lebhafteste Vergnügen Jeden erfüllen muste, der ihm nicht so unzugänglich war wie ich. Kurz vor Morgen endigte die Musik: ich mühte mich, meinen Don Felis zu sehen; aber die Dunkelheit der Nacht hinderte mich daran. Da ich sah, daß alle fortgegangen waren, legte ich mich wieder hin und beweinte mein Unglück, das nicht wenig zu beklagen war, da Der, den ich über Alles liebte, mich vergeßen hatte, wie diese

Musik bezeugte. Als es nun Zeit war aufzustehen, gieng ich ohne weitere Rücksicht aus dem Hause und gerade auf den großen Palast der Fürstin zu, wo ich den Wunsch meines Herzens zu erblicken hoffte; sollte mich Jemand danach fragen, so war ich entschloßen, mich Valerio zu nennen. Als ich auf den Platz, der vor dem Palaste ist, gekommen war, betrachtete ich die Fenster und Gänge und gewahrte so viel und so schöne Damen, daß ich mir noch jetzt nichts Schöneres denken kann und damals fast erschrak vor ihrer Schönheit und den Brillanten und zierlichen Kleidern und Aufsätzen, die sie trugen. Ueber den Platz kamen viel Ritter in prächtigen Kleidern und auf schönen Pferden, von denen ein Jeder nach der Seite sah, nach welcher seine Gedanken gerichtet waren. Gott weiß ob ich mich sehnte, dort meinen Don Felis zu sehen und wie ich wünschte daß seine Geliebte in diesem Schloße sein möchte, damit ich wenigstens versichert wäre, daß er nie einen andern Lohn von seinen Diensten zu erwarten hätte als zu sehen und gesehen zu werden und dann und wann mit seiner Dame zu sprechen, und immer nur in Gegenwart von mehr als tausend Augen, die ihm Nichts weiter als das gestatteten. Mein Geschick wollte aber, daß sie sich in einem Hause aufhielt, das mir diese Sicherheit nicht gewährte. Da ich an der Thür des großen Schloßes stand, sah ich den Fabio, den Diener des Don Felis, den ich sehr wohl kannte, eiligst in das Thor hineingehen, mit dem Thürhüter an dem zweiten Thore sprechen und dann auf demselben Wege zurückkommen. Ich vermuthete, daß er sich erkundigt habe ob Don Felis jetzt wegen eines Geschäftes (denn sein Vater hatte ihm mehrere aufgetragen) an den Hof kommen dürfe und daß er also seinem Diener bald nachfolgen werde. Und wie ich mir die Freude vormalte, die ich bei seinem Anblick empfinden würde, da sah ich ihn schon in Begleitung vieler Diener herankommen. Alle waren aufs Reichste in Livreen von himmelblauem Tuche gekleidet; die Binden waren von gelbem Samt und oben mit silbernen Schnüren besetzt; die Federn himmelblau, weiß und gelb. Mein Don Felis selbst trug Schuhe von gesticktem, weißem Samt;

der Saum war ein golddurchwirktes himmelblaues Gewebe; er trug ein Wamms von weißem Tuche, mit geklopftem Golde gestickt, einen Rock von Samt in derselben Farbe und Stickerei, einen fliegenden Mantel von schwarzem Samt mit Gold besetzt und mit geschorenem himmelblauem Tuche gefüttert; Degen, Dolch und Wehrgehänge waren von Gold; das Baret war überall mit goldenen Sternen besetzt und in der Mitte eines jeden war eine große Kernperle eingenäht; die Federn waren himmelblau, gelb und weiß, die ganze Kleidung mit vielen Perlenknöpfen übersäet; er saß auf einem prächtigen Tigerschimmel, der mit Himmelblau und Gold und vielen Perlen aufgezäumt war. Wie ich ihn so sah, war ich von dem Anblick so betroffen und so außer mir vor plötzlicher Freude, daß ich nicht weiß wie ich es beschreiben sollte. Es ist wahr, ich konnte es nicht unterdrücken, durch Thränen das Gefühl, das sein Anblick in mir erregte, zu verrathen; aber die Scham vor Denen, die umher standen, gab mir doch Gewalt über mich selbst. Als Don Felis nah am Palaste abgestiegen und eine Treppe hinaufgegangen war, die zu den Gemächern der großen Fürstin führte, näherte ich mich seinen Dienern, und da ich unter diesen den Fabio, den ich vorher schon gesehen hatte, gewahrte, nahm ich ihn bei Seite und sagte: Herr, wer ist der Ritter, der hier abstieg? Er scheint mir einem, den ich fern von hier gesehen habe, sehr zu gleichen. Fabio antwortete: Seid ihr so neu am Hofe, daß ihr Don Felis nicht kennt? Es ist schwerlich noch ein Ritter da, der so bekannt ist. Das bezweifle ich nicht, sagte ich; aber ihr werdet wißen wie neu ich am Hofe bin, wenn ich euch sage, daß ich gestern zum ersten Male diese Stadt betreten habe. Da seid ihr nicht zu beschuldigen, versetzte Fabio; wißt also, daß dieser Ritter Don Felis heißt; Andalusien ist sein Vaterland, der Sitz seines Hauses die alte Soldina; hier am Hofe ist er in Geschäften seines Vaters. Darauf sagte ich: Nun bitt ich euch, sagt mir noch warum er diese Farben trägt. Wüßte nicht Jedermann die Ursache, so würd ich sie verschwiegen haben, sprach Fabio; da sie aber ganz bekannt ist und doch Jeder, den

ihr nur fragtet, sie euch sagen könnte und würde, so glaub ich nicht gegen meine Pflicht zu handeln, wenn ich sie euch nenne. Wißt, daß er hier einer Dame dient, die Celia heißt, und daß er deshalb die blaue Farbe des Himmels (cielo) trägt, das Gelb und Weiß aber, weil es die Farben eben dieser Dame sind. Ihr könnt denken wie mich das was ich hörte angriff; aber ich verhehlte meinen Kummer und fragte weiter: Wahrhaftig, die Dame ist ihm viel Dank schuldig, daß er sich nicht begnügt ihre Farben zu tragen, sondern auch ihren Namen tragen will; sie muß wohl sehr schön sein? Das ist sie gewiss, sprach Fabio; aber eine andere, der er in unserm Vaterlande diente, war doch noch schöner und von der wurde er auch mehr begünstigt als von dieser. Aber diese Betrügerin von Abwesenheit vernichtet alle Dinge, wenn sie auch nach Menschenmeinung noch so fest stehen. Als ich das vernahm, must ich mit Gewalt meine Thränen zurückhalten und mich abwenden, sonst hätte Fabio gewiss etwas bemerkt, was mir nicht angenehm gewesen wäre. Nun fragte mich aber der Bursche auch sogleich wer ich sei, wie ich heiße und woher ich gebürtig sei, worauf ich antwortete, Andalusien sei mein Vaterland, Valerio mein Name, und bis dahin habe ich noch für mich allein gelebt. Auf die Art, sagte er, sind wir ja alte Landsleute: da können wir auch Hausgenoßen werden, wenn ihr wollt, denn Don Felis, mein Herr, hat mir aufgetragen, ihm einen Diener zu suchen. Ueberlegts euch also ob ihr in seine Dienste treten wollt: Eßen, Trinken, Kleidung und vier Realen täglich zum Verspielen werden euch nicht fehlen, und Mädchen giebts in unserer Straße, Mädchen wie Königinnen, und unter allen wird wahrhaftig keine sein, die sich in einen so schönen Jungen wie ihr nicht auf der Stelle verliebt. Ich kenne auch eine niedliche Magd bei einem alten Kanonikus, die uns alle beide auf das Beste mit Kuchen, Braten und St. Martinswein versehen wird, wenn wir ihr nur ein Bißchen die Kur schneiden. Wie ich das hörte, konnt ich es nicht laßen ein wenig zu lachen über diese Bedientenseele, die sich so in aller ihrer Natürlichkeit offenbarte.

Es schien mir aber doch als ob mir nichts gelegener sein könne als das was mir Fabio rieth, und so antwortete ich: Es war eigentlich nicht meine Absicht bei irgend Jemand in Dienst zu treten; da aber mein Schicksal will, daß ich jetzt gerade nichts zu thun habe, so scheint es mir das Beste zu sein, wenn ich zu euerm Herrn ziehe, der gegen seine Diener gewiss freundlicher und zuthunlicher ist als Andere. Da wißt ihr noch gar nichts, sagte Fabio: ich versichere euch auf Ritterwort (denn ich bin einer: mein Vater gehört zu den Cachopinen von Laredo), daß Don Felis vom besten Gemüth ist und daß er seine Diener beßer behandelt als irgend Wer; wenn nur diese häßliche Liebe nicht wäre: die läßt uns aber mehr spazierengehen als wir wünschen und weniger schlafen als wir nöthig haben; sonst ist Don Felis der beste Herr von der Welt. Kurz, Fabio sprach mit seinem Herrn, als dieser herauskam; der bestellte mich auf den Abend nach seinem Hause: ich gieng hin, er nahm mich unter seine Diener auf, und ließ mir die beste Behandlung von der Welt widerfahren, und so war ich einige Tage da, sah wie Botschaften hin- und hergiengen und dachte dabei vor Kummer umzukommen und jeden Augenblick die Geduld zu verlieren. Als ein Monat herum war, hatte Don Felis so viel Zutrauen zu mir gewonnen, daß er mir seine Liebe ganz offen entdeckte und mir Alles vom Anfang an bis auf den Punkt, wo er gerade stand, erzählte: er vertraute mir Alles was zwischen ihnen vorgegangen war und sagte mir, daß sie ihn im Anfange sehr begünstigt habe, daß sie das aber bald müde geworden sei und ihn jetzt fast hart behandle. Die Ursache davon sei, daß ihr Jemand, er wiße nicht Wer, von einer Liebschaft, die er in seinem Vaterlande gehabt, erzählt und zu verstehen gegeben habe, daß er sich nur in sie verliebt stelle um sich die Zeit zu vertreiben, so lange er seiner Geschäfte wegen am Hofe sein müße. Und es ist auch wirklich wahr, sagte mir Don Felis selbst, daß ich in dem Sinne, wie sie sagt, anfieng; aber jetzt weiß Gott ob ich etwas auf der Welt mehr liebe als sie. Was ich empfand, als ich ihn das sagen hörte, könnt ihr euch denken. Ich antwortete aber mit

aller möglichen Verstellung: Es wäre beßer, Herr, wenn die Dame sich mit Recht beklagte und wenn es so wäre: denn wenn die Andere, die ihr vorher liebtet, es nicht um euch verdient hat, daß ihr sie vergaßt, so thut ihr ihr ein schweres Unrecht. Don Felis antwortete mir: Die Liebe, die ich zu meiner Celia trage, gestattet mir nicht, die Sache so anzusehen; im Gegentheil scheint es mir, daß ich Ihr Unrecht gethan habe indem ich meine Liebe früher auf einem andern Gegenstande als auf ihr ruhen ließ. Wer sich bei solchen Beschuldigungen, antwortete ich, am Schlimmsten befindet, weiß ich wohl. Da nahm der Verräther einen Brief aus dem Busen, den er so eben von seiner Herrin erhalten hatte, und dachte mir ein großes Fest zu bereiten indem er ihn mir vorlas. Der Brief lautete so:

Nie hab ich etwas von Eurer Liebe geargwöhnt, was ich nicht nachher als ziemlich wahr befunden hätte: ich muß daher auch ferner meinem Verdachte glauben. Ihr müßt dieß ganz allein auf Rechnung Eurer Sorglosigkeit schreiben, denn Ihr hättet mir ja Eure frühere Liebe abläugnen können und nicht meine Verzeihung durch ein Geständniß erkaufen. Ihr sagt, ich sei Ursache, daß Ihr Eure frühere Liebe vergeßen habet: nun tröstet Euch nur, denn sonst möchte sich eine Andere finden, die Euch auch die zweite Liebe vergeßen machte. Seit versichert, mein Herr Don Felis, denn ich geb Euch Hand und Siegel darauf, daß nichts einem Ritter schlechter ansteht als sich gleich in jede Dame zum Sterben zu verlieben. Mehr sag ich nicht, denn wenn es Uebel ohne Heilmittel giebt, so thut man am Besten sich die Uebel selbst fern zu halten.

Als er den Brief gelesen hatte, sagte er, wie scheinen dir, Valerio, diese Worte? Es scheinen mir, erwiderte ich, sich in denselben deine Werke zu spiegeln. Vollende, sagte Don Felis. Herr, sagte ich, ihre Worte müßen mir schon so scheinen wie sie euch scheinen, denn Worte von Liebenden weiß Niemand so zu beurtheilen wie sie selbst. Was ich aber von dem Briefe denke, ist, daß diese Dame gern die Erste sein möchte, die das Schicksal so

behandelte, daß sie von Keinem beneidet würde. Was räthst du mir nun also? sprach Don Felis. Wenn dein Uebel noch Rath erdulden kann, antwortete ich, so scheint es mir, daß du deine Gedanken von dieser zweiten Leidenschaft abwenden must, da du sie alle der ersten schuldig bist. Don Felis antwortete mir, indem er seufzte und mich auf die Schulter schlug: O Valerio, was du klug bist! Welch einen guten Rath giebst du mir; wenn ich ihm nur folgen könnte! Wir wollen jetzt eßen und wenn wir damit fertig sind, sollst du einen Brief von mir an Celia bringen: du wirst dann selbst sehen ob sie nicht verdient, daß man, um an sie denken zu können, jeden andern Gedanken aufgiebt. Das waren Worte, die Felismenen an die Seele giengen; da sie aber Den vor Augen hatte, den sie mehr liebte als sich selbst, so war ihn anzusehen ein Mittel gegen alle Leiden, die ich je empfinden konnte. Als wir gegeßen hatten, rief mich Don Felis, und nachdem er sehr herausgehoben hatte wie viel ich ihm dafür schuldig sei, daß er mir sein Leiden anvertraut und seine Hoffnung in meine Hand gelegt habe, bat er mich einen Brief hinzubringen, den er schon geschrieben hatte und den er mir erst vorlas; er lautete so:

Ich brauche meine Einbildungskraft nicht sehr anzustrengen um einzusehen, daß Ihr jede Gelegenheit sucht, meine Liebe zu vergeßen. Du hältst mich nicht so viel werth, Herrin, daß es der Mühe lohnte, den Grund, warum Du so hart mit mir umgehst, aufzusuchen; Du warst selbst in Kleinigkeiten immer hart gegen mich, so wenig gelte ich bei Dir. Ich gestand Dir, daß ich schon geliebt habe, denn wenn die Liebe echt ist, duldet sie kein Geheimniß. Du machst aber das zur Ursache mich zu vergeßen, was Ursache sein sollte mich zu lieben. Ich kann mir nicht einbilden, daß Du Dich so gering achtest, daß Du in Ernst glauben solltest, ich könnte für irgend Etwas, das ist oder gewesen ist, Dich vergeßen. Du schreibst aber anders von meiner Treue als die Erfahrung Dich hätte belehren sollen. Ueber Alles was Du gegen meine Liebe mir schreibst, beruhigt mich meine Gesinnung, die, wenn man ihr auch schlecht lohnt, sich doch nie undankbar zeigen wird.

Als Don Felis mir den Brief an seine Dame vorgelesen hatte, fragte er mich, ob mir die Antwort auf die Worte, die Celia in ihrem Briefe geschrieben habe, zu passen schien, oder ob ich etwas daran zu beßern wüste? Darauf antwortete ich: Ich glaube nicht, Herr, daß es nöthig ist etwas in diesem Briefe zu verbeßern, noch überhaupt in Betreff der Dame, an die er gesandt wird; aber Vieles in Betreff jener, welcher dadurch Unrecht geschieht. Ich sage das, weil ich der ersten Liebe, die ich in diesem Leben gehabt habe, so zugethan bin, daß nichts in der Welt meine Gesinnung ändern könnte. Du hast vollkommen Recht, sagte Don Felis; wenn ich es nur bei mir dahin bringen könnte, etwas Anderes zu thun als ich thue; aber was willst du, wenn die Abwesenheit die eine Liebe erkältet und die andere entzündet hat? Auf die Art, sagte ich, kann man die, die ihr zuerst geliebt habt, mit Recht getäuscht nennen, denn eine Liebe, über welche die Abwesenheit Gewalt hat, ist keine Liebe, und es wird mich auch Niemand überzeugen können, daß sie je eine gewesen ist. Als ich das sagte, must ich die lezte Kraft anwenden, um mich zu verstellen: denn was ich fühlte als ich sah, daß Der mich so ganz vergeßen habe, auf dessen Liebe ich so große Ansprüche hatte und den ich selbst mehr als mein Leben liebte, Niemand wird es begreifen und keiner einsehen woher ich die Kraft nahm, mich zu verstellen. Ich nahm den Brief und nachdem ich angehört hatte was ich thun sollte, gieng ich nach dem Hause der Sennora Celia, indem ich über die traurige Lage nachdachte, in die mich meine Liebe gebracht hatte: ich war gezwungen, selbst gegen mich selbst Krieg zu führen; ich war Vermittlerin einer Sache, die meiner eigenen Ruhe geradezu entgegen war.

Da ich bei dem Hause Celias angelangt unten an der Thür einen Diener fand, so fragte ich ihn, ob ich seine Herrin sprechen könne. Der Bursche fragte mich, wem ich angehöre und meldete es Celia, wobei er zugleich meine Schönheit und meinen Anstand lobte und sagte, daß Don Felis mich erst seit kurzer Zeit habe. Sennora Celia sagte: Wenn er einem Menschen, den er erst eben

bekommen hat, seine Gedanken sogleich entdeckt, so muß er doch eine bedeutende Veranlaßung dazu haben. Sag ihm, daß er hinein kommt: wir wollen hören was er will. Ich trat alsbald zu der Feindin meines Glückes hinein, küsste ihr mit der geziemenden Ehrerbietung die Hände und legte den Brief des Don Felis in dieselben. Sennora Celia nahm ihn und wendete die Augen in solcher Art auf mich, daß ich deutlich sah wie sehr sie von meinem Anblick ergriffen sei: denn sie war so außer Faßung, daß sie mir gar kein Wort erwidern konnte. Dann als sie wieder ein wenig zu sich kam, sagte sie: Was hat dich an diesen Hof gebracht, daß Don Felis das Glück haben sollte, dich zum Diener zu haben. Herrin, erwiderte ich, was mich an diesen Hof gebracht hat ist viel glücklicher für mich gewesen als ich gedacht habe, denn es hat mir Veranlaßung gegeben so große Vollkommenheit und Schönheit wie die, die ich vor Augen habe, zu sehen, und wenn mich vorher die Leiden, Seufzer und die beständige Unruhe des Don Felis schmerzten, so hat sich jetzt, da ich den Grund seines Uebels gesehen habe, mein Mitleid in Neid verkehrt. Wenn es aber wahr ist, schöne Sennora, daß mein Kommen dir angenehm ist, so beschwör ich dich bei dem was du seiner großen Liebe schuldig bist, laß deine Antwort es ebenso für ihn sein. Es giebt nichts, antwortete mir Celia, was ich um deinetwillen nicht thäte, obgleich ich fest entschloßen war, Dem nicht wohl zu wollen, der eine Andere für mich verlaßen hat. Denn die gröste Klugheit besteht darin, daß man an Dem was Andern begegnet, lernt, wovor man sich selbst zu hüten hat. Da sagte ich: Glaube nicht, Herrin, daß es auf dieser Welt etwas gebe, wofür Don Felis dich vergeßen könnte; und wenn er eine andere Dame deinetwegen vergeßen hat, so wundere dich darüber nicht, denn deine Schönheit und Klugheit ist so groß und die der andern Dame so gering, daß du keineswegs den Schluß machen darfst, wie er Die für dich, so werde er dich für die andere vergeßen. Wie, sagte Celia, hast du denn Felismene gekannt, die Dame, der Don Felis in seinem Vaterlande diente? Wohl hab ich sie gekannt, erwiderte ich; aber freilich nicht gut genug um sie

vor so viel Unglück zu bewahren! Sie wohnte ganz nahe an meines Vaters Hause; wenn man aber deine große Schönheit, die von so viel Anmuth und Klugheit begleitet ist, gesehen hat, so darf man Don Felis nicht anklagen, daß er seine erste Liebe vergeßen hat. Darauf antwortete mir Celia heiter und lächelnd: Du hast schnell von deinem Herrn das Schmeicheln gelernt. Um dir angenehm zu sein, wollt ich es wohl lernen, sagte ich; wo man aber so viel Veranlaßung zum Lobe findet, da kann von Schmeichelei nicht die Rede sein. Sennora Celia wollte aber nun ausführlich wißen was für eine Dame Felismene sei, worauf ich sagte: Was ihre Schönheit anbetrifft, so halten sie Einige für sehr schön; mir schien sie aber nie so, denn was man am meisten bedarf um schön zu sein, das fehlt ihr schon seit langer Zeit. Und was ist das? fragte Celia. Die Zufriedenheit, sagte ich: denn man wird nie vollkommene Schönheit antreffen, wo die fehlt. Du hast ganz Recht, sagte sie; aber ich habe Damen gesehen, denen traurig sein und Verdruß haben so wohl anstand, daß es höchst merkwürdig war wie Traurigkeit und Verdruß sie viel schöner machten als sie wirklich waren. Ich erwiderte: Das ist eine unglückliche Schönheit, die Traurigkeit und Verdruß nöthig hat um gut auszusehen: die kann ich nicht für schön halten, oder wenigstens mag ich sie nicht mit Denen, die es ohne das sind, in einen Rang setzen. Du hast ganz Recht, sagte Sennora Celia, und es wird schwerlich was geben, worin du nicht Recht hättest, so klug bist du. Diese Klugheit kommt mir auch theuer genug zu stehen, sagte ich. Ich bitte dich, Sennora, antworte auf den Brief, damit auch Don Felis klug gewesen zu sein scheine, als er mir diese Bestellung anvertraute. Gut, ich wills, antwortete sie; aber zuvörderst sage mir wie es mit Felismenen in Hinsicht der Klugheit steht: ist sie damit versehen? Ich antwortete: Eigentlich müste sie mehr damit versehen sein als jede andere Frau, denn schon seit langer Zeit empfängt sie von ihrem großen Unglück Lehren; aber sie läßt sich nicht belehren, sonst würde sie nicht so gegen sich selbst gehandelt haben. Du sprichst so verständig über alle

Dinge, sagte Celia, daß ich nicht wüßte was ich lieber thäte als dir zuhören. Doch kann das was ich sage, Sennora, versetzte ich, keine Speise sein für einen so feinen Verstand wie der deinige; dieses eine seh ich wenigstens vollkommen ein. Es wird nichts geben was du nicht eben so gut einsähest, sagte Celia; damit du aber deine Zeit nicht eben so unnütz hinbringst um mich zu loben, wie dein Herr die seinige um mir zu dienen, so will ich den Brief lesen und dir sodann sagen was du antworten sollst. Sie entfaltete ihn und las ihn für sich, wobei ich, während sie las, aufmerksam auf die Veränderungen ihres Gesichtes Acht gab, denn diese zeigen meistentheils was die Seele fühlt. Als sie zu Ende gelesen hatte, sagte sie zu mir: Sage deinem Herrn: Wer was er fühlt so schön zu sagen weiß, der fühlt nicht sehr was er sagt. Dann näherte sie sich mir und sagte leiser: Und diese Antwort nur deinethalben, Valerio; für Don Felis fühl ich nicht so viel, daß ich sie ihm schuldig zu sein glaubte: du sollst nur sehen, daß Du ihm eine Gunst verschaffen kannst. Daher rührt mein ganzes Uebel, sagte ich bei mir, und küsste ihr die Hände für die Gnade, die sie mir widerfahren ließ. Dann gieng ich mit der Antwort zu Don Felis, der sich nicht wenig darüber freute. Das war für mich der Tod und oft sagte ich bei mir, wenn ich Bestellungen zu bringen hatte: O du unglückliche Felismene, wie kämpfst du gegen dich selbst mit deinen eigenen Waffen! Wie mühst du dich, Dem Gunstbezeugungen zu verschaffen, der sich aus den deinigen so wenig machte! In solchen Qualen brachte ich mein Leben hin, daß, hätte mich der Anblick meines Don Felis nicht wieder aufgerichtet, ich es ohne Zweifel bald verloren hätte. Zwei Monat verhehlte mir Celia wie sie mich liebe, obgleich nicht so, daß ich es nicht bemerkt hätte; das gab mir nicht wenig Trost bei dem Unglücke, das mich so heftig verfolgte, denn es schien mir sichere Gewähr zu sein, daß Don Felis nicht geliebt werden würde, und ich hoffte, daß es ihm wie Vielen gehen könnte, die, wenn sie sich beständig verachtet sehen, endlich von ihrer Liebe ablaßen. Mit Don Felis war es aber nicht so, denn je mehr er einsah, daß

seine Dame ihn nicht liebe, um so größere Qual bedrückte seine Seele. Auf solche Art lebte er das traurigste Leben, das man sich nur denken kann, wodurch ich mich aber nicht im Mindesten gebeßert fühlte. Um ihm in Etwas zu helfen, nahm ich unglückliche Felismene oft mit Gewalt Gunstzeichen von Sennora Celia, die sie mir dann allein zudachte und als mir gegeben ansah. Schickte er vielleicht einen andern seiner Diener als mich, so wurde der so übel aufgenommen, daß er bald beschloß nur mich zu schicken: denn die wahre Ursache davon sah er nicht ein, und Gott weiß wie viel Thränen mir diese Aufträge kosteten, wie viele ich vor Celia vergoß und wie oft ich sie beschwor, sie solle Den nicht so schlecht behandeln, der sie so sehr liebe. Was ich zu dieser Zeit für Don Felis that, hätte ihn schon allein verpflichten sollen mich mehr zu lieben als je ein Mann ein Weib geliebt hat. Celia giengen meine Thränen an die Seele, sowohl weil ich sie vergoß, als weil sie sah, wenn ich sie liebte, würde ich nicht was sie nur mir schuldig zu sein glaubte mit solchem Eifer für einen Andern erbitten; das sagte sie mir auch vielmals mit einer solchen Angst, daß ich dachte, das Leben würde sie augenblicklich verlaßen. Ich befand mich in der grösten Verwirrung von der Welt, denn ich sah wohl ein, daß wenn ich mich nicht stellte als wenn ich Celia liebe wie mich selbst, ich befürchten müße, daß sie Don Felis Liebe begünstige, und wenn sie das thäte, es um meine Hoffnungen gänzlich geschehen wäre; stellte ich mich aber als ob ich sie liebe, so war ich Ursache, daß sie meinen Don Felis gänzlich außer Acht ließ; darüber wäre Der aber höchst unglücklich geworden und hätte mit der letzten Hoffnung am Ende das Leben verloren; da ich doch um ihm die mindeste Unruhe zu ersparen gern tausendmal das meine hingegeben hätte. So giengen viel Tage hin, daß ich auf Unkosten meiner Ruhe ihnen als Unterhändlerin diente, und am Ende stand es mit ihrer Liebe ganz schlecht, wenn es vorher nicht gut damit gestanden hatte, denn Celia liebte mich so, daß sie oft darüber vergaß was sie sich selbst schuldig sei. Eines Tages, als ich schon viele Bestellungen hin- und hergebracht

und selbst einige erdichtet hatte, um Den nicht traurig zu sehen, den ich über Alles liebte, bat ich Sennora Celia mit aller möglichen Innigkeit, sie möge sich doch eines so traurigen Lebens, wie Don Felis es ihrethalben führe, erbarmen, sie möge berücksichtigen, daß sie gegen ihre eigene Ehre handle, wenn sie sich fortwährend hart gegen ihn zeige, ja daß sie nichts Anderes erwarten dürfe als daß der Ritter am Ende vor Kummer sterbe. Da antwortete sie mir mit Thränen in den Augen und mit vielen Seufzern: O ich Unglückliche, muß ich endlich einsehen, Valerio, wie sehr ich mich in dir getäuscht habe! Bis jetzt glaubte ich, du bätest nur um Gunstbezeugungen für deinen Herrn, um meine Gegenwart zu genießen, so lange du die Zeit mit diesen Bitten verschwendetest. Jetzt seh ich aber ein, daß deine Bitten Ernst waren, und daß du mich gar nicht liebst, da es dir Freude machen würde, wenn ich ihn beßer behandelte. O wie schlecht lohnst du mir dafür, daß ich dich liebe und daß ich deinetwegen einen Andern nicht liebe! Wolle Gott, daß die Zeit mir an dir Gerechtigkeit verschaffe, da die Liebe es nicht vermag. Ich kann unmöglich denken, daß das Glück mir so entgegen sein soll, daß es dich nicht dafür strafe, das deinige so verkannt zu haben. Sage deinem Herrn Don Felis, wenn er mich lebend sehen wolle, möge er meinen Anblick vermeiden; du aber, Verräther und Feind meiner Ruhe, erscheine nicht mehr vor meinen Augen, denn in ihren Thränen hast du nicht einmal gelesen wie sehr ich dich liebe. Dann gieng sie fort so in Thränen, daß die meinigen sie nicht zu halten vermochten. Schnell sprang sie in ein anderes Zimmer und verriegelte hinter sich die Thür; und nichts half mein Rufen, obgleich ich sie mit den liebevollsten Worten bat sie solle mir öffnen und dann jede Genugthuung, die sie nur wolle, von mir und meiner Liebe fordern; obgleich ich ihr noch viele andere Sachen sagte, um sie zu überzeugen, daß sie an meiner Neigung nicht zweifeln dürfe, damit sie mir nur öffnen sollte. Sie sagte mir aber von innen mit der heftigsten Wuth: Undankbarer, abscheulicher Valerio, so lange meine Augen noch das Licht erblicken, sollst du mich nicht sehen

und nicht sprechen: für eine solche Schändlichkeit, wie du an mir begangen hast, giebt es gar keine Genugthuung und gegen das Uebel, das du mir angethan hast, will ich kein Mittel als den Tod; den will ich mir auch mit meinen eigenen Händen zufügen um mich an dir zu rächen. Da ich das hörte, gieng ich mit einer Traurigkeit, die ich nicht zu verbergen vermochte, zum Hause meines Don Felis zurück und sagte ihm kurz, daß ich sie nicht hätte sprechen können, weil sie gerade Besuch gehabt habe. Den andern Tag aber, des Morgens früh, erfuhren wir und erfuhr die ganze Stadt, daß eine Ohnmacht sie befallen habe und daß sie darin gestorben sei, was am ganzen Hofe ein ungemeines Erschrecken verursachte. Was Don Felis fühlte und wie ihm ihr Tod an die Seele gieng, kann man nicht sagen und kein Mensch kann es nachfühlen: denn seine Ausrufungen, seine Klagen, seine Thränen und seine brennenden Seufzer waren ohne Zahl. Von mir sag ich nichts, denn von der einen Seite gieng mir Celias unglücklicher Tod an die Seele und von der andern brach mir Don Felis Kummer das Herz.

Das war aber noch nichts gegen das was ich noch fühlen sollte, denn wie Don Felis ihren Tod erfahren hatte, verschwand er dieselbe Nacht aus seinem Hause ohne daß einer seiner Diener oder sonst Jemand von ihm gewust hätte. Ihr seht nun wohl was ich fühlen muste; wollte Gott, der Tod wäre mir beschieden und meine Leiden hätten ein Ende, denn das Schicksal selbst muß müde sein mir neue aufzubürden. Da mir alle meine Anstrengungen von Don Felis etwas zu erfahren nichts halfen, beschloß ich die Tracht einer Schäferin anzulegen, in der ihr mich jetzt seht und so irre ich schon über zwei Jahre um ihn zu suchen umher; noch hat mein Geschick mich aber verhindert ihn zu finden."

So weit erzählte die schöne Felismene dreien Nymphen der Diana, welche sie so eben durch ihren Muth der Gewaltthätigkeit dreier Wilden entrißen und so ihre Tapferkeit, die Gabe Minervens, bewährt hatte. Die Nymphen, welche sich von Dankbarkeit und Mitleid für die unglückliche Felismene ergriffen fühlten, giengen

mit ihr zum Tempel der Diana, wo die weise Felicia, ihre Gebieterin, sich aufhielt und allen Liebenden in der Nähe und Ferne, wenn sie ihre Hülfe suchten, Rath und Trost gewährte. Felismene wurde von ihr auf das Liebevollste empfangen und erhielt die Versicherung, daß ihre Leiden bald enden würden; zugleich wurde ihr aber auferlegt, von Land zu Land zu schweifen bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So zog sie mehrere Jahre in Schäferkleidern umher, erlebte die seltsamsten Begebenheiten, die in Montemayors sieben Büchern von der liebenden Diana erzählt sind, und verbreitete überall Freude und Glück ohne sie selbst finden zu können. Eines Tages, als sie an der Grenze von Portugal einen Hirten mit seiner Hirtin zu versöhnen suchte, vernahm man plötzlich in der Nähe einen Lärm wie von Kämpfenden; sie eilte hinzu und sah auf einer Halbinsel, die der Fluß durch eine Wendung bildete, drei Ritter mit einem einzigen kämpfen. Obwohl dieser sich kräftig vertheidigte und sich stark und muthig zeigte, so machten ihm doch die drei Gegner so viel zu schaffen, daß er schon seine letzte Kraft zusammen nehmen muste. Der Kampf geschah zu Fuß und die Pferde waren an einige kleine Bäume in der Nähe angebunden. Der Ritter, der allein war, hatte mit einem tödlichen Schwertschlage schon einen der Dreie auf den Boden hingestreckt; aber die andern, die sehr kräftig waren, setzten ihm so zu, daß er nur noch den Tod erwarten durfte. Felismene, welche die Gefahr des Ritters sah und daß er das Leben verlieren müße, wenn er nicht Hülfe bekomme, entschloß sich sogleich, das ihre auf das Spiel zu setzen um ihrer Pflicht zu genügen. Indem sie einen scharfen Pfeil auf den Bogen legte, sprach sie zu dem Einen von ihnen: Seht euch vor, Ritter, denn Leute, die diesen Namen führen wollen, dürfen sich nicht eines so offenbaren Vortheils über ihre Feinde bedienen. Nun zielte sie hin, wo unter dem Helm das Gesicht unverdeckt ist und schnellte den Pfeil mit solcher Kraft ab, daß er zwischen den Augen hineingieng und am Hinterkopfe wieder zum Vorschein kam, so daß der Getroffene todt zur Erde fiel. Als der Ritter noch einen seiner

Gegner getödtet sah, griff er den Dritten mit solcher Macht an als wenn der Kampf erst beginnen solle; aber Felismene ersparte ihm die Mühe, indem sie einen zweiten Pfeil auf ihren Bogen legte, der, da der Ritter nicht vollständig gerüstet war, unter der linken Brust eindrang und ihn zwang den Weg seiner Gefährten zu gehen. Als die Hirten sahen was Felismene gethan, und der Ritter betrachtete wie sie mit zwei Pfeilen zwei kraftvolle Ritter getödtet hatte, waren Alle auf das Höchste erstaunt. Der Ritter nahm seinen Helm ab, näherte sich ihr und sprach: Schöne Hirtin, womit kann ich euch für den Dienst lohnen, den ich heute von euch empfangen habe? ich erkenne so wohl was ich euch schuldig bin, daß ich es nie wieder aus dem Gedächtnisse verlieren werde. Als Felismene das Gesicht des Ritters sah und ihn erkannte, erschrak sie so, daß sie vor Verwirrung nicht sprechen konnte, aber sie faßte sich doch und sprach zu ihm: Ach, Don Felis, dieß ist nicht die erste Schuld, in der du bei mir stehst. Ich glaube nicht, daß du sie so wohl erkennst wie du sagst, denn andere viel größere hast du verkannt. Sieh, wohin mich mein Schicksal und deine Treulosigkeit gebracht hat, daß ich, die gewohnt war, von dir in der Stadt mit Tänzen und Turnieren bedient zu werden und mit andern Dingen, womit du mich täuschtest oder vielmehr womit ich mich täuschen ließ, daß ich jetzt umherirre, vertrieben von meinem Vaterlande und von meiner Freiheit, weil du, Geliebter, dich der deinigen bedient hast. Bringt dich das nicht dahin, daß du erkennst was du mir schuldig bist, so erinnere dich, daß ich am Hofe der Prinzessin dir ein Jahr als Edelknabe gedient habe, daß ich ohne je meine Leiden zu entdecken, für dich gegen mich selbst als Vermittler gehandelt habe um nur deine Leiden zu lindern. O wie oft hab ich dir unter den bittersten Thränen von Celia, deiner Herrin, Gunstbezeugungen verschafft. Was sprech ich von Thränen, wie gern hätt ich, wenn sie nicht hingereicht hätten, mein Leben gegeben um die Leiden zu lindern, die deine Liebe dir verursachte. Wenn meine unendliche Liebe dich nicht geheilt hat, so betrachte was sie mich hat thun

laßen. Ich habe mein Vaterland verlaßen, ich habe dir gedient, um deine Schmerzen mit zu tragen und noch eigne zu empfinden; um dir Trost zu bereiten, achtet ich es für nichts, das traurigste Leben zu leben, das noch Jemand gelebt hat. Im Damengewande hab ich dich geliebt wie noch nie geliebt wurde, in Knabenkleidern hab ich dir gedient in der für mich feindlichsten Sache, die sich erdenken läßt, und jetzt in Hirtentracht hab ich dir diesen kleinen Dienst erweisen können. Jetzt bleibt mir nichts übrig als mein Leben deiner Treulosigkeit, wenn du es verlangst, aufzuopfern, denn du weist nicht wie ich dich geliebt habe und noch liebe; du hältst das Schwert in der Hand, wolle nicht, daß ein Anderer an mir räche was ich an dir verdient habe. Als der Ritter die Worte Felismenens vernahm und erkannte, daß sich Alles so verhalten habe, da sah er, daß er ihr fürchterliches Unrecht gethan und die Sinne vergiengen ihm. Bei dem vielen Blute, das aus seinen Wunden floß, fiel er plötzlich ohnmächtig zu den Füßen der schönen Felismene nieder wie ein Todter. Die nahm mit dem grösten Kummer, den man sich denken kann, sein Haupt in ihren Schooß und sprach unter vielen Thränen, die auf sein Gesicht hinabfloßen: Was ist das für ein Misgeschick! soll mein Leben zugleich mit dem meines Don Felis enden! Ach, Don Felis, du Ursache alles meines Unglücks, wenn die vielen Thränen, die ich deinetwegen vergoßen hab und die jetzt auf dein Gesicht herabfließen, nicht hinreichen um dich zum Leben zu erwecken, welches Mittel bleibt mir Unglücklichen dann übrig, daß die Freude des Wiedersehens sich nicht in Verzweiflung verkehre? Ach, mein Don Felis, erwache, wenn es Schlaf ist, der dich umfangen hält; doch ich darf mich nicht wundern, wenn du es nicht thust, denn meinethalben hast du ihn nie entbehrt. So klagte die schöne Felismene, als sie über die Steine, die zu der Insel führten, eine schöne Nymphe mit einem goldenen und einem silbernen Gefäße in den Händen, kommen sah. Felismene erkannte sie sogleich für eine von jenen Dreien, welche sie gerettet hatte und sagte: Ach, Dorida, wer hätte zu solcher Zeit dieser Unglücklichen wohl

zu Hülfe kommen sollen als du? Komm hieher, schöne Nymphe, und du sollst die Ursache aller meiner Leiden im schrecklichsten Zustand erblicken. Dorida antwortete ihr: Zu solcher Zeit muß man Muth haben; ermatte nicht, schöne Felismene, denn das Ende der Leiden ist gekommen und mit ihm der Anfang deines Glücks. So sagte sie und sprengte ihm ein wohlriechendes Waßer, das sie in dem silbernen Gefäße trug, in das Gesicht, worauf er vollkommen wieder zu sich kam. Ritter, sprach sie dann, wenn ihr euer Leben erhalten und es Der widmen wollt, die das ihre euretwegen so unglücklich verlebt hat, so trinkt von dem Waßer dieses Gefäßes. Don Felis nahm das goldene Gefäß in seine Hände und trank den grösten Theil des Waßers, das darin war. Nachdem er sich nun ein wenig erholt hatte, fühlte er sich so geheilt von allen Wunden, die ihm die drei Ritter beigebracht und die Liebe für die schöne Celia geschlagen, daß er von der Pein, die die ihm jede einzelne verursacht hatte, nichts mehr fühlte. Aber die Liebe zu Felismene erneuerte sich, daß sie zu keiner Zeit so lebendig gewesen zu sein schien wie damals. Er setzte sich in das grüne Laub nieder, ergriff die Hände seiner Schäferin, küßte sie vielmals und sprach: Ach, Felismene, wie wenig zahlte ich von meiner Schuld, wenn ich mein Leben für dich hingäbe, denn das ist schon ganz dein. Mit welchen Augen soll ich deine Schönheit ansehen? ich habe sie nach einer Andern gewendet, da mir der Sinn fehlte, diese zu erkennen! Welche Worte reichten hin zu entschuldigen was ich an dir begangen habe! Ich Unglücklicher, wenn du nicht gütig gesinnt bist, wird keine Buße für solches Vergehen groß genug sein und kein Grund hinreichen den zu vernichten, den du hast mich zu vergeßen! Es ist wahr, daß ich Celia geliebt habe, aber nicht so, daß mein Gedächtniß nicht das Andenken an deine Tugend und an deine Schönheit bewahrt hätte. Meine Schuld ist ganz allein mir selbst beizumeßen und ich kann nichts finden, dem ich einen Theil davon aufbürden könnte: nicht dem jugendlichen Alter, in dem ich mich damals befand, denn da ich alt genug war dich zu lieben, so durfte mir die Treue, die

ich dir schuldig war, nicht fehlen; nicht der Schönheit Celias, denn es ist offenbar, wie du vor ihr und allen andern Damen hervorleuchtest; nicht der Veränderung der Zeiten und Umstände, denn die hätte der Probierstein sein müßen, woran meine Treue ihren Werth bewiesen hätte; auch nicht der Verrätherin, der Abwesenheit, denn der Wunsch dich zu sehen hätte dein Bild mir immer gegenwärtig erhalten sollen. Sieh, Felismene, wie ich von deiner Güte und Sanftmuth überzeugt bin, daß ich alle Ursachen, die du haben kannst, mir nicht zu verzeihen, dir so vor Augen zu legen wage. Was soll ich aber thun, daß du mir verzeihst und daß ich glauben kann, du seist auch befriedigt, wenn du mir verziehen hast? Eins schmerzt mich mehr als alle Qual, die es in der Welt giebt: wenn die Liebe, die du zu mir gehegt hast und noch hegst, dich auch bewegt meine Irrthümer zu verzeihen, werd ich je die Augen erheben können um dich anzusehen ohne daß der Kummer, den ich dir bereitet habe, mir an die Seele gehe? Felismene, die Don Felis so reuevoll und so ganz zu seiner ersten Gesinnung zurückgebracht sah, sagte ihm unter vielen Thränen, daß sie ihm verzeihe und daß die Liebe, die sie immer für ihn gehegt habe, ihr nichts Anderes gestatte: wenn sie ihm nicht hätte verzeihen wollen, würde sie sich seinethalben nicht solchen Mühseligkeiten ausgesetzt haben, und Anderes, wodurch Don Felis vollkommen in seiner ersten Liebe bestärkt wurde. Die schöne Nymphe Dorida näherte sich dem Ritter und nachdem sie viel Worte und Danksagungen gewechselt hatten, lud sie ihn im Namen der weisen Felicia ein, mit ihr und Felismene zum Tempel der Diana zu kommen, wo man sie sehnlichst erwarte. Don Felis willigte ein: sie bestiegen die Pferde der getödteten Ritter, die, um Don Felis das Seine zu nehmen, ihn in solche Noth gebracht hatten, und traten ihre Reise an. Felismene, die überglücklich war, erzählte Don Felis Alles, was seit sie sich nicht gesehen hatten, vorgegangen war, worüber er auf das Höchste erstaunte. Aber am Meisten verwunderte sich Don Felis, als er erfuhr, daß seine Herrin Felismene ihm als Knabe gedient, und daß er in

der Zerstreuung seiner Gedanken sie nicht erkannt habe; seine Freude darüber, daß er sich so geliebt sah, war von der andern Seite so groß, daß er sie nicht verbergen konnte. Nachdem sie einige Tagereisen zurückgelegt hatten, kamen sie beim Tempel der Diana an, wo die weise Felicia sie erwartete. Sie wurden mit der grösten Freude empfangen, vorzüglich die schöne Felismene, die Alle wegen ihrer Güte und Schönheit auf das Höchste schätzten. Dort wurden Alle, die sich liebten, unter großer Freude und vielen Festlichkeiten der Nymphen von der weisen Felicia vermählt.

2. Die Zwillingsgeschwister.

Nach Bandello.

Als im Jahre 1527 die Stadt Rom durch die vereinigten Streitkräfte der Deutschen und Spanier erobert und geplündert wurde, gerieth unter andern auch Ambrogio Nanni, ein eben so begüterter als rechtlicher Kaufherr aus Esi, in die Gewalt der Kaiserlichen. Dieser besaß von seiner verstorbenen Gattin zwei Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche von unglaublicher Schönheit und sich so ähnlich waren, daß es schwer hielt sie zu unterscheiden, wenn sie beide in männliche oder weibliche Tracht gekleidet wurden, ja der Vater selbst, welcher sich zuweilen das Vergnügen machte, sie bald so bald anders kleiden zu laßen, verwechselte sie alsdann mit einander. Zur Zeit der gedachten Eroberung Roms waren sie wenig über funfzehn Jahr alt; doch hatten sie beide eine vortreffliche Erziehung genoßen. Der Knabe, welcher Paolo hieß, ward von einem Deutschen gefangen genommen, der seiner Tapferkeit wegen bei seiner Nation in großem Ansehen stand. Er besaß noch andere Gefangene von bedeutendem Range, welche ihm ein beträchtliches Lösegeld eintrugen; überdieß hatte er Gold, Silber, manchen köstlichen Edelstein von hohem Werthe und viel reiche Kleider erbeutet, womit er Rom verließ und sich nach Neapel begab, wohin er Paolo mit sich führte, den er wie seinen leiblichen Sohn behandelte. Dort machte er den grösten Theil seiner erbeuteten Schätze zu barem Gelde und vertraute die Schlüßel zu demselben seinem jungen Gefangenen. Die Tochter, Nicuola geheißen, gerieth in die Hände zweier spanischen Soldaten und hatte das Glück, eine schonende

Behandlung zu finden, da sie sich als die Tochter eines reichen Mannes zu erkennen gab, von welchem die beiden Gefährten ein reiches Lösegeld erwarteten.

Durch die Gunst einiger neapolitanischen Freunde, welche in dem spanischen Heere dienten, gelang es dem Ambrogio, der Gefangenschaft zu entgehen und fand dann Mittel, sein Geld und Silberzeug zu retten, welches er in einem Stalle vergraben hatte; alles Uebrige aber, was in seinem Hause gewesen, war geraubt. Als er sich darauf nach seinen Kindern umsah, fand er Nicuola und kaufte sie für fünfhundert Dukaten frei; von Paolo jedoch konnte er, aller Mühe, die er sich gab, ungeachtet, keine Spur auftreiben, worüber er sich unendlich betrübte: denn der Verlust seines Sohnes verursachte ihm ungleich größern Kummer als Alles was er sonst eingebüßt hatte, so groß der Schaden auch sein mochte. Als er Alles was in seinen Kräften stand aufgeboten, um den Sohn wiederzufinden und von keiner Seite eine Nachricht oder Botschaft von ihm einlaufen sah, hielt er seinen Tod für gewiss, und mochte nicht länger in Rom verweilen, wo ihn Alles an den Vermissten erinnerte. Er kehrte also nach seiner Vaterstadt Esi zurück, wo er sein Haus in Ordnung brachte, und mit dem Wenigen was er noch besaß zufrieden, sich der Kaufmannschaft völlig begab.

In dieser Stadt lebte dazumal ein reicher Bürger Namens Gerardo Lanzetti, ein vertrauter Freund Ambrogios. Da dessen Gattin ohnlängst verstorben war, so ließ er sich durch die Reize Nicuolas so heftig entflammen, daß er weder ihre Jugend noch sein Alter bedachte und bei Ambrogio um sie anhielt, indem er sich bereit erklärte, sie ohne Heirathsgut heimzuführen. Ambrogio hielt es nicht für rathsam, sie einem Manne zu vermählen, der den Sechszigen näher als den Funfzigen stand; indessen sagte er weder Nein noch Ja dazu, weil er immer hoffte, seinen Sohn wiederzufinden, und nicht gesonnen war Nicuola zu vermählen eh er von Paolo Nachricht erhalten.

Der Ruf von Nicuolas Schönheit hatte sich durch ganz Esi

verbreitet und ihre Reize waren daselbst der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Wenn sie sich auf den Straßen zeigte, blieb Alles stehen und deutete mit den Fingern nach ihr, und die Blüthe der Jugend Esis gieng täglich vor ihren Fenstern vorüber um nur einen Blick der Schönen zu erhaschen. So geschah es, daß Lattantio Pulcini, ein Jüngling von kaum ein und zwanzig Jahren, der durch den Tod seiner Eltern Herr eines großen Vermögens geworden war, das Mädchen erblickte und sie ihn, beide aber in gleichen Flammen für einander erglühten. Lattantio hatte von Stund an keinen andern Gedanken mehr als die Geliebte täglich zu sehen und ihr durch die beredte Sprache seiner Augen die Leidenschaft kund zu thun, in welcher er sich um ihretwillen verzehre. Nicuola zeigte ihm so oft sie ihn erblickte ein freundliches Antlitz, was der Jüngling bald inne ward und sich für den glücklichsten Liebhaber hielt, den es je gegeben. Von der andern Seite gefiel Lattantio durch Gestalt und Betragen Nicuolen vor allen Jünglingen, die sie je gesehen hatte, und bald gediehen die Gluten der Liebe in ihrem jungen, zarten Herzen zu solcher Gewalt, daß sie ohne seinen Anblick nicht mehr leben zu können glaubte. Und wie zwei liebende Herzen sich selten begegnen ohne ihre Wünsche befriedigen zu können, so fand auch Lattantio Mittel, ihr zu schreiben und Antwort von ihr zu erhalten. Schon hatten sie eine Zusammenkunft verabredet als Ambrogio gewisser Handelsgeschäfte wegen genöthigt war, nach Rom zurückzukehren und eine geraume Zeit außen zu bleiben; um aber die Tochter nicht ohne anständige Gesellschaft allein laßen zu müßen, schickte er sie nach Fabriano in das Haus eines Verwandten, welcher eine Gattin und mehrere Töchter hatte. Nicuolens Abreise geschah so plötzlich, daß sie ihren Geliebten nicht davon benachrichtigen konnte.

Als Lattantio die Abreise des Ambrogio erfuhr, zweifelte er nicht, daß Nicuola ihn begleitet habe, und verharrte lange Zeit in großer Betrübniß. Doch als ein vergnügungssüchtiger Jüngling, dem Geburt und Reichthum wenig Wünsche versagten, tröstete er sich zuletzt und als er eines Tages die Tochter des Gerardo

Lanzetti, ein schönes und anmuthiges Mädchen, erblickte, löschte ihr Anblick das Bild der ersten Geliebten so ganz aus seiner Seele, daß er sie völlig vergaß.

Nicuola dagegen brachte ihre Tage in der grösten Verzweiflung über ihre schleunige Abreise aus Esi hin, durch welche sie verhindert worden, dem Geliebten in Briefen oder Botschaften Lebewohl zu sagen. Sie that nichts als seufzen und weinen und hatte keinen andern Gedanken als ihren Lattantio, dessen Bild sie Tag und Nacht umschwebte. Es schien ihr tausend Jahre zu währen bis ihr Vater zurückkäme, damit sie nach Esi eilen und Den wieder sehen könnte, der ihr lieber war als das Licht ihrer Augen. Ueberdieß war ihr Oheim, in dessen Hause sie zu Fabriano lebte, ein strenger und rauher Mann, der es nicht für schicklich hielt, wenn unversorgte Mädchen die Freiheit hätten mit andern als bekannten Personen zu sprechen, ihnen auch nicht gestattete, sich bald hier bald dort zu schaffen zu machen, sondern sie bei ihren weiblichen Arbeiten hielt; so daß Nicuola keine Gelegenheit fand, ihrem Lattantio zu schreiben. Ihre Muhmen leisteten ihr beständig Gesellschaft und trösteten sie, in der Meinung, ihre Betrübniss gelte der Abwesenheit ihres Vaters, so gut sie nur konnten.

In dieser traurigen Lage brachte die trostlose Nicuola sieben Monate zu bis der Vater, der so lange in Rom hatte verweilen müßen, nach Fabriano kam, um die Tochter abzuholen und nach Esi zurück zu bringen. Nicuola war es zu Muthe als sollte sie aus der Hölle in den Himmel übergehen und begleitete den Vater in so fröhlicher Stimmung als man sich nur vorstellen mag. Aber ihre Freude verwandelte sich bei ihrer Ankunft in Esi in den bittersten Schmerz und so heftige Eifersucht, daß sie vor Herzeleid fast zu vergehen meinte, denn sie fand ihren Geliebten in schlimmern als in der Juden Händen, und was das Schlimmste war, er schien sich ihrer so wenig zu erinnern als ob er sie niemals gesehen hätte. So viel sie ihrem Lattantio Briefe und Botschaften sandte, um die alte Liebe wieder in ihm anzufachen, so

war doch Alles vergebens und der äußerste Kummer bemeisterte sich der armen Nicuola. Weil aber der Wurm der Liebe unabläßig an ihrem Herzen nagte, so beschloß sie nicht eher zu ruhen bis sie die Gunst ihres Geliebten wieder erlangt hätte, wo nicht, zu sterben, denn es schien ihr unerträglich, daß er eine andere als sie lieben sollte.

Während sich Nicuola ihrer hoffnungslosen Leidenschaft überließ, muste der Vater abermals nach Rom zurückkehren; da aber Nicuola nicht zu bewegen war, zum zweiten Mal in das Haus ihres Oheims zu Fabriano zu gehen, brachte sie der Vater mit einer ihrer Muhmen, Schwester Camilla Bissa genannt, in ein Nonnenkloster. Dieses Kloster hatte sonst im Ruf großer Heiligkeit gestanden; aber Nicuola bemerkte bald, daß die Nonnen, statt von dem Leben der heiligen Väter, ihrer Enthaltsamkeit und gottgefälligen Werken, den ganzen Tag von Liebesgeschichten sprachen und sich nicht entblödeten, einander von ihren Abenteuern und andern sehr unheiligen Begebnissen zu unterhalten, was sie sehr Wunder nahm und übel erbaute. Auch trugen sie statt der härnen Kutten Hemden von der allerfeinsten ausländischen Leinwand und Kleider von den kostbarsten Zeugen auf den üppigen Gliedern, und mit ihrer natürlichen Schönheit nicht zufrieden, wusten sie mit Schminken und Gebräuden aus tausend gebrannten Waßern, mit Bisam und mancherlei Pulvern ihr Angesicht zu verschönern und aufzuputzen. Es vergieng keine Stunde des Tages, die sie nicht in vertrauten Unterredungen mit Jünglingen der Stadt zubrachten. Ueber diese und ähnliche Dinge verwunderte sich Nicuola nicht wenig, denn bisher hatte sie alle Nonnen für Heilige gehalten; jetzt aber, wo sie bald mit der einen bald mit der andern und zuletzt mit Allen näher bekannt wurde, fand sie Alle verliebt und leichtsinnig.

Auch Lattantio verkehrte häufig in diesem Kloster, wo er fast alle seine Hemden und sonstige Leinwand nähen ließ, und eines Tages hörte Nicuola, daß Schwester Camilla zu Lattantio berufen ward. Da rann ihr ein heißes Feuer durch alle Glieder,

das sich augenblicks wieder in den allereisigsten Frost verwandelte; tausend Farben wechselten auf ihrem Angesicht, so betroffen ward sie bei dem Namen Lattantios. Darauf versteckte sich sich an einem Orte, wo sie ohne von Lattantio bemerkt zu werden, den Geliebten sehen und hören konnte. Bald darauf, da Lattantio wiederkam und Nicuolo insgeheim die Augen an seinem Anblick und die Ohren an seinen Reden weidete, beklagte er sich bitterlich über den Tod seines Pagen aus Perugia, der kürzlich an einem langwierigen Fieber in seinem Hause gestorben sei, nachdem er ihm drei Jahre lang die treuesten und sorgfältigsten Dienste geleistet. Er zeigte sich sehr betrübt über diesen Verlust und äußerte, er werde sich glücklich schätzen, wenn er je wieder einen so treuen Diener finde.

Als er fort war, dachte Nicuola über diesen Vorfall nach und die Liebe, welche sie ganz beherschte, gab ihr den Gedanken ein, sich als einen Pagen zu kleiden und bei ihrem Geliebten Dienste zu nehmen. Da sie aber kein Mittel wuste, sich männliche Kleidung zu verschaffen, fiel sie von Neuem in Kummer und Verzweiflung. Zuletzt erinnerte sie sich ihrer Amme, deren Milch sie einst getrunken hatte und welcher ihre Leidenschaft bekannt war; auch kam sie täglich in das Kloster, Nicuolen zu sehen, denn Ambrogio hatte sie vor seiner Abreise gebeten, die Tochter zuweilen zu besuchen und sie mit sich nach Hause zu nehmen, wenn es Nicuola zu Zeiten wünsche. Sie schickte also sofort zu ihr und entdeckte ihr in einer vertrauten Unterredung ihr Vorhaben. Obgleich aber Pippa, so hieß die Amme, ihr dringend zuredete, einen so wahnwitzigen Vorsatz aufzugeben und ihr die übeln Folgen vormalte, womit er ihre Ehre und guten Namen bedrohe, so gelang es ihr doch nicht sie zu überzeugen. Die gute Amme führte sie also in ihr Haus, kleidete sie in die Kleider ihres vor Kurzem verstorbenen Sohnes, und am folgenden Tage begab sich Nicuola als ein armer Knabe in die Gegend der Stadt, welche ihr Geliebter bewohnte. Das Glück begünstigte sie, denn zufällig stand Lattantio vor der Schwelle seines Hauses. Romulo, diesen Namen

hatte Nicuola angenommen, faßte guten Muth und gieng in der Straße auf und nieder, indem er sich fleißig umschaute, wie es wandernde Bursche zu thun pflegen, wenn sie in eine Stadt kommen, die sie nie gesehen haben. Als ihn Lattantio so hin- und herschweifen sah, hielt er ihn gleich für einen fremden Knaben, der zum erstenmal nach Esi komme und Dienst suche, und da er wieder vor seiner Thür vorüberkam, redete er ihn an und frug ihn ob er aus Esi sei. Herr, antwortete Romulo, ich bin ein armer Knabe aus Rom (daran sprach er die Wahrheit, denn er war in Rom geboren und erzogen), der schon seit der Plünderung der Stadt, bei welcher ich meinen Vater verlor (meine Mutter war lange vorher verstorben), unstät in der Welt umherschweift. Ich habe wohl bei einigen Herrn Dienste gesucht, aber sie verlangten, ich sollte Pferde und Maulesel striegeln, und das kann ich nicht weil ich es nicht gelernt habe. In Rom diente ich einem Herrn als Leibpage und hatte nur ihn und seine Kammer rein zu halten; aber der arme Herr ward bei der Plünderung verwundet und in die Tiber geworfen, worin er ertrank, und weil ich seinen Tod beweinte bleute mich ein gottloser Spanier ganz unbarmherzig: so daß es mir herzlich schlecht ergangen ist, lieber Herr. Da sprach Lattantio: Wenn du bei mir bleiben und mir als Page dienen willst, so will ich dich gern annehmen, und wenn du dich gut beträgst, so sollst du so gehalten werden, daß du dich glücklich preisen wirst, mich gefunden zu haben. Von Herzen gern, antwortete Romulo; ich verlange keinen andern Sold als den ihr mir selbst nach meinen Diensten zuerkennt. Er betrat also mit seinem Herrn das Haus und begann ihn mit so viel Fleiß, Gewandtheit und Zierlichkeit zu bedienen, daß er in wenig Tagen die Sehnsucht nach dem Peruginer völlig aus der Seele des Herrn verbannte. Lattantio war entzückt über seinen Diener und wünschte sich Glück, den artigsten, geschicktesten und trautesten Pagen von der Welt gefunden zu haben. Er ließ ihn mit schmucken Gewändern versehen und kleidete ihn unter andern von Kopf bis zu den

Füßen in eine weiße Livree. Romulo schäzte sich so glücklich, daß er im Paradies zu sein glaubte.

Wie schon erwähnt war Lattantio sterblich verliebt in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, und gieng täglich an ihrem Hause vorüber, um ihr durch Zeichen und Gebärden die Schmerzen zu verrathen, die er um ihretwillen erdulde. Catella bezeigte sich ihm zwar nicht abgeneigt, schien sich aber doch nicht viel aus ihm zu machen, denn noch hatte sie den Flammen der Liebe ihr Herz nicht erschloßen. Er hatte ihr oft Briefe und Botschaften gesandt, aber nie eine entscheidende Antwort erhalten können: denn niemals wollte sich das Fräulein näher auf seine Anfragen einlaßen. Ihr Vater war ein äußerst begüterter Mann, aber über alle Begriffe geizig; seine ganze Dienerschaft bestand aus einer abgelebten Alten, die schon vor der Geburt ihres Herrn in seinem Hause geschaltet hatte, einer jungen Magd und einem Diener, dem Sohn eines seiner Pächter, der ihn fast überall hinbegleitete, so daß Catella fast unbeschränkte Freiheit hatte sich an ihren Fenstern zu zeigen, und mit Wem es ihr beliebte zu sprechen, denn die gute Alte verließ fast nie ihren Heerd und das Hausmädchen begünstigte den Lattantio, der sie durch einige Geschenke zu bestechen gewust hatte. Lattantio konnte also so oft es ihm beliebte durch Briefe und Boten um Catella werben, die er in der That leidenschaftlich liebte. An Romulo glaubte er einen sehr artigen Liebesboten gefunden zu haben, und schickte ihn daher, nachdem er ihn von Allem unterrichtet hatte, mit seinen Aufträgen an Catella. Romulo kannte das Haus Catellens, an welchem er oft genug vorbeigekommen war, und auch ihr Dienstmädchen, mit welchem er seinen Herrn einige Mal hatte sprechen sehen; als er daher jenen Auftrag erhielt, machte er sich sehr missvergnügt auf den Weg; ehe er aber zu Catellen gieng, begab er sich in das der Pippa. Nach einigen gleichgültigen Reden sprach er zu ihr: Liebe Amme, ich befinde mich in der grösten Verzweiflung von der Welt: ich habe nie den Muth gewonnen, mich meinem Geliebten zu entdecken und seh ihn so heftig verliebt in Catella Lanzetti, daß ich

unendlich verdrießlich über meinen Liebeshandel bin und nicht weiß welches Ende er noch nehmen wird; und was das Schlimmste ist und mich am Grausamsten quält: ich soll jetzt im Namen Lattantios mit Catellen sprechen und für ihn werben, damit er bei dem Vater um sie anhalten kann. Nun sieh, liebe Amme, wohin es mit mir gekommen ist und ob man unglücklicher sein kann als ich es bin. Wenn sich Catella bestimmen läßt ihn zu lieben und seine Gattin zu werden, so leb ich keine Stunde mehr, denn ich weiß kein Mittel mein unglückliches Leben zu retten, da ich es unmöglich mit ansehen kann, daß er einer Andern gehöre als mir. Darum rathe mir, meine liebe Amme, und steh mir bei in dieser dringenden Verlegenheit. Ich hoffte immer, da meine Dienste Lattantion so angenehm schienen, ich würde mich ihm eines Tages entdecken und sein Mitleid gewinnen können; aber jetzt ist alle meine Hoffnung zu Waßer geworden, da ich ihn in Jene so heftig verliebt finde, daß er Tag und Nacht an nichts Anderes denkt, von nichts Anderm spricht. Ich Unglückliche, wenn nun mein Vater zurückkäme und erführe was ich gemacht habe, was würde aus meinem Leben? Sicher, er brächte mich um; da würde keine Entschuldigung gelten. Ach, liebste Amme, hilf mir, hilf mir um Gotteswillen, liebe Amme.

Diese Worte sprach sie unter häufigen Thränen. Frau Pippa, welche sie zärtlicher liebte als wäre sie ihre eigene Tochter gewesen, ward von ihren Klagen gerührt: sie brach ebenfalls in Thränen aus, trocknete sich dann die Augen und sprach: Siehst du, mein Töchterchen, du weist wie oft ich dir gegen diese Liebschaft gepredigt habe, aber du wolltest mir nicht glauben. Mich dünkt, und es ist auch gewiss das Beste, du bliebest bei mir und morgen führte ich dich ins Kloster zurück bis dein Vater käme; dann wollt ich wohl Alles wieder ins Geleise bringen, daß du nichts zu befahren hättest. Denn wenn es herauskäme, daß du in Mannskleidern dem Lattantio gedient und so manche Nacht in seiner Kammer geschlafen hast, was denkst du wohl, daß man von dir sagen und urtheilen würde? Ich stehe dir dafür, daß du

nie einen Mann bekämest. Und wenn du mir einen Eid ablegtest, daß dich Niemand für ein Frauenzimmer erkannt habe, ich würde dir nicht glauben. Du magst sagen was du willst, ich glaube doch was ich aus guten Gründen glauben zu müßen meine. Ueberdieß weiß man ja wie es solche junge Herrn mit ihren Pagen zu machen pflegen, und darum denk ich, es wär am Besten, du schlügst dir diese Grillen aus dem Kopfe und sännest auf andere Dinge. Es kann jetzt nicht mehr lange währen bis dein Vater zurückkommt, und ich wollt es um alle Schätze der Welt nicht wünschen, komm er auch wann er wolle, daß er je von diesen Geschichten erführe: es würde dir und mir übel ergehen. Du siehst ja, daß Lattantio sich für Catellen entschieden hat: was willst du dich denn vergebens abquälen? Was willst du dein Leben und deine Ehre so freventlich aufs Spiel setzen, da es dir doch zu nichts frommen kann? Alle Bemühungen verlangen ihren Lohn; es ist Thorheit, sich vergebens abzumühen, zumal wenn so großer Schaden daraus erfolgen kann. Und welchen Lohn hast du von so tiefer Erniedrigung zu erwarten? Ewige Schande hast du zu erwarten, nicht allein für dich selbst, sondern für dein ganzes Haus; du hast den Verlust des Lebens zu erwarten, und das sollte doch Niemand gering schätzen. Wozu den lieben, der dich nicht liebt? Wozu dem folgen, der dich flieht? Ich meines Theils war nie so thöricht, Jemanden nachlaufen zu wollen. Laß ab von ihm, mein Töchterchen, und wende dein Herz einem Andern zu: in dieser Stadt fehlt es nicht an Jünglingen deines Standes, die dich lieben und sich glücklich schätzen werden, dich zur Gattin zu gewinnen. Und wer weiß ob dieser Lattantio, gesetzt auch er habe dich noch nicht erkannt, dich nicht eines Tages wieder erkennen wird, und wenn er seine Begierden an dir befriedigt hat, dich laufen läßt und dich zur gemeinen Dirne herabwürdigt, daß alle Welt wie auf eine Ehrlose mit Fingern auf dich deutet. Darum laß dir rathen, mein Kind, und bleib fein bei mir.

Nicuola stand eine Weile in Nachdenken versunken; dann sprach sie nach einem tiefen Seufzer: Bestes Mütterchen, ich weiß

wohl, daß du mir liebevoll räthst, aber ich bin einmal so weit gegangen, daß ich es auch zu Ende führen will, der Erfolg sei welcher er wolle. Ich gehe jetzt und rede mit Catellen, um zu hören wozu sie sich entschließt: denn bis jetzt hat Lattantio nur allgemeine Antworten erhalten. Der Himmel wird mir beistehen, denn er kennt mein Herz und weiß daß meine Aufopferungen kein anderes Ziel haben als Lattantios Hand zu erwerben. Indes werd ich täglich herkommen, dir von Allem Nachricht zu geben; wenn dann mein Vater kommt, so wollen wir sehen wie wir uns am Besten aus der Sache ziehen: denn mich dünkt, man muß nicht eher an ein Unglück denken bis es vorhanden ist.

Hierauf verließ sie die Pippa und begab sich nach dem Hause des Lanzetti, wo sie in dem Augenblicke ankam, wo Gerardo gewisser Geschäfte wegen auf den Markt gegangen war. Catellens Mädchen stand an der Thüre, und auf ein gegebenes Zeichen, das Romulo von seinem Herrn gelernt hatte, ward er in das Haus gelaßen und in eine Kammer zur ebenen Erde geführt. Das Mädchen gieng hinauf und sprach zu Catellen: Fräulein, kommt herab: Lattantio hat seinen allerliebsten Pagen, der euch so sehr gefallen hat, hieher geschickt um mit euch zu sprechen. Sogleich kam Catella herab und trat in die Kammer, wo Romulo ihrer harrte. Als sie ihn erblickte, meinte sie einen Engel zu sehen, so schön und liebreizend erschien er ihr. Romulo grüßte sie und richtete die Aufträge seines Herrn aus. Catella, die ein unsägliches Vergnügen empfand, als sie ihn sprechen hörte, blickte ihn mit schmachtenden Augen an; es war ihr, als ströme eine niegekannte Süßigkeit von seinen schönen Augen aus: sie vergieng fast vor Verlangen, ihn zu küssen. Romulo fuhr fort, Lattantios Wünsche vorzutragen, aber sie achtete nicht auf den Inhalt seiner Worte: ganz versunken in seinen Anblick machte sie sich das Geständniss, nie einen reizendern Jüngling gesehen zu haben. Und so lange sah sie ihn mit verliebten Blicken an, und erfüllte ihr Herz so völlig von der Schönheit und dem anmuthigen Wesen des Jünglings, daß sie zuletzt, unfähig sich länger zu zügeln, ihre

Arme um seinen Hals schlang, ihn fünfmal oder öfter zärtlich auf den Mund küsste und sprach: Du bist recht leichtsinnig, mir hier dergleichen Botschaften zu bringen und dich solcher Gefahr auszusetzen wie du thust! Wenn mein Vater dich hier fände! Romulo, der an den tausend Farben, die auf ihrem Antlitz wechselten, wohl erkannte, daß Catella in ihn verliebt sei, antwortete ihr: Mein Fräulein, wer einem Andern dient, muß diese und noch gefährlichere Dinge wagen, nach dem Willen und dem Befehl seines Herrn: ich thu es ungern genug; aber da es der Wille Dessen ist, der mir gebieten kann, so ist es auch der meine. Ich bitt euch also, mir eine günstige Antwort zu geben und euch meines Herrn zu erbarmen, der euch so zärtlich liebt und ergeben ist, damit ich ihn bei meiner Zurückkunft mit einer angenehmen Botschaft erfreuen könne. Während sie ihr Gespräch in dieser Art fortsetzten, war es Catellen als ob die Schönheit und Anmuth des Pagen jeden Augenblick wüchse und zunähme, und bei dem Gedanken, daß er von ihr scheiden solle, fühlte sie ihr Herz, ich weiß nicht von welchen Stichen durchbohrt, die ihr den Beschluß abrangen, ihm ihre Liebe zu gestehen. Beim Himmel, hub sie an, ich weiß nicht was du mir angethan hast! Ich muß glauben, du hast mich bezaubert. Herrin, entgegnete er, ich hab euch nichts angethan: ich bin weder ein Hexenmeister noch ein Zauberer, sondern euer Diener und bitt um eine gnädige Antwort, wodurch ihr meines Herrn Leben erhalten und mich in seiner Gunst befestigen werdet. Catella, welche sich nicht länger bezwingen konnte und sich in Küssen erschöpfte, die sie dem Pagen gab, erwiderte: Nun sieh, mein süßes Leben, du Seele meiner Seele, ich weiß keinen Jüngling auf der Welt, der mich zu dem vermocht hätte, wozu du mich vermochtest; aber deine Schönheit und die unendliche Liebe, die du mir eingeflößt seit ich dich zum erstenmal im Gefolge deines Herrn erblickte, haben mich dazu gebracht. Ich will dich nicht zum Diener, wohl aber will ich dich, wenn du einwilligst, auf Lebenszeit zu meinem Herrn und Gemahl und gebe dir Gewalt ganz nach deinem Willen über mich zu verfügen. Ich

frage nicht wer du seist, ob reich oder arm, noch aus welchem Geblüt entsproßen: mein Vater ist, Gott sei Dank, für mich und dich reich genug und schon so bejahrt, daß er nicht lange mehr leben kann: denke also auf deinen eigenen Vortheil und laß Lattantio fahren, denn ich bin entschloßen, ihn nicht zu lieben, und will ihm auch von heute an keine geneigte Miene mehr zeigen.

Als Romulo sah, die Sache nehme eine für ihn günstige Wendung, versprach er nach einigem Hin- und Herreden Catellen, in ihr Begehren zu willigen und dankte ihr zärtlichst für ihr Anerbieten, für welches er ihr ewig verpflichtet bleibe; doch müßten sie vorsichtig zu Werke gehen, damit Lattantio nie von ihrem Einverständniß Kunde erhalte. Als sie die nöthigen Verabredungen getroffen hatten, entfernte sich Romulo nach vielen zärtlichen Küssen, die er in der beständigen Furcht, von Catellen für ein Frauenzimmer erkannt zu werden, empfangen und gegeben, und machte sich auf den Weg nach Hause, wo sein Herr ihn mit Schmerzen erwartete. Hier entschuldigte er zuerst sein langes Ausbleiben damit, daß er sagte, er hab eine gute Weile warten müßen bis ihn Catella vorgelaßen, und sie alsdann sehr erzürnt angetroffen, theils weil ihr Vater sie denselben Morgen heftig wegen dieser Liebschaft ausgezankt, theils weil sie vernommen habe, daß er in ein anderes Fräulein verliebt sei. Ich gab mir viele Mühe, fuhr Romulo fort, ihr diese Meinung auszureden, und brachte tausend Gründe vor, aber alle meine Reden und Betheuerungen waren vergebens.

Lattantio war sehr bestürzt und missvergnügt über diese Botschaft und ließ sich wohl zehnmal das ganze Gespräch von Neuem wiederholen, das Romulo mit Catellen geführt haben wollte. Darauf bat er seinen Pagen, bei schicklicher Gelegenheit zu Catellen zurückzugehen und ihr nochmals zu betheuern, er liebe keine andere Dame auf der Welt so sehr als sie und sei bereit, ihr alle möglichen Beweise davon zu geben: und wie sie sich auch gegen ihn benehme, so werde er doch nie eine Andere lieben, da er ewig ihr getreuer Diener zu bleiben entschloßen sei. Romulo

versprach ihm, Alles zu thun was in seinen Kräften stehe, um sie noch einmal sprechen zu können.

Am folgenden Tage lag Catella an ihrem Fenster, als Lattantio die Straße herabkam. Kaum war er aber in die Nähe ihres Hauses gelangt, so erhob sich das Fräulein mit einem Blicke voller Verachtung von dem Fenster und zog sich in das Zimmer zurück. Dieser Vorfall bestätigte den Bericht, welchen Romulo Tags vorher seinem Herrn abgestattet. Voller Unmuth begab sich dieser nach Hause und beklagte sich bei Romulo über sein Unglück. Der Zorn riß ihn zu der Aeußerung hin, Catella sei doch noch lange nicht die Schönste und Edelste, daß sie Ursache habe, so hochmüthig zu werden und ihn so schmählich zu behandeln, und in dieser Weise fuhr er fort sie zu schelten. Aber Romulo ersah alsbald seinen Vortheil und sagte seinem Herrn, es gehe in der Liebe meistens nicht anders her. Oft seien böse Zungen daran Schuld, oft Ueberdruß, oft Ungleichartigkeit der Gemüther; das Letztere werde deutlich genug durch die tägliche Erfahrung bewiesen, daß mancher Jüngling eine Dame liebe, die sich nun und nimmer bestimmen laße, ihm hold zu sein, während eine Andere nach ihm seufze, die er zu lieben sich nimmer entschließen könne. Im Verfolg dieses Gesprächs sprach Lattantio: Wahrlich, Romulo, du hast Recht, es ist wirklich so: ich selbst wurde noch vor wenigen Monaten von einem der schönsten Mädchen dieser Stadt geliebt, das erst kürzlich aus Rom gekommen war; ich bin überzeugt, daß ich ihr ganzes Herz besaß und auch ich liebte sie mit Leidenschaft. Aber sie verreiste, ich weiß nicht wohin und blieb eine Weile aus; und in der Zwischenzeit kam mir diese übermüthige Catella zu Gesichte, um derentwillen ich die Liebe zu Jener vergaß und sie gänzlich hintansetzte, um dieser Undankbaren zu dienen. Jene Erste kehrte darauf zurück und schickte mir Briefe und Boten, aber ich kümmerte mich nicht darum.

Herr, hub Romulo an, so geschieht euch Recht, ihr empfangt den verdienten Lohn eurer Untreue, denn wenn ein so schönes

Mädchen, wie ihr mir sagt, euch so zärtlich liebte, so thatet ihr das schreiendste Unrecht sie Dieser aufzuopfern, die ohne es nur zu wißen Jene zu rächen begonnen hat: wir müßen lieben wer uns liebt, nicht dem folgen der uns flieht. Wer weiß ob jenes schöne Kind euch nicht noch liebt und sich um euretwillen abhärmt, denn ich hab oft gehört, daß die Mädchen in ihrer ersten Leidenschaft viel zärtlicher und glühender lieben als die Männer. Mein Herz sagt mir, daß jenes unglückliche Fräulein um euch verschmachten und ein trauriges, qualvolles Leben führen muß. Das weiß ich nicht, entgegnete Lattantio, wohl aber, daß sie mich zärtlich liebte und daß sie sehr schön ist: Catella würde häßlich neben ihr scheinen. Auch muß ich dir gestehen was mir oft eingefallen ist: wenn du Frauenkleider anhättest, so würd ich schwören, du seist Nicuola, so sehr scheinst du ihr in Allem zu gleichen: auch euer Alter kann nicht sehr verschieden sein; nur kam sie mir ein wenig größer vor als du. Doch kommen wir auf diese Spitzbübin von Catella zurück, die ich mir nicht aus dem Kopf schlagen kann, denn Tag und Nacht muß ich an sie denken und kann meinen Sinn auf nichts Anderes richten. Sprich, getraust du dich, noch einmal mit ihr zu sprechen und ihr mein ganzes Herz zu eröffnen? Ich will Alles thun was in meinen Kräften steht, versetzte Romulo, und sollte es mein Leben kosten, so muß ich mit ihr sprechen.

Jetzt aber wollen wir Diese eine Weile ihrem Treiben überlaßen und uns nach Ambrogios Sohne Paolo umsehen, ohne welchen diese Geschichte nicht zu Ende geführt werden kann. Es geschah um dieselbe Zeit, daß jener Deutsche, Paolos Herr, Neapel verließ und sich nach Aquapendente begab, um nach der Lombardei und dann nach Deutschland zu reisen. Im Begriff Aquapendente zu verlaßen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen, das ihn nach drei Tagen tödtete. Doch vor seinem Tode erklärte er, da er sein Ende herannahen fühlte, seinen letzten Willen und ernannte Paolo zum Erben seines ganzen Vermögens. Paolo ließ ihn ehrenvoll zur Erde bestatten, befriedigte den Wirth und wandte

sich rechts nach Esi, wo er kurz vor der Verheerung Roms einen Monat lang in Aufträgen des Vaters zugebracht hatte. Hier angelangt begab er sich, ich weiß nicht weshalb, nicht sogleich nach dem elterlichen Hause, sondern kehrte mit seinem Gepäck in einem Gasthause ein. Hier ließ er seine Sachen abladen, übergab sie der Obhut des Wirths, nahm dann einige Erfrischungen zu sich und ließ seine Leute in der Herberge zurück um ganz allein durch die Stadt zu gehen. Er war eines Gelübdes willen ganz in Weiß gekleidet, so daß seine Tracht der des Romulo vollkommen glich. Paolo begab sich nach dem Hause seines Vaters um zu sehen, ob es geöffnet sei: der Weg führte ihn an Catellas Hause vorüber, welche just im Fenster lag. Da er sie nicht kannte, so grüßte er sie nicht, worüber das Fräulein sich sehr verwunderte. Sie wuste nicht anders als daß es Romulo sei und schickte ihm das Mädchen nach um ihn zurückzurufen. Es war um die None und nur wenig Leute zeigten sich auf der Straße. Das Mädchen rief ihn bei dem Namen Romulo und sprach: Kommt doch gleich zurück: mein Fräulein erwartet euch. Paolo sah wohl, daß er für einen Andern gehalten werde, in welchem Glauben er noch mehr bestärkt wurde als er das Mädchen so vertraulich mit ihm sprechen sah als ob sie schon lange miteinander bekannt wären. Er beschloß also, sich doch das Fräulein anzusehen, das ihn rufen laße. Doch argwöhnte er, die Dame sei vielleicht eine käufliche und sprach bei sich selbst: Ich will doch gehen und mein Glück versuchen; aber die Dame irrt sich, wenn sie bei mir gute Geschäfte zu machen denkt: höchstens schenk ich ihr einen Laubthaler oder einen Dukaten.

Während er sich aber gegen das Haus bewegte, erschien Gerardo am Ausgang der Straße, und das Hausmädchen, das ihn erblickte, sprach zu Paolo: Romulo, da kommt unser Herr; geh jetzt deines Weges und komm hernach zurück. Paolo entfernte sich, indem er sich das Haus merkte, in welches das Mädchen sich zurückzog und den Herrn desselben scharf ins Auge faßte. Das Mädchen verschloß die Hausthüre hinter sich und gab sich den

Anschein als habe sie den Herrn nicht gesehen, welcher sich nach Art der Greise Schritt vor Schritt näherte ohne das Mädchen bemerkt zu haben. Endlich kam er an sein Haus, klopfte gegen die Thür und trat, als sie geöffnet wurde, hinein. Paolo, welcher sich das Haus sehr wohl gemerkt und Catellen, die er am Fenster erblickt, sehr schön und reizend gefunden hatte, begab sich unter mancherlei verliebten Gedanken nach dem Hause seines Vaters, an welchem er Thüren und Fenster verschloßen fand. Dieß betrachtete er als ein Zeichen, daß sein Vater verreist sei. Um sich aber völlige Gewißheit zu verschaffen, fragte er einen Schneider, der seine Bude in der Nähe hatte, was Ambrogio Nanni mache? Dieser antwortete ihm, Ambrogio sei seit langer Zeit in Esi nicht gesehen worden. Paolo kehrte also nach seiner Herberge zurück, immer noch in Gedanken mit dem schönen Mädchen beschäftigt, das er gesehen hatte. Zwar war er gesonnen zu ihr zurückzukehren, aber noch unschlüßig ob er allein gehen oder einige seiner Diener, die er von seinem seligen Herrn geerbt hatte, mit sich nehmen solle.

Bald darauf geschah es, daß Ambrogio, der in diesem Augenblicke von Rom zurückkehrte, auf dem Wege nach seinem Hause dem Gerardo begegnete, der ihn erst willkommen hieß und dann so anredete: Ambrogio, du kommst sehr gelegen: wärst du einige Tage früher gekommen, so hätten wir vielleicht die Heirath zwischen mir und deiner Tochter zu Stande gebracht, oder wenigstens würd ich mich darüber aufgeklärt haben ob du sie mir geben willst oder nicht, denn ich bin nicht gesonnen, länger in dieser Ungewißheit zu leben. Wie du siehst, erwiderte Ambrogio, komm ich in diesem Augenblick an; auch gedenk ich nun fürs Erste nicht wieder zu verreisen. Wir werden uns öfter sehen und Zeit haben, ausführlicher hierüber zu reden.

Während Ambrogio zu Pferde und Gerardo zu Fuß so miteinander sprachen, kam Romulo daher, welcher dem Auftrage seines Herrn gemäß eine Unterredung mit Catellen nachsuchen wollte. Als er aber den Vater erblickte, kehrte er sich schnell um und

begab sich zu der Pippa. O weh, liebste Amme, rief er ihr zu, ich bin des Todes vor Schrecken: mein Vater ist wiedergekommen; was soll ich anfangen! Gemach, entgegnete Pippa, faße Muth, laß mich nur sorgen und bleib bei mir. Wirf diese Kleider ab und lege die deinigen an, die sich in dieser Kiste befinden. Sogleich machte sich Pippa auf den Weg nach Ambrogios Hause, der eben vom Pferde stieg, als sie dort anlangte.

Sie grüßte ihn heitern Angesichts und sprach: Seit tausendmal willkommen, bester Herr! Wie geht es euch? O willkommen, gute Pippa, entgegnete Ambrogio, wo willst du so eilig hin? Ich komme zu euch, versetzte sie: der dicke Hans Bindo hat mir gesagt, ihr wärt zurückgekommen, und da ich nicht weiß wie eure Leute das Kochen verstehen, so wollt ich euch im Hause hülfreiche Hand leisten. Ich danke dir, versetzte Ambrogio; aber es wird nicht nöthig sein, daß du dich bemühst, denn ich habe schon nach Margarethen geschickt, die ich sonst im Hause hatte und sogleich hier sein wird. Aber sage mir, wann hast du meine Nicuola zuletzt gesehen? Ich sehe sie täglich, Herr, antwortete Pippa; erst heute Morgen war ich eine gute Weile bei ihr: sie stirbt vor Verlangen, euch wieder zu sehen. Ich habe sie manchmal in mein Haus gebracht und zwei bis drei Tage behalten; sie ist wahrlich ein gutes, schönes Fräulein und wunderbar geschickt in allen Handarbeiten, das könnt ihr mir bei Gott glauben. Ueber diesem Gespräche kam Margarethe an, welche sogleich anhub, die häuslichen Geschäfte zu besorgen. Eine Weile gieng ihr Pippa zur Hand; da es ihr aber in ihrer Ungeduld tausend Jahre zu währen schien bis sie das Haus wieder verlaßen könnte, wandte sie sich zu Ambrogio und sprach: Herr, wenn ihr es erlaubt, so geh ich ins Kloster und hole Nicuolen nach meinem Hause ab. Morgen früh will ich sie dann hieher bringen, oder sie einen oder zwei Tage bei mir behalten bis ihr das Haus habt in Ordnung bringen laßen. Wie du willst, antwortete Ambrogio; empfiehl mich aber Schwester Camillen, küsse meine Tochter zärtlich in meinem Namen und geh mit Gott.

Nun entfernte sich Pippa, gieng aber ehe sie sich nach Hause begab in das Kloster, um mit Schwester Camillen zu sprechen. Mit dieser verabredete sie Alles was zu Nicuolens Wohlfahrt vonnöthen war, wenn etwa Ambrogio auf den Einfall gekommen wäre selbst nach dem Kloster zu gehen. Schwester Camilla, die sich auf solche Händel nur allzuwohl verstand, hieß Frau Pippa gutes Muthes sein: es werde Alles den besten Ausgang nehmen. Dann eilte sie nach Hause, wo Nicuola, die nicht länger Romulo war, sehr begierig ihre Nachrichten zu vernehmen, ihrer harrte. Sie hatte ihre Kleider schon wieder angezogen und ihre Haare nach der Sitte der Frauen geordnet. Als die Pippa heimkam, erzählte sie ihr Alles, was geschehen sei und fragte sie ob sie morgen in das Haus ihres Vaters zurückkehren, oder noch einen oder zwei Tage bei ihr bleiben wolle, was ihr freistehe.

Nicuola beschloß noch den folgenden Tag bei ihrer Amme zu verweilen und verbrachte die Zeit in Klagen über ihren Lattantio, nach dessen Besitz sie eine Sehnsucht verrieth, die nicht größer hätte sein können. Die Pippa predigte ihr von Neuem, sie solle doch ihre Gedanken auf ein anderes Ziel richten: sie sehe ja deutlich, daß sie sich vergebens abquäle, und habe sich selbst überzeugt, daß Lattantio so heftig in Catellen verliebt sei, daß er an Nichts Anderes denke: zuletzt werd er auch wohl sein Ziel erreichen, wenn er bei Gerardo um sie anhalte.

Das ist es eben, versetzte Nicuola, was mich foltert: ich kann es nicht denken ohne zu verzweifeln; aber wenn mein Vater nicht so schnell zurückgekommen wäre, so hätt ich der Catella den Lattantio so verleiden wollen, daß sie lieber einen Bauern als ihn geheirathet hätte; aber diese rasche und unvermuthete Rückkunft meines Vaters hat Alles verdorben.

Alles verdorben, unterbrach sie Pippa, aber auch Alles wieder gut gemacht: denn, wenn es wahr ist, was du mir erzähltest, daß zwischen dir und Catellen vorgefallen sei, so steh ich dir dafür, daß deine Sachen sehr übel standen, denn wärst du noch einmal hingegangen um mit ihr zu sprechen, so würde sie ohne Zweifel

von den Küssen zu Handgreiflichkeiten übergegangen sein und wenn sie dich für ein Frauenzimmer erkannt hätte, was denkst du wohl, daß sie von dir geurtheilt haben würde? Würdest du nicht auf ewig bei ihr beschämt worden sein? Hätte sie dich nicht für Lattantios Buhlerin gehalten?

Und das ist es eben, versetzte Nicuola, was ich gewünscht hätte. Denn obwohl sie mich, wie du sagst, für ein Frauenzimmer erkannt haben würde, so folgt daraus noch nicht, daß sie mich als Nicuola, Ambrogios Tochter, erkannt hätte; aber Lattantio wär ihr gewiss so verhaßt geworden, daß sie ihn nie wieder hätte sehen, noch nennen hören mögen, und dann durft ich hoffen, Lattantios Liebe wieder zu erwerben.

Frau Pippa konnte sich nicht enthalten über diese Rede Nicuolens zu lächeln: Meine Tochter, hub sie an, suche dein Herz zu beruhigen. Wenn es Gott gefällt, daß Catella Lattantios Gattin werden soll, so hilft dir weder List noch Klugheit, noch alle Kunstgriffe, deren du dich bedienen möchtest diese Ehe zu hintertreiben. Du bist noch jung, du bist schön, du bist reich, denn wenn dein Bruder Paolo noch lebte, so würde man gewiss etwas von ihm gehört haben; aber der arme Junge ist todt (Gott sei seiner Seele gnädig), so daß du, wenn du dich klug beträgst, die einzige Erbin deines Vaters werden wirst, und als solcher kann es dir an den reichsten und edelsten Jünglingen zu Bewerbern nicht fehlen. Darum schlage dir diese Grillen aus dem Kopf, die dir mehr Kummer und Verdruß machen als sie dir Nutzen bringen können.

Während diese Verhandlungen gepflogen wurden, hatte Paolo beschloßen, ohne Begleitung eine Unterredung mit Catellen nachzusuchen. Er gieng also gegen Abend an ihrem Hause vorüber: da er ihrer aber nicht ansichtig werden konnte, kehrte er zu seiner Herberge zurück und mochte an diesem Tage nicht wieder ausgehen.

Lattantio, welcher Romulos Rückkunft schmerzlich erharrte, verwunderte sich sehr, als die Nacht zu dunkeln begann ohne daß Romulo nach Hause kam ihm den Erfolg seiner Bewerbung bei Catellen mitzutheilen. Als er aber einige Stunden der Nacht

vergebens gewartet hatte, ward er sehr bestürzt über sein Ausbleiben, denn er fürchtete, irgend ein Unfall möchte seinen Diener betroffen haben. Da er sich aber durchaus nicht vorstellen konnte was es wohl sein möchte, so brachte er die ganze Nacht unter mancherlei Gedanken, die seine Seele durchkreuzten, fast gänzlich schlaflos zu. Er liebte den Romulo sehr, weil er gut von ihm bedient wurde und ihn als einen verschwiegenen und wohlgesitteten Jüngling kennen gelernt, der nie im Hause mit irgend Jemand ein Wort gewechselt hatte, sondern nur auf Ausrichtung seiner Befehle bedacht gewesen, daher sein Verlust ihn unmäßig betrübte.

Von der andern Seite wünschte Catella, die den Romulo leidenschaftlich liebte, und schon seine süßen Küsse gekostet hatte, gar sehr eine vertrautere Vereinigung mit ihm; da sie ihn aber nach Gerardos Nachhausekunft heute nicht mehr gesehen hatte, denn sie hatte den Paolo für den Romulo gehalten, so begab sie sich sehr missvergnügt zu Bette.

Nicuola unterhielt sich fast die ganze Nacht über mit ihrer Amme von Lattantio, so daß sie vor Seufzen und unruhigem Umherwälzen weder selbst schlafen konnte noch die Pippa schlafen ließ.

Als der Morgen anbrach und Romulo nicht nach Hause kam, schickte Lattantio nach allen Seiten Boten aus, ihn aufzusuchen und überall hinzuhorchen ob man nicht wiße was aus ihm geworden sei. Bei diesen Nachforschungen fand sich Einer, welcher den Romulo genau beschrieb und versicherte, er habe gestern gesehen, daß er in das Haus der Pippa, neben der Hauptkirche, gegangen sei. Lattantio, welcher die Pippa kannte, machte sich auf diese Anzeige gegen Mittag auf den Weg und klopfte an ihre Hausthüre. Frau Pippa trat an ein Fenster, und als sie den Jüngling erkannte, verwunderte sie sich sehr, denn sie vermuthete, Lattantio habe den Aufenthalt Nicuolens in ihrem Hause in Erfahrung gebracht. Sie fragte ihn also: Was sucht ihr hier, junger Herr? Frau Pippa, antwortete er, wenn es euch nicht ungelegen wäre, so möcht ich gern zehn Worte mit euch reden. Fünf und zwanzig, entgegnete Frau Pippa, sagte Nicuolen, Lat-

tantio sei unten und stieg eilends hinab die Hausthüre zu öffnen. Der Jüngling trat ein und nahm neben Pippa Platz an einem Orte, wo Nicuola ohne gesehen zu werden ihn sehen und sprechen hören konnte. Hierauf begann Lattantio: Frau Pippa, obgleich ich nie Gelegenheit gehabt habe euch einen Dienst zu leisten, der mich berechtigte von euch einen Gegendienst zu heischen, so giebt mir doch meine Bereitwilligkeit Jedermann zu dienen und eure eigene Gefälligkeit, um derentwillen ihr, wie ich weiß, von vielen angesehenen Leuten geschätzt werdet, den Muth, euern Beistand in Anspruch zu nehmen, in der Hoffnung, daß ihr meinen Wunsch erfüllen werdet, und um nicht länger bei schönen Worten stehen zu bleiben, ersuch ich euch mir zu sagen was aus dem weißgekleideten Knaben geworden ist, der euch gestern besucht hat. Er heißt Romulo, mag etwa siebzehn Jahre alt sein und hat ein hübsches, gefälliges Aeußere: er war mein Page und ist seit gestern nicht nach Hause gekommen. Ich bitt euch um die Gefälligkeit, mir Nachricht von ihm zu geben, wodurch ihr mich höchlich erfreuen und auf ewig verbinden würdet. Mein Sohn, versetzte Frau Pippa, ich dank euch für die gütige und freundliche Gesinnung, die ihr mir bezeigt und welche mir gewiss lieb und werth ist; auch schätz ich es mir zur Ehre, daß ihr mein schlechtes Haus eures Besuchs gewürdigt habt, denn ich habe mir schon lange Gelegenheit gewünscht mit euch zu sprechen und da sich jetzt diese durch eure Güte mir darbietet, so will ich sie nicht unbenutzt laßen. Um aber zuerst auf eure Anfrage zu kommen, so muß ich euch sagen, daß ich von diesem Knaben nichts weiß, noch euch Rechenschaft geben kann, denn weder gestern noch seit langer Zeit ist meines Wißens ein Knabe oder Jüngling in meinem Hause gewesen, und doch müst ich es wißen, wenn ein Solcher hier gewesen wäre. Ihr fürchtet vielleicht, versetzte Lattantio, ich möchte meinen Pagen wegen seines gestrigen Ausbleibens zur Rechenschaft ziehen; aber ich geb euch mein Wort, daß ihm nicht das Geringste zu Leide geschehen soll, wenn er mir nur sagt warum er gestern ausgeblieben ist. Bemüht euch deshalb nicht vergebens, erwiderte Frau

Pippa, denn kein männliches Wesen ist in meinem Hause, noch ist gestern eines hier gewesen; es thut mir unendlich leid, daß ich euch in dieser Sache keinen Dienst leisten kann wie ich es gerne thun würde. Während dieses Gesprächs mit Frau Pippa stieß Lattantio schwere Seufzer aus. Junger Herr, fuhr die Amme fort, ihr scheint sehr leidenschaftlich ergriffen, und Niemand würde diese heißen Seufzer sehen ohne zu glauben, daß ihr in euern Pagen mehr als billig verliebt wärt; aber da ich neulich gehört habe, daß ihr ein schönes Fräulein liebtet, so kann ich euch nicht für einen so argen Feind des schönen Geschlechts halten. Ach, entgegnete Lattantio, wollte Gott daß ich nicht liebte: ich würde heiterer und vergnügter sein als ich es jetzt sein kann; glaubt aber nicht, daß ich von meinem Pagen rede, daran denk ich nicht: ich spreche von einem Mädchen, das ich mehr als das Licht meiner Augen liebe, ja mehr als meine Seele. Und bei diesen Worten füllten ihm die heißen Thränen wider seinen Willen die Augen und einige netzten ihm die Wangen, während er selbst sich in Seufzern erschöpfte. Frau Pippa hielt dieß für eine willkommene Gelegenheit, die Ausführung eines schon längst gefaßten Vorhabens zu versuchen.

Ich weiß sehr wohl, mein Sohn, hub sie an, daß es wahr ist was ihr sagt: euer Benehmen zeigt deutlich genug wie verliebt ihr seid, und ich glaube wohl, daß eure Qualen um so heftiger sein müßen, da es keine so bittere, herbe Qual mehr auf Erden giebt als lieben und nicht geliebt werden. Denn ich weiß, daß das Mädchen, das ihr liebt, euch nicht wieder liebt, vielmehr haßt sie euch um der Liebe willen, die sie zu einem Andern trägt. Und woher wißt ihr dieß, Frau Pippa, fragte Lattantio voller Verwunderung. Fragt nicht, entgegnete sie, woher ich es weiß: genug, ich weiß sie liebt euch nicht, und erst vor wenig Monden liebtet ihr eine Andere, viel schönere; ich weiß auch, daß diese euch leidenschaftlich liebte und kann euch versichern, daß sie euch jetzt noch zärtlicher liebt als je zuvor; ihr aber liebt sie darum nicht mehr noch weniger, und gedenkt ihrer just so viel als hättet ihr

sie nie gesehen. Wahrhaftig, ich weiß nicht was ich sagen soll, erwiderte Lattantio, daß ihr die Wahrheit so richtig getroffen habt und in meinen Angelegenheiten so gut Bescheid wißt; aber ich bitt und beschwör euch, mir zu sagen woher ihr wißt, daß diese, die ich jetzt liebe, nicht mich sondern einen Andern liebt. Das kann ich euch nicht sagen, versetzte Frau Pippa, denn es scheint mir nicht räthlich; wohl aber muß ich euch erinnern, daß euch Recht geschieht, da ihr Die verschmähtet die euch liebte, und eine Andere liebt die euch nicht liebt: denn Gott läßt dieß geschehen um euch für so große Sünde und Undankbarkeit zu bestrafen, und wenn euch nichts Schlimmeres betrifft, so dürft ihr euch nicht beklagen. Ach, arme, unglückliche Nicuola, Wen liebst du, Wen hast du geliebt? Du hast die grösten Opfer von der Welt gebracht um die Gunst deines Geliebten zu erwerben, und Alles war vergebens. Ihr aber, Lattantio, liebt Catellen mehr als euch selbst, und sie kümmert sich nicht um euch. Wohlan denn, verfolgt euern Plan: ihr werdet schon zuletzt euern Irrthum gewahr werden und vielleicht wenn es zu spät ist ihn wieder gut zu machen.

Bei diesen Worten gerieth der Jüngling fast außer sich und wuste nicht was er antworten sollte. Nicuola ihrerseits, die ihn sah und hörte, wäre gern hervorgetreten um auch einige Worte über diesen Gegenstand hinzuzufügen, allein sie beschloß den Ausgang dieses Gesprächs abzuwarten und verhielt sich ruhig. Frau Pippa wartete eine Weile auf die Antwort des Jünglings, der sich jetzt wie aus einem schweren Traum erhob und sprach: Frau Pippa, ich will ausführlicher mit euch reden, da ich sehe, daß ihr meine Umstände beßer kennt als ich selbst. Es ist wahr, daß ich in Nicuola Nanni verliebt war, von der ich überzeugt war geliebt zu werden. Sie ward nachher von ihrem Vater aus der Stadt geschickt, ich weiß nicht wohin. In der Zwischenzeit begann ich mich in Catella, Gerardo Lanzettis Tochter, zu verlieben, welche mir in den ersten Tagen geneigt zu sein schien, sich aber hernach, ich weiß nicht weshalb, spröde und meinen Wünschen völlig zuwider erwies, denn so oft sie an der Thüre oder ihren Fenstern

steht, wenn ich durch die Straße komme, zieht sie sich, sobald sie mich sieht, plötzlich zurück, und will weder Briefe noch Boten mehr von mir annehmen. Erst gestern schickt ich meinen Pagen hin, um eine Unterredung mit ihr nachzusuchen; aber er ist nicht nach Hause gekommen, mir Antwort zu sagen, so daß ich zugleich eine Geliebte und einen guten und angenehmen Diener verloren habe. Wär er zurückgekehrt und hätte mir die Nachricht gebracht, daß sie in ihrer gewohnten Härte verharre, so hätt ich mich wohl entschloßen, ihr nicht länger zur Last zu sein und mich einer Andern zuzuwenden, welcher meine Dienste willkommener wären: denn in Wahrheit, mir scheint es eine große Thorheit, Der zu folgen die mich flieht, Die zu lieben die mich verschmäht und Die zu wollen die mich nicht will.

Das ist ein wahres Wort, hub Frau Pippa an, und gewiss wär auch ich nicht so thöricht daß ich Den liebte, der mir nicht wohl wollte. Aber sagt mir doch eure Meinung: wenn Nicuola euch noch gut wäre, ja euch mehr liebte als je vorher, was würdet ihr sagen? Würdet ihr glauben, sie verdiene es von euch geliebt zu werden? In der That, antwortete der Jüngling, dann verdiente sie es wohl, daß ich sie mehr als mich selber liebte; aber es kann nicht so sein wie ihr sagt, denn sie muß nothwendig, wie sie auch Recht dazu hat, über mich zürnen: denn da sie mir nach ihrer Rückkunft nach Esi mehrmals geschrieben, kümmerte ich mich gar nicht um sie und weiß jetzt nicht einmal wo sie sich aufhält, so lange ists her daß ich sie nicht gesehen habe. O, fiel Frau Pippa ein, ich weiß, daß ihr sie noch in den letzten Tagen unendlich oft gesehen und sehr vertraulich mit ihr gesprochen habt. Da irrt ihr euch, Frau Pippa, entgegnete Lattantio. Ich irre mich nicht, versetzte sie, ich muß wißen was ich sage und spreche nicht aufs Gerathewohl in den Wind. Aber sagt mir doch, wenn es wahr wäre was ich behaupte und ich es euch mit Händen greifen ließe, daß euch Nicuola mehr als jemals liebt, was würdet ihr thun? Und wenn sie in euerm Hause gewesen wäre, euch gedient und Alles gethan hätte was der geringste

Knecht thun muß, ohne je von euch erkannt zu werden, was würdet ihr davon denken? Laßt es euch nicht befremden, was ich sage und zeigt euch nicht so verwundert und erstaunt, denn die Sache verhält sich wirklich so und kann sich nicht anders verhalten als wie ich euch sage. Und damit ihr seht, daß ich die Wahrheit sage, so erbiet ich mich, euch einen so unwidersprechlichen Beweis davon zu geben, daß ihr selbst meiner Meinung sein werdet. Doch zuerst antwortet mir: wenn Nicuola Alles das gethan hätte was ich euch sage, was meint ihr daß sie verdient habe?

Ihr erzählt mir Märchen und Träume, antwortete Lattantio; wenn es aber wahr wäre, so wüst ich vor Staunen nichts zu sagen als daß ich verbunden sei, sie ewig zu lieben und sie zur Gebieterin meiner Selbst zu erheben. Wohlan denn, sprach Frau Pippa und rief Nicuolen, welche sie anwies, ihre Pagenkleider mitzubringen. Nicuola, die Alles mit angehört hatte, ergriff sogleich ihre männliche Kleidung und trat mit glutübergoßenem Antlitz vor die Amme und den Geliebten. Hier, Lattantio, sprach Frau Pippa, ist eure Nicuola; hier euer Romulo, euer so heißersehnter Page, der Tag und Nacht bei euch zubrachte und aus Liebe zu euch Ehre und Leben der grösten Gefahr aussetzte. Die ganze Welt hat sie geringgeschätzt, nur um euch sich bekümmert und ihr habt sie in so langer Zeit nicht wiedererkannt. Hierauf erzählte sie ihm die ganze Geschichte der Verwandlung des Mädchens in einen Pagen und fragte dann: Was sagt ihr nun? Lattantio stand wie besinnungslos da, starrte Nicuolen an und glaubte zu träumen: er wuste nicht was er davon sagen solle, daß sie in Knabentracht so lange bei ihm gewesen sei: endlich aber faßte er sich, erwog die Grausamkeit Catellens (die sich mit Nicuolen in der Schönheit nicht vergleichen durfte), die Liebe und Güte der Andern, die Gefahr, welcher sie sich im Uebermaß der Leidenschaft ausgesetzt, und sprach fast zu Thränen gerührt: Nicuola, ich will mich nicht in den Irrgarten der Entschuldigungen und Märchen verlieren; aber wenn ihr so gesinnt seid wie Frau

Pippa versichert, so bin ich bereit, so bald es euch beliebt euer Gatte zu werden.

Nicuola, die auf der Welt nichts sehnlicher wünschte und eine Wonne empfand, für die ihr Busen kaum Raum hatte, stürzte sich zu seinen Füßen und sprach: Mein Gebieter, da ihr geruhen wollt, mich für die eurige anzunehmen, so bin ich bereit euch ewig zu dienen, denn in allen Dingen soll mein Wille der eurige sein. Hierauf zog Lattantio einen Ring vom Finger und erklärte Nicuolen in Gegenwart der Pippa für seine rechtmäßige Gemahlin. Damit aber, fügte er hinzu, unsere Vermählung mit mehr Anstand und Feierlichkeit begangen werde, will ich gleich nach Tische zu deinem Vater gehen und dich zum Weibe begehren und ich darf hoffen, daß er ohne Widerspruch einwilligen wird: dann wollen wir unsere Hochzeit festlich begehen.

Hierauf entfernte sich Lattantio und gieng zu Tische. Nach der Malzeit begab er sich zu Nicuolens Vater. Nicuola aber verfügte sich mit Frau Pippa nach ihrem elterlichen Hause, wo sie von ihrem Vater fröhlich empfangen ward.

Paolo hatte kaum zu Mittag gespeist als er die Herberge verließ und sich ganz allein nach dem Hause Catellens aufmachte. Schon aus der Ferne sah er den Gerardo das Haus verlaßen und ich weiß nicht wohin gehen. Kaum war Gerardo fort als Catella sich an dem Fenster zeigte und den Paolo erblickte. Sie hielt ihn für Romulo und winkte ihm, da er näher gekommen war, einzutreten. Um sich über diese seltsamen Dinge Aufklärung zu verschaffen, betrat er das Haus und sogleich stieg Catella die Treppe herab, küßte und umarmte ihren vermeintlichen Romulo auf das Zärtlichste und sprach: Mein süßes Leben, aller meiner Gedanken einziges Ziel, du machst dich auch gar so selten. Du bist mir so gut nicht als ich dir bin: ich habe dir erst vor zwei Tagen mein Herz erschloßen und daß ich keinen andern Gemahl als dich begehre. Laß uns hierunten in diese Kammer treten. Hierauf befahl sie dem Mädchen, auf die Rückkunft des Herrn Acht zu haben und ihr Nachricht davon zu geben.

Dann überhäufte sie den Paolo mit heißen Küssen, flüsterte ihm die süßesten Worte zu und schien, indem sie ihn neckend und scherzend auf die Lippen biß, in seinen Armen vergehen zu wollen. Er, der eben nichts weniger als albern war und wohl sah, daß er mit einem Andern verwechselt werde, zeigte sich ganz entbrannt vor Begierde, verstummte im Uebermaß der Liebesglut und küßte sie vielmals unter tiefen Seufzern. Süßes Leben, sprach Catella, ich wollte du entledigtest dich ganz deines Herrn, damit wir so oft es uns beliebte beisammen sein könnten. Sorgt deshalb nicht, antwortete Paolo, ich will schon Mittel finden mich von ihm los zu machen. Wohl, süßes Leben, sprach Catella und schloß ihn unter Küssen immer fester an ihr Herz. Paolo, der ein feuriger Jüngling und nicht übel geneigt war, ihre Wünsche zu befriedigen, drückte die Hände zärtlich an ihre Brüste, und als er sah, daß sie sich nicht spröde zeigte, begann er dem letzten Ziel aller verliebten Wünsche allgemach näher zu dringen. Darüber kam Gerardo zurück und trat in das Haus. Als er an der Kammer vorbeikam, wo die vom Turnier ermüdeten Liebenden sich auf eine Bank niedergelaßen hatten und sich in süßen Gesprächen ergiengen, hörte er drinnen reden und rief: Wer ist da? Dieß rufen und mit dem Fuß wider die Thür stoßen, daß sie aufflog, war Eins.

Als er den Paolo bei der Tochter erblickte, hielt er es auf den ersten Blick für entschieden, daß es nicht Paolo, sondern Nicuola sei, in welche er, wie bereits erwähnt, heftig verliebt war. Alsbald verließ ihn der Zorn, in welchen er gerathen war, da er einen Mann bei Catellen zu finden geglaubt hatte: er faßte den Paolo ins Auge und je mehr er ihn betrachtete, desto mehr überzeugte er sich, daß er Nicuolen vor sich habe. Catella, die beim Erscheinen ihres Vaters fast vor Schrecken gestorben war, und Paolo, der an allen Gliedern zitterte, warteten, als sie sahen, daß der Alte sich beruhige und ohne ein Wort zu sprechen dastehe, mit gefaßterm Muthe den Ausgang der Sache ab. Es ist schon bemerkt worden, daß Paolo und Nicuola, seine Schwester,

sich so ähnlich sahen, daß es selbst Dem, der sie näher kannte, die gröste Mühe kostete das Mädchen von dem Jüngling zu unterscheiden. Nachdem Gerardo den Paolo eine Zeitlang mit der grösten Verwunderung betrachtet hatte, hielt er sich, da er wuste Ambrogios Sohn sei verschollen, völlig überzeugt, daß Nicuola sich als Mann gekleidet habe und sprach zu Paolo: Nicuola, wenn ich nicht wüste wer du bist, so versichere ich dich, daß es dir übel ergehen sollte. Dann wandte er sich zu Catella und befahl ihr hinaufzugehen, Nicuolen aber unten zu laßen: er werde eine beßere Gesellschaft für sie abgeben. Catella entfernte sich und schätzte sich glücklich, noch so davon gekommen zu sein, da sie der Vater weder geschlagen noch gescholten hatte; aber sie wuste es sich gar nicht zu erklären, warum er ihren Geliebten Nicuola nenne. Paolo seinerseits fürchtete, der Alte beabsichtige ihm zu thun wie Er seiner Tochter gethan hatte und sprach bei sich selbst: Dieser thörichte Alte möchte wohl gern auf Holzwegen wandeln, aber er wird übel ankommen. Als sich Catella entfernt hatte, hub Gerardo an: Meine süße Nicuola, was ist das für eine Tracht, in der ich dich erblicke? Wie erlaubt es dein Vater, daß du so allein gehen darfst? Sage mir doch was du hier gewollt hast? Kamst du vielleicht zu sehen wie ich das Haus in Ordnung halte und wie ich lebe? Erst vor zwei Tagen sprach ich mit deinem Vater, da er just nach Esi zurückkam, und als ich ihn bat, sich zu entscheiden ob er mir deine Hand zusagen wolle oder nicht, sagte er, er werde darüber nächstens mit mir sprechen. Ich versichere dich, du sollst es gut bei mir haben: das ganze Haus soll unter deinen Befehlen stehen.

Während dieser Anrede des Alten dachte Paolo bei sich selbst: Sonderbar, das ist nun das zweite Mal, daß ich mit einem Andern verwechselt werde. Die Tochter dieses Alten hält mich für ihren Geliebten, Namens Romulo, und Er denkt, ich sei meine Schwester. Aber wenigstens ist seine Tochter nicht ganz im Irrthum. Gerardo wiederholte ein Mal über das andere: Nicuola, du antwortest mir nichts? Sage mir was du beschließest, so will

ich für das Uebrige sorgen. Hiemit wollte er sie küssen, aber Paolo stieß ihn zurück und sprach: Wenn ihr etwas von mir wollt, so sprecht mit meinem Vater und laßt mich gehen, denn ich weiß selbst nicht wie ich hieher gekommen bin. Der Alte, der ihn noch immer für Nicuola hielt, entgegnete: Wohlan denn, so geh, ich werde mit deinem Vater sprechen und schon Alles ins Reine bringen.

Paolo entfernte sich und begab sich sofort in das Haus seines Vaters, wo er den Lattantio antraf, der bereits um Nicuolen angehalten, welche ihm Ambrogio, der ihn als einen reichen und edeln Jüngling kannte, auch sofort zugesagt hatte. Als Paolo in das Haus trat, meinte Lattantio bei seinem Anblick zu erstarren, und hätt Ambrogio nicht in demselben Augenblicke seine Hand in die seiner Tochter gelegt, so würd er geschworen haben, es sei Nicuola. Es ist unmöglich, die grenzenlose Freude zu beschreiben, die den Ambrogio bei der unerwarteten Zurückkunft des längst todt geglaubten Sohnes beglückte, und seine Wonne war um so lauterer als er nicht bloß ihn wieder gewonnen, sondern auch die Tochter ehrenvoll vermählt hatte. Die Liebkosungen und Freudenbezeugungen des glücklichen Doppelpaars wollten nicht enden. Als die Abendmalzeit aufgetragen ward, kam noch Gerardo hinzu. Als er Nicuolen mit Lattantio scherzen und den Paolo, den er für Nicuola gehalten hatte, mit dem Vater sprechen sah, sprach er wie außer sich: Gott steh mir bei! Ich weiß nicht ob ich träume oder was mit mir vorgeht. Er faltete die Hände und blieb eine Weile vor Verwunderung stehen. Paolo, dem Catellens süße Küsse das gröste Vergnügen gewährt hatten, bat seinen Vater, daß er ihm die Gnade erweise, ihn mit Gerardos Tochter zu vermählen. Ambrogio, dem diese Verschwägerung sehr vortheilhaft schien, erklärte hierauf dem Gerardo, daß er seine Nicuola dem Lattantio zur Ehe gegeben, und bat ihn, Catellen mit seinem Sohne Paolo zu vermählen, so daß auch dieses zweite Bündniß sogleich zu Stande kam, und Ambrogio die Freude hatte, den Sohn gegen alle Erwartung reich und gut versorgt wiederzufinden

und zugleich die Tochter glücklich vermählt zu sehen. Paolo ließ seine Dienerschaft und sein Gepäcke aus dem Gasthause abholen, behielt einige der Diener für sich und befriedigte die Uebrigen, welche er verabschiedete, vollkommen. Alle waren voller Freuden außer Gerardo, der Nicuolen zu besitzen gewünscht hatte; indes beruhigte er sich zuletzt. Die beiden Liebenden lebten mit ihren Frauen noch lange Jahre glücklich und zufrieden.

---

3. Zur Sagenvergleichung.

Wir nehmen diese Stücke, die beiden Veroneser und Was ihr wollt, hier zusammen, weil die Novelle Bandellos, welcher Shakspeare in Was ihr wollt folgte, dem Spanier Montemayor den Stoff zu einer Episode seines Schäferromans von der verliebten Diana geliehen hat, welche wiederum von Shakspeare in den beiden Veronesern benutzt wurde, so daß Bandellos Novelle als Grundlage zweier Stücke Shakspeares zu betrachten ist.

Bandellos Novellen waren schon 1554 erschienen: Montemayors Diana, die 1560 in sieben Büchern gedruckt ward, konnte also die Erzählung des Italieners benutzt haben. Daß und wie dieß geschehen ist wird dem Leser die eigene Vergleichung der Felismene (XII) mit Bandellos Novelle (XIII) ergeben. Wie es scheint, beabsichtigte Montemayor sich seinem Vorbilde noch näher anzuschließen als es geschehen ist, wenigstens deutet die Einleitung der Erzählung Felismenens darauf, daß ihr Zwillingsbruder, dessen Name uns nicht genannt wird, die übelangebrachte Leidenschaft Celiens für die unter dem Namen Valerio verkleidete Felismene befriedigen sollte wie Paolo bei Bandello Catellen entschädigt. Zwar läßt Montemayor Celien in Verzweiflung über die Unempfindlichkeit des Pagen sterben; aber vielleicht hatte er dabei eine andere Novelle Bandellos (Vgl. X. zu Viel Lärmens um Nichts) im Sinn und wollte sie wie Fenicien wieder aufleben laßen und dann mit dem Zwillingsbruder Felismenens vereinigen. Allerdings gedenkt Montemayor der Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister nicht; vermuthlich aber wollt er aus Gründen nicht zu früh darauf hinweisen: auch wird sie ja schon stillschwei-

gend bei Zwillingen vorausgesetzt. Montemayors Diana ward zuerst von dem Arzt Alonso Perez von Salamanca (1564) und dann von Gil Polo (1574) fortgesetzt, welchem letztern Cervantes noch größere Lobsprüche ertheilt als dem Montemayor selbst. Keiner von diesen Fortsetzern hat aber die Intention Montemayors aufgegriffen, Celia bleibt todt und Felismenens Bruder erfüllt die Bestimmung nicht, um derentwillen Montemayor ihn eingeführt zu haben scheint.

Wenn Montemayor hienach durch seinen frühen Tod genöthigt ward, dem Leser einen wichtigen Theil der Erfindung Bandellos vorzuenthalten, so gieng Shakspeare (der wohl schwerlich die erst im November 1598 im Druck erschienene vollständige englische Uebersetzung Montemayors anders als in der Handschrift benutzt haben wird, da selbst Malone die beiden Veroneser ins Jahr 1595 setzt) in diesem Lustspiel noch weiter, indem er zwar die Geschichte Felismenens (Juliens) von dem Briefe des Don Felis (Proteus) und ihrem Streit mit dem Kammermädchen an bis zu der Untreue des Felis (dem Felismene als Page verkleidet dient und für ihren Geliebten und Herrn um eine Andere wirbt) nach Montemayors Episode wiedergiebt, dagegen aber noch mehr von der Erzählung Bandellos unterdrückt, da Silvia (Celia, Catella), deren Herz schon für Valentin eingenommen ist, sich nicht in den Pagen verliebt. Aber gerade der hier unterdrückte Theil der Novelle Bandellos ist es, welcher den Hauptgegenstand seines spätern Was ihr wollt ausmacht, wogegen hier der erste Theil von Bandellos Erzählung mangelt, indem wir von der frühern Liebe des Herzogs zu Viola nichts erfahren. Bei dem schon an sich ungerechten Tadel, womit die englischen Kritiker den Dichter wegen dieses Verschweigens belegen, sollte wohl auch in Betracht kommen, daß Shakspeare sich zu wiederholen vermeiden muste.

1) In den beiden Veronesern hat Shakspeare die Episode Montemayors mit einer andern davon völlig verschiedenen Handlung höchst kunstreich zu verbinden gewust, indem Proteus, da er seiner Geliebten untreu wird, zugleich an einem Freunde

Verrath übt. Das Verhältniß der beiden Freunde zu einander und zu Silvia, die schon in seinem Namen angedeutete Wandelbarkeit des Proteus, der einer unerwiederten Neigung willen den Freund hintergeht, im Gegensatze mit der großmüthigen Treue Valentins, der selbst dem als treulos erkannten Freunde seine zärtlichst erwiederte Liebe noch zum Opfer bringen will, bildet den Hauptgegenstand dieses Lustspiels, welchem die Liebe Juliens zu Proteus nur zur episodischen Nebenhandlung dient. Die Quelle, welcher Shakspeare jenes Hauptthema entlehnte, war vermuthlich eine der zahlreichen Behandlungen der Freundschaftssage, die in ihrer deutschen Gestaltung immer die Collision der Freundschaft mit der Liebe zum Gegenstand hat. Welche derselben ihm zunächst vorschwebte, können wir nicht entscheiden, da die Quelle dieses Theils seines Lustspiels noch nicht entdeckt ist. Tieck vermuthet sie (Deutsches Theater I. S. XXVII) ohne gewichtige Gründe in einem ältern englischen Schauspiel, wovon sich in einer altdeutschen Tragödie von „Julie und Hypolito" eine Nachahmung erhalten haben soll. Es könnte auch sein, daß Shakspeare hiebei keinem bestimmten Vorbilde gefolgt wäre und nur aus seiner allgemeinen Bekanntschaft mit diesem Ideenkreise angehörigen Dichtungen und Volksbüchern, noch mehr aber aus seinem eigenen Busen, geschöpft hätte; indessen erinnert der Anfang des Lustspiels, wo Valentin an den Hof des Kaisers ziehen will (wofür freilich nachher immer der Herzog von Mailand genannt wird) und sich dann in die Tochter seines Herrn verliebt, sehr bestimmt an Amicus und Amelius, eine der berühmtesten Freundschaftssagen, die vielleicht der von Shakspeare benutzten Novelle zum Grunde lag. Ich habe sie in meinem Armen Heinrich (Berlin 1830) S. 57—76 nach den bewährtesten Quellen mitgetheilt. Die Rolle des falschen Harderich, an dessen Stelle zuerst Thurio steht, führt aber hier Proteus weiter, bei dem von nun an die Liebe über die Freundschaft siegt, während Valentin nicht aufhört, sich als das Muster aller Freunde zu betragen. Vermuthlich hat Tieck in seinem zweiten Theil des Dichterlebens (Novellenkranz

auf das Jahr 1831) besonders an dieses Lustspiel gedacht, da er den Dichter mit seinem Freunde Southampton eben so Schmerzliches erleben läßt, als dem Valentin dort mit Proteus begegnet. Wohl mochte Shakspeare in den beiden Veronesern Erlebtes dargestellt haben; die Dichtung dieses Lustspiels fällt aber in eine frühere Periode als das Erlebniß mit dem Grafen. Wie sehr indes Shakspeare in dem Gedanken- und Gefühlskreise der Freundschaft heimisch war, beweist sein herrlicher Kaufmann von Venedig, der uns für das Schönste gilt was je von Freunden gedichtet worden.

Malone gedenkt in einer Note zu Was ihr wollt einer 1563 erschienenen Ekloge des Barnaby Googe und vermuthet, daß sie Shakspeare in diesem Stücke benutzt habe. Allein dieß ist nicht viel mehr als eine versificierte Nachahmung der Episode Montemayors, wie man aus den Versen:

He had a page, Valerio named,
Whom so much he did truste *etc.*

deutlich ersieht, denn Felismene nannte sich als Don Felis Page Valerio. In Was ihr wollt hielt sich aber Shakspeare mehr an die Novelle Bandellos.

Wie schon Steevens und später Dunlop (III. 219) bemerkten, hat denjenigen Scenen der beiden Veroneser, wo Valentin sich mit den Räubern verbindet und ihr Anführer wird, eine Stelle in Sidneys Arcadia zum Vorbild gedient, wo dem Pyrocles ein Gleiches begegnet. Die Aehnlichkeit schien uns indessen nicht erheblich genug, um noch einen zweiten Abschnitt dieses Schäferromans aus dem Zusammenhang zu reißen, wozu wir bei König Lear wichtigere Veranlaßung haben werden.

2) Unsere Novelle des Bandello (II. 36) lernte Shakspeare nach der gemeinen Meinung seiner englischen Erklärer aus einer wieder verloren gegangenen englischen Bearbeitung der siebenten Erzählung im vierten Buch von Belleforests Histoires tragiques extraites des oeuvres du Bandel, kennen. Die Existenz

einer solchen ist aber wieder nicht nachzuweisen. Wenn Dunlop II. 464 vermuthet, Bandello habe aus Cinthios achter Novelle der fünften Decade geschöpft und III. 171 hinzufügt, auch Montemayor habe nächst unserer Novelle Bandellos jene des Cinthio benutzt, so muß man dagegen einwenden, daß Cinthios Hecatommithi, wenn auch früher als Bandellos Novellen geschrieben, doch später im Druck erschien, und daß sich in Montemayors episodischer Erzählung Felismenens nicht die geringste Spur einer Bekanntschaft mit Cinthios Novelle verräth. Wohl aber möchte Shakspeare dieselbe gekannt und benutzt haben. Diese Novelle, deren Verwickelung ebenfalls auf der Aehnlichkeit zweier Zwillingsgeschwister beruht, spielt wie Was ihr wollt in Illyrien und beginnt mit einem Schiffbruch, in welchem ein aus Neapel flüchtiger Edelmann und seine Frau von einander und von ihren beiden Kindern getrennt werden. Nachher ereignen sich mit den letztern, welche sich bald in Frauen- bald in Mannestracht kleiden, ähnliche Verwechselungen wie die bei Bandello und Shakspeare. Der Schiffbruch in dieser Einleitung der Novelle Cinthios dauchte Shakspearen mit Recht ein geschickteres und poetischeres Vehikel, die Trennung der beiden Geschwister herbeizuführen, als die Einnahme Roms bei Bandello. Auffallend ist es aber, daß er auch in den Irrungen, einem frühern, nach Plautus bearbeiteten Stücke, einen Schiffbruch zum Mittel gebraucht hat um die ähnlichen Zwillingsbrüder von einander und von ihren Eltern zu trennen. Wir haben indes Cinthios Novelle dieser geringfügigen Aehnlichkeit wegen nicht mittheilen wollen, da Shakspeare sich in allem Uebrigen ganz an Bandello gehalten hat und nur noch Antonios Mißgriff, da er von Violen den Beutel zurückfordert, den er dem Sebastian gegeben hat, eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Momente in Cinthios Novelle darbietet, wo der Veloneser seinen entlaufenen Pflegesohn in dessen verkleideter Schwester zu erkennen glaubt und diese zur Haft bringen läßt. Was Bandellos Novelle betrifft, so wird man über die Freiheit der italienischen Sitten erschrecken, die einem Bischof, denn das war Bandello seit 1550,

solche Schilderungen erlaubte wie die, welche wir S. 150 unterdrückt haben. Davon abgesehen hat aber die reiche Erfindung der Novelle große Verdienste, obgleich die Darstellung mangelhaft und der erste lange Besuch der verkleideten Nicuola bei Frau Pippa völlig müßig ist.

Wenig scheint Shakspeare der Novelle des Barnabe Riche: Apolonius und Silla, welche Delius auszieht und Payne Collier als Shakspeares Quelle in seiner Shakespeares Library abdrucken ließ, entnommen zu haben. Doch ist Apolonius Herzog wie Orsino bei Shakspeare, Julina seine Geliebte Wittwe wie Olivia ihren Bruder betrauert; im Uebrigen geht offenbar auch Riche von Bandellos Novelle oder einer ähnlichen Erzählung aus. Der Name Silvio, den bei Riche sowohl Viola als ihr Bruder Sebastian führt, kehrt in den beiden Veronesern als Silvia wieder, aber nicht bei der entsprechenden Person. Ueber die beiden italienischen Lustspiele, die Inganni und die Ingannati, welche Shakspeare außerdem noch benutzt haben mag, findet man nähere Auskunft Blätter für lit. Unterhaltung 1842 Nr. 34.

Eine epische Grundlage ist der Novelle nicht ganz abzusprechen, obgleich sie nicht gleich in die Augen fällt. Der Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister nicht zu gedenken, ist Lattantios Vergeßen Nicuolens ein ganz sagenhafter Zug, der in Märchen und Volksdichtungen unendlich oft wiederkehrt, wobei wir nur an Sigurd und K. Duschmanta erinnern. Meistens wird in der Sage ein solches Vergeßen, wenn nicht durch einen Kuss durch einen Trank bewirkt, welcher hier fehlt, den aber Montemayor mit umgekehrter Wirkung wieder eingeführt hat, indem Don Felis durch einen Zaubertrank von der Leidenschaft zu Celien geheilt und seiner Felismene zurückgegeben wird. Derselbe Trank kann aber wie in Montemayors Diana auch letheisch wirken, wie ja auch Don Felis nur Celiens zu vergeßen braucht um sich Felismenens wieder zu erinnern. Der häufige Gebrauch, welcher in der Diana von diesem Trank gemacht wird, erinnert lebhaft an Shakspeares Sommernachtstraum, wo der auf die Augenlieder des Schla-

fenden geträufelte Saft einer Blume in das erste Wesen verliebt macht, das dem Erwachenden ins Auge fällt, auf welcher Bezauberung die ganze Mechanik des Lustspiels beruht. Viel stärker klingen aber die deutschen und italienischen Märchen hier an, wo die vergeßene Braut den verschwundenen Geliebten wieder aufzusuchen die Welt durchmißt und bei Sonne, Mond und Sternen nach ihm fragt, wie Felismenen auferlegt ward von Land zu Land zu schweifen bis sie den ungetreuen Don Felis gefunden habe. So sucht auch im Malegis, M. Volksbücher XII, 245 ff., Oriande nach dem Geliebten bis sie endlich am Grabe des h. Patricius in dessen Fegefeuer Auskunft über ihn erhält, was an die aus der Unterwelt zu erholenden Orakelsprüche, deren früher gedacht wurde, erinnert. Es braucht kaum angemerkt zu werden, daß Freyjas oder Holdas Suchen nach dem verschwundenen Gemahl, dem sie goldene Thränen nachweint, hier zu Grunde liegt. Vgl. Handb. der d. Mythologie S. 197 (§. 73) S. 370 (§. 114).

Auch der Entschluß Nicuolens, bei dem untreuen Geliebten als Page verkleidet Dienste zu nehmen, begegnet nicht selten in Märchen in genauer Verbindung mit jenem Vergeßen. In dem deutschen Märchen von den zwölf Jägern (Grimm I. Nr. 67) tritt die vergeßene Braut des Königssohns mit eilf andern Mädchen als Jäger verkleidet in dessen Dienst: „Nun geschah es, daß sie auf der Jagd waren und die Nachricht kam, die neue Braut des Königssohns wär im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, that es ihr so weh, daß es ihr fast das Herz abstieß und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte, seinem lieben Jäger sei etwas begegnet, lief hinzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handschuh aus. Da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und wie er ihr recht ins Gesicht sah, erkannte er sie." Ganz so fällt in den beiden Veronesern Julie in Ohnmacht als der großmüthige Valentin sich erbietet, dem Proteus, dem sie als Page dient, Silvien abzutreten. Als sie befragt wird was ihr fehle, spricht sie von dem Ringe, den Proteus sie beauftragt hatte, Silvien zu geben, zeigt

aber statt dessen jenen andern, den ihr einst Proteus geschenkt hatte. Da Proteus diesen Ring erblickt, erkennt er sie, wird von ihrer Treue gerührt und wendet ihr sein Herz wieder zu, so daß diese Episode des Lustspiels ganz wie das Märchen schließt. Weder bei Bandello noch bei Montemayor fand Shakspeare diesen Schluß, und es wäre höchst wunderbar, wenn er ohne das Märchen zu kennen den alten Ausgang der Geschichte wieder neu erfunden hätte. Wahrscheinlicher ist aber, daß sowohl ihm als dem Bandello dieß Märchen bekannt war, und wie dieser von ihm ausgieng, jener zu ihm zurückkehrte. Schwerer würde es sein, dem Bandello die Quelle des Zuges nachzuweisen, daß die neue Geliebte des untreuen Liebhabers sich in die verkleidete erste Braut ihres Anbeters vergafft und durch den Zwillingsbruder des verkleideten Mädchens entschädigt wird. In den beiden Veronesern ließ aber Shakspeare diese Erfindung Bandellos weg und daher kommt es, daß die Geschichte von Proteus und Julien in diesem Lustspiel dem Märchen so täuschend ähnlich sieht.

Bei Montemayor haben auch die drei Nymphen der Diana, welchen Felismene ihre Geschichte erzählt, und welche sich dann ihrer annehmen, die ursprünglich mythische Natur noch nicht ganz abgestreift: sie waren wohl mit den drei Schwestern der deutschen, den **tria fata** der keltischen Mythologie ursprünglich identisch. Eine jener drei Nymphen, Dorida, bringt am Schluß den Zaubertrank herbei, der dem bethörten Felis Leben und Gedächtniß wiedergiebt. Vielleicht war sie die zu Grunde liegende Göttin, die sich in jenen Nymphen nur verdreifachte; neben ihr erscheint aber noch Felicia, die wir der deutschen Frau Saelde vergleichen dürfen, die als „Felicia Sibyllenkind" im Wartburgkrieg vorkommt (vgl. auch Handb. der d. Myth. 286 §. 90) und neben ihr Juno, für die bei Montemayor Diana eintritt. Wenn aber im Wartburgkrieg Juno, Felicia und Sibylle an jene drei Schwestern erinnern könnten, von denen in unserm Auszug aus Montemayor nur eine (Dorida) mit Namen genannt wird (die beiden andern heißen Cintia und Polidora), so tritt hier Felicia neben ihnen als ihre Gebieterin auf, und zwar in

dem Tempel der Diana, die wohl nur wieder die zu Grunde liegende, in jenen dreien vervielfältigte Göttin bedeuten wird, die bald Venus, bald Juno, bald Diana genannt ist. Juno und Felicia Sibyllenkind erscheinen im Wartburgkrieg im hohlen Berge, also in der Unterwelt, die, wie wir wißen, Orakelsprüche zu spenden pflegte. Erst jetzt erklärt sich aber der Name Sibyllenkind, seit wir aus Hrn. v. Reumonts Aufsatz: „Der Venusberg in Italien" (Beil. zur Allg. Zeitung 1870 Nr. 100) wißen, daß die dem deutschen Venusberg entsprechenden Berge von Norcia Sibyllenberge heißen.

XIV.

Zu

Pericles Fürst von Tyrus.

1. Gesta Romanorum 1497. cap. 153.
2. Ein schöne Historn, vom König Appolonius, wie er von seinem Lande vertrieben, Schiffbruch und mancherlei unglück erlitten, und doch endlich durch Glück wider in sein Landt kommen ist. 1556.

1. Apollonius von Tyrus.

König Antiochus regierte in Antiochia, welche Stadt von ihm den Namen hat, und zeugte mit seiner Gemahlin eine Tochter von wunderlieblicher Gestalt, welche, da sie ihre mannbaren Jahre erreicht und an Schönheit immer zugenommen hatte, von vielen Prinzen königlichen Geblüts unter Anerbietung unschätzbarer Morgengabe zur Ehe begehrt wurde. Während aber der Vater mit sich zu Rathe gieng, welchem er seine Tochter am Liebsten zum Weibe geben wolle, weiß ich nicht von welchen unnatürlichen Gelüsten und scharfen Flammen er entzündet ward seine Tochter mehr zu lieben als einem Vater geziemt; jedoch loderte diese sträfliche Begierde so mächtig in ihm auf, daß sie mit der Scham in einen harten Kampf gerieth, in welchem die Begierde den Sieg davon trug.

Eines Tages trat er in die Kammer seiner Tochter und befahl ihrer Dienerschaft, sich zu entfernen, indem er eine geheime Unterredung mit ihr zu haben wünsche. Als er sich hierauf mit ihr allein befand, reizte ihn die Wuth seiner Begierde so kräftig, der Tochter Gewalt anzuthun, daß sie dem bösen Willen des Vaters nicht widerstehen konnte, sondern gezwungen ward ihm zu willfahren.

Als sie wieder allein war und ihrer That nachdachte, trat ihre Meisterin ein und fand sie mit weinenden Augen. Warum, meine Theure, frug sie, trauerst du so? O Allerliebste, versetzte die junge Königin, in dieser Stunde sind zwei edle Namen von mir entwichen. Welche meinst du? frug die Meisterin. Keuschheit, versetzte die Königin, und kindliche Liebe, die ich beide verloren hab eh ich einem Gemahl getraut bin. Da gerieth die

Meisterin außer sich vor Schrecken und frug zitternd: Und welcher Teufel war so verwegen, dein königliches Bette zu schänden? Die Gottlosigkeit, entgegnete die Königstochter. Und warum entdeckst du es nicht deinem Vater? frug die Meisterin wieder. Wenn du mich recht verstehen kannst, versetzte die junge Königin, so ist der väterliche Name an mir zu Schanden geworden; mir bleibt keine andere Hülfe als der Tod. Da die Meisterin dieß hörte und sah wie ihr Pflegling im Bewustsein der begangenen Sünde sich selbst zu tödten begehre, bestrebte sie sich ihr Trost zuzusprechen um sie vor Selbstmord zu bewahren.

Der gottlose König bemühte sich indes vor seinem Hofgesinde den zärtlichen Vater gegen die Tochter zu spielen, damit sein öfteres Aus- und Eingehen zu ihr keinen Argwohn errege. Während er ihr aber zwischen seinen vier Pfählen heimlich einen Gemahl verschafft hatte, sann er auf eine neue Bosheit, womit er die Freier seiner Tochter vertreiben möchte, um selbst ihres ungestörten Besitzes genießen zu können. Er ließ daher bekannt machen, Wer seine Tochter zum Gemahl begehre, der müße zum Beweise, daß er Weisheit und Einsicht genug besitze um dereinst nach seinem Tode sein Nachfolger im Reiche zu werden, ein Räthsel lösen, das er ihm vorlegen werde; wer sich aber dessen unterfange und die Lösung nicht finde, des Haupt sei dem Schwerte verfallen. Dieß ließ er mit großen Buchstaben ans Thor schreiben.

Die unerhörte Schönheit der Prinzessin verleitete viele stolze Fürsten und Königssöhne um sie zu werben; wenn sie aber auch durch ihre Weisheit die Lösung des Räthsels fanden, ließ ihnen der König, als hätten sie den rechten Sinn verfehlt, das Haupt abschlagen und auf die Zinnen der Thore stecken, damit die ankommenden Freier das Bild des Todes erblickten und von Furcht ergriffen, von der Werbung abständen.

Während er diese Grausamkeiten verübte, erhub sich ein Jüngling, Apollonius geheißen, ein gewaltiger König von Tyrus und Sidon, dem viel Kunst und Wißenschaft von seinen weisen Meistern überliefert worden. Ohne Ahnung von der Bosheit und

Treulosigkeit des Antiochus, fuhr er über Meer nach Antiochia, trat hinein zu dem Könige, grüßte ihn und warb um seine Tochter. Als der König hörte was er nicht zu hören wünschte, sah er den Jüngling an und frug: Kennst du nicht die Bedingungen der Werbung? Ich kenne sie und las sie an der Pforte, gab Apollonius zur Antwort. Wohlan denn, sprach der König zornig, so vernimm das Räthsel und lös es, wenn dir dein Leben lieb ist:

Vom Fleisch der Mutter speis ich mich
Mir selber Mutter sicherlich;
Mein Vater ist zugleich mein Sohn
Und buhlt um meinen Minnelohn.
Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib;
Doch wie er kose meinen Leib,
Noch stellt sich nicht der Bruder ein,
Der Sohn mir würd und Enkel sein.

Der Jüngling vernahm die Frage des Königs und gieng eine Weile bei Seite, sich zu bedenken: sein Scharfsinn und die Gnade Gottes standen ihm bei, daß er die wahre Auslegung fand; darauf trat er zu dem Könige und sprach: Großer König, du gabst mir das Räthsel; vernimm nun die Lösung: Vater, Mann und Sohn in einer Gestalt und Mutter, Tochter und Weib in der andern, deutet auf eine Todsünde, deren Urheber ich aus Schonung zu nennen vermeide; willst du aber, daß ich deutlicher sprechen soll, so bin ich auch dazu bereit.

Als der König die Lösung des Räthsels vernahm und fürchtete, der Jüngling werde seine Schande kund machen, sah er ihn mit zornglühenden Blicken an und sprach: O wie weit ist deine Auslegung von der Wahrheit! Du bist auf ganz falscher Spur und hast das Leben verwirkt; doch will ich dir noch dreißig Tage Bedenkzeit geben. Kehr in deine Heimat zurück, und wenn du dann die rechte Auslegung gefunden hast, so komm wieder hieher und ich gebe dir meine Tochter zur Ehe; wo nicht, so fällt dein Haupt unterm Schwerte.

Ueber diese Worte bestürzt gieng Apollonius mit seinem Gefolge zurück nach dem Schiffe und segelte heim nach Tyrus. Aber kaum war er abgefahren, so berief Antiochus seinen Hofmeister Thaliarchus und sprach zu ihm: O getreuer Thaliarchus, einziger Vertrauter meines Herzens und meiner geheimsten Gedanken, wiße, daß Apollonius von Tyrus die Lösung meines Räthsels gefunden hat. Besteig also schleunigst ein Schiff, verfolge ihn so lange bis du ihn findest, und richte ihn mit Schwert oder Gift vom Leben zum Tode. Wenn du zurückkehrst, sollst du reichlichen Lohn empfangen. Thaliarchus gehorchte, bemannte ein Schiff, versah sich mit Gold und großem Gut und fuhr nach der Heimat des Jünglings.

Apollonius kam aber früher an, gieng in sein Haus, erschloß einen Schrein und schlug alle seine Bücher nach, konnte aber keine andere Auslegung finden als die er dem Könige gesagt hatte. Da sprach er zu sich selbst: Der König brennt in unkeuscher Liebe zu seiner Tochter; ich habe sein Räthsel gelöst und doch den Lohn nicht erhalten: er wird mir vielmehr nach dem Leben stehen, weil ich seine Schande durchschaute. Darum beßer vor ihm geflohen als gestorben. Er ließ also seine Schiffe bereiten und mit hunderttausend Malter Korns beladen; auch nahm er große Schätze an Gold, Silber und kostbaren Gewändern mit und fuhr mit wenigen seiner getreusten Diener in der dritten Stunde der Nacht aus Tyrus der offenen See entgegen.

Am andern Morgen ward er von seinen Bürgern gesucht und nirgend gefunden; allgemeine Klage erscholl über das Land, weil der geliebte Fürst und Gebieter verschwunden war. Die ganze Stadt ergriff Unmuth und Verzweiflung, denn die Tyrier hatten ihn so sehr geliebt, daß sie ein Verbot ausgehen ließen, daß Niemand sich den Bart scheren solle; die öffentlichen Schauspiele wurden eingestellt, die Bäder geschloßen, Niemand betrat die Tempel und die Tabernen.

Während dieser Landestrauer kam Thaliarchus, den Antiochus gesandt hatte den jungen Fürsten zu tödten, in Tyrus an,

und da er Alles geschloßen fand, fragte er einen Jüngling, der ihm begegnete: Warum ist die Stadt in solches Leid versetzt und alle Freude von dem Volke gewichen? Der Jüngling antwortete: Weist du das nicht was Jedermann kund ist? Unser König Apollonius, der von Antiochien zurückgekommen war, ist plötzlich verschwunden und Niemand kann sagen ob er todt oder lebendig sei. Als Thaliarchus dieß hörte, ward er wohlgemuth, bestieg sein Schiff, fuhr nach Antiochia heim und trat fröhlich vor den König: Freue dich, sprach er, o Herr, denn Apollonius ist aus Furcht vor dir aus seinem Lande geflohen und Niemand weiß wo er sei. Da sprach der König: Er mag wohl fliehen, aber nicht entrinnen. — Darum ließ er öffentlich ausrufen: Wer den Apollonius von Tyrus, der Se. Majestät beleidigt und das Leben verwirkt habe, ihm gefänglich ausliefere, der solle funfzig Pfund Goldes haben; wer ihm aber sein Haupt bringe, dem verheiße er die doppelte Summe. Da wurden nicht nur seine Feinde, sondern auch die Freunde, die er vormals gehabt hatte, durch Goldgier gereizt, ihm nach dem Leben zu trachten. König Antiochus ließ ganze Flotten ausrüsten, den Jüngling zu verfolgen so weit das Meer Schiffe tragen möchte. Da ward nach ihm gesucht auf dem Meer, auf dem Land, in Wäldern und Bergen und in allen heimlichen Höhlen und Schlüften; doch nirgend fand man ihn.

Eh aber noch die Flotte des Antiochus ins Meer lief, landete Apollonius bei der Stadt Tharsus und als er im Hafen auf- und abgieng, begegnete ihm einer seiner Bürger aus Tyrus, mit Namen Elinatus, der in derselben Stunde in den Hafen von Tharsus gesegelt war. Dieser trat zu ihm und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius. Apollonius aber that wie die Mächtigen gewöhnlich gegen die Geringen und verschmähte seinen Gruß. Das erzürnte den alten Elinatus, er grüßte ihn abermals und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius, und grüße mich wieder, verachte mein Alter und meine Armut nicht, denn Rechtschaffenheit zieren sie. Wüstest du was ich weiß, du würdest mehr auf deiner Hut sein. Da sprach Apollonius: So sage mir was du

weist. Du bist in der Acht, antwortete Elinatus. Wer hat Gewalt, antwortete Apollonius, einen König in die Acht zu thun? König Antiochus, fuhr Elinatus fort, hat einen Preis auf dein Haupt gesetzt, weil du sein Tochtermann werden wolltest. Und wie hoch ist der Preis? frug Apollonius. Wer dich ihm lebendig ausliefert, sprach jener, dem verheißt er funfzig Pfund Goldes zum Lohne, und das Doppelte ist auf dein Haupt gesetzt: deshalb warn ich dich, auf deine Sicherheit bedacht zu sein. Mit diesen Worten wollt er von ihm scheiden; aber Apollonius rief ihn zurück und gebot ihm zu folgen: er woll ihm hundert Pfund Goldes geben, die er durch seine Warnung an ihm verdient habe. Wo nicht, so solle er ihm das Haupt abschlagen und den König damit erfreuen: dann hab er wieder hundert Pfund Goldes und keine Schuld, da er selbst ihn bitte, dem König Antiochus diese große Freude zu machen. Da antwortete der Greis: Das wende Gott, daß ich jemals um solcher Ursache willen Gold nehmen sollte: unter guten Menschen läßt sich rechte Liebe und Freundschaft mit Gold und Silber nicht erkaufen. Ich habe dich gewarnt aus Treue und Zuneigung und nicht um Gaben; damit scheid ich von dir.

Mit traurigem Herzen gieng Apollonius noch immer am Ufer hin und her, als er einen Menschen in großem Unmuth auf sich zu kommen sah, den er wohl erkannte; sein Name war Stranguilio. Als er in seine Nähe gelangte, grüßte ihn Apollonius. Stranguilio antwortete: Sei gegrüßt, König Apollonius: welcher Kummer hält dich hier in dieser traurigen Oede? Ich bin geächtet, gab er zur Antwort, und landflüchtig vor König Antiochus und möcht in eurer Stadt eine Zuflucht suchen, wenn ihr sie gewähren könnt. O mein Herr Apollonius, antwortete Stranguilio, diese Stadt ist die allerärmste von der Welt und mag dich nicht nach königlichen Ehren erhalten: denn wir leiden große Hungersnoth, Mißwachs und Theurung; die Bürger selbst verzweifeln an Rath und Hoffnung und haben den grausamsten Tod vor Augen.

Da sprach Apollonius: So danket Gott, der mich Landflüchtigen an eure Küste führte: denn wollt ihr mich hier verborgen halten, so geb ich euern Bürgern hunderttausend Malter Korns zur Steuer ihres Hungers. Als Stranguilio dieß hörte, warf er sich zur Erde vor ihm und sprach: Mein König Apollonius, wenn du der Hungersnoth dieser Stadt zu Hülfe kommst, so wollen wir nicht allein deine Flucht verborgen halten, sondern im Nothfall für dich streiten bis in den Tod. Darauf bestieg Apollonius die Bühne auf offenem Markt und sprach zu der versammelten Volksmenge: Ihr Bürger von Tharsus, die der Miswachs drückt und aufreibt, vernehmt meinen Rath: ich bin Apollonius, der Beherscher von Tyrus, der bei euch Zuflucht und Sicherheit sucht, denn die Bosheit des Königs Antiochus vertreibt und verfolgt mich: wollt ihr meine Flucht verhehlen und mein Leben schützen, so geb ich euch hunderttausend Malter Korns für den Preis, den sie in meinem Lande kosteten, das Malter zu acht Schilling.

Als die Bürger hörten, daß sie das Korn so wohlfeil kaufen sollten, wurden sie wohlgemuth, verhießen ihm Schutz und Sicherheit und sagten ihm tausend Dank. Sofort ließ er Jedermänniglich das Korn nach seiner Nothdurft zumeßen, und die Bürger zahlten ihm williglich und mit Freuden ein Jeder nach dem Maße, das ihm gemeßen worden.

Als aber das Korn ausgegeben war, gedachte Apollonius, daß Kaufmannschaft und königliche Würde nicht zusammen stimmten und wollte lieber milder Geber als Verkäufer heißen. Er berief also von Neuem das Volk und schenkte ihm das Geld, das er für das Korn empfangen hatte. Durch so viel Wohlthaten wurden ihm die Bürger zu Lieb und Dank entzündet und ließen ihm eine Säule auf offenem Markt errichten, und darauf stand sein Bild, wie er mit der rechten Hand das Korn austheilte und mit dem linken Fuß das Geld von sich stieß. Und an dem Fuß der Säule las man die Inschrift: Die Stadt Tharsus dem Apollonius von Tyrus zum ewigen Gedächtniß seiner Milde, die sie vom grimmen Tod erlöste.

Nicht lange darauf gieng Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades insgeheim zu Apollonius und sprach also: Herr, wir fürchten, du liegst zu lang an einem Ort und könntest leicht ausgekundschaftet werden: wir rathen dir, dich eine Zeitlang hinwegzubegeben um die Späher zu täuschen, und dann wiederzukommen wenn sie dich anderswo suchen. Apollonius folgte ihrem Rath, ließ seine Schiffe bereiten, segnete das Volk, das ihn mit großen Ehrenbezeigungen trauernd zum Gestade geleitete und fuhr von dannen nach Pentapolis, wo er unerkannt und friedlich zu leben hoffte. Günstige Winde förderten seine Fahrt drei Tage und drei Nächte; aber fern von dem Gestade der Stadt Tharsus erhob sich plötzlich ein ungestümes Wetter, daß sich die Bläue des Himmels verbarg und die Nacht dicht über dem Meere lag. Darauf heulten alle Winde im Sturme durcheinander: Aquilo von Mitternacht, Eurus von Mittag brachten Nebel, Regen und Hagel; die Wolken ergoßen sich in Strömen, das Meer schwoll auf und die Schiffe tanzten von Welle zu Welle, bald in den Grund des Meeres, bald hoch empor in die Lüfte geschleudert. Africus und Zephirus kämpften wider einander, zerrißen die Segel und zerbrachen die Schiffe, daß sie auseinander barsten und alle Mannschaft in die Tiefen des Meeres versenkten. Da ward viel königliche Zierde, Gold, Silber und Edelgestein und reiches Gewand ein Raub der Wellen, des Königs Diener verdarben, er selbst rang mit den Fluten; aber das Glück und seine Jugendkraft standen ihm bei, daß er ein Brett ergriff und sich darauf fristete bis ihn der Sturm an das Gestade warf.

Nun stand er am Ufer und sah auf das Meer, das sich allmählich beruhigte und sprach bei sich selbst: O ungetreues, verrätherisches Meer, noch boshafter als jener grausame König, wie hast du mich aller meiner Ehren und Güter beraubt, daß ich nackend und zitternd hier stehen muß? Wie soll ich die Heimat wiederfinden, wer wird dem Unbekannten Nahrung und Hülfe reichen? Während er so sprach, sah er einen jungen Fischer auf sich zukommen, dessen rüstige Glieder halbzerrißene Leinwand be-

deckte. Von der Noth gezwungen warf er sich weinend zu seinen Füßen. Wer du auch seist, sprach er, erbarme dich des nackten Schiffbrüchigen, den nicht niedre Geburt, sondern Ingrimm des Geschicks so entblößte. Und daß du wißest, wessen du dich annimmst: es ist Apollonius von Tyrus, der Fürst seines Landes, der zu dir fleht, daß du sein Leben erhaltest. Als der Fischer die gute Gestalt des Bittenden betrachtet und seine Worte vernommen hatte, führte er ihn mitleidig in seine elende Hütte, theilte sein Bischen Armut williglich mit dem Hungernden und setzte ihm vor was er nur aufbieten mochte. Ja, um ihm völlig seinen guten Willen kund zu geben, zog er seinen schlechten Rock aus, theilte ihn in zwei Theile und gab ihm den einen, daß er seine Blöße damit bedecke. Dann sprach er zu ihm: Nimm hin was ich hab und geh in die Stadt Pentapolis, die hier nahe bei liegt: vielleicht findest du dort Erbarmen, denn da ist königlicher Reichthum; wo nicht, so kehre zu mir zurück und laß dir an meiner Armut genügen. Solltest du aber je wieder in deine frühere Herrlichkeit zurückkehren, so gedenke des Armen und verschmäh ihn nicht. Da antwortete Apollonius: Wenn ich dein vergeße, so wolle mir Gott abermals Schiffbruch senden und mich Niemand finden laßen, der sich meiner erbarmt wie du gethan hast. Darauf ließ er sich den Weg zeigen und machte sich auf nach dem Thore.

Als Apollonius in die Stadt kam und überlegte wo er Hülfe suchen solle, sah er einen Knaben mit einem Becken durch die Straßen laufen, der an alle Thüren klopfte und mit lauter Stimme rief:

Hört Reich und Arm,
Das Bad ist warm:
Wer sich waschen will und salben
An Haupt und Fuß und allenthalben,
Herr oder Knecht, Mann oder Weib,
Es ist gesund für Seel und Leib.

Da er dieß hörte, gedachte Apollonius, in Badestuben und Tabernen möge man leicht Bekanntschaften anknüpfen, trat also in

das Bad, zog seinen Rock ab, wusch sich in dem klaren Waßer rein und schaute sich dann um ob er Jemand fände, der ihm gleich sei und dem er zu dienen Willen habe. Doch alsbald erscholl der Ruf: Der König kommt zu baden, und Apollonius gieng herfür um ihn zu schauen. Da sah er den König Archistrates, der das ganze Land umher beherschte, mit großer Dienerschar in das Bad treten und zur Kurzweil den Ball schlagen. Da gedachte Apollonius: Dieses Spiels weiß ich mich Meister, und konnte sich nicht enthalten, dem Ball entgegen zu laufen, welchen er so gewandt zurück und dem Könige zuschlug, daß er dessen ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Weicht zurück, hier ist ein Jüngling, der es mir gleich thun mag. Als Apollonius sich loben hörte, faßte er Muth, folgte dem Könige in die Badestube und nahte sich, ihm zu dienen. Er ergriff die Büchse mit wohlriechenden Oelen und wusch und salbte ihn mit so linder und gefügiger Hand, daß der König ein besonderes Wohlgefallen daran hatte. Darauf wärmte er ihn auf weichen Pfühlen, half ihn bekleiden und wich bescheiden zurück als der König die Badestube verließ. Auf dem Heimwege sprach der König zu seinen Gefährten und Dienern: Wahrlich, ich schwöre euch, nie hat mich das Bad so erquickt wie heute durch den Dienst dieses unbekannten Jünglings. Darum geh Einer von euch und berufe ihn zu meinem Tisch, denn sein Betragen verrieth zur Genüge, daß er solcher Ehre wohl würdig ist.

Als der Diener des Königs zu Apollonius kam, fand er ihn in seinem zerrißenen Rocke, der ihn nothdürftig bekleidete. Es ist des Königs Wille, sprach er zu ihm, daß du mit ihm bei Hofe das Mal nehmest. Du siehst, antwortete Apollonius, daß ich meinen Leib nicht bekleiden mag: darum bin ich unwürdig am Hof zu erscheinen und an des Königs Tisch auf dem Stuhl der Ehren zu sitzen, denn aller meiner Habe hat mich das Meer beraubt. Das bitt ich dich dem König zu sagen; jedoch sei ich bereit nach seinem Gebote zu thun. Der Diener gieng zu dem Könige zurück und sprach: Herr, der Jüngling ist unbekleidet, er

hat einen Schiffbruch erlitten und trägt nichts als einen halben, zerrißenen Rock um seine Glieder, der ihm aus Barmherzigkeit geschenkt worden ist: darum schätzt er sich unwürdig in deinem Saal zu sitzen. Darauf ließ ihn der König in kostbare Gewande kleiden und an seine Tafel führen. Apollonius ward wohlgemuth und trat mit adligen Gebärden und gutem Anstande vor den König, der ihn wohl empfieng und ihm gegenüber an seinem Tische sitzen hieß. Darauf ward ein köstliches Mal nach königlichen Ehren aufgetragen, Gold- und Silbergeschirre bedeckten die Tafel, der Saal war mit reichgestickten Teppichen wohl verziert, zahlreiche Diener trugen Speisen und Weine herbei, eine herrliche Musik erscholl und alles Hofgesinde lebte in Jubel und Freude. Nur Apollonius freute sich nicht, sondern blickte mit Wehmuth und Trauer auf das königliche Mal: die goldenen und silbernen Kleinodien erinnerten ihn an seine eigenen Schätze, die er auf dem Meer eingebüßt, und wie er aus seinem Königreiche vertrieben sei, und darüber verfiel er in solchen Unmuth, daß er weder eßen noch trinken mochte. Da fragte ihn Einer von den Tischgästen, warum er so unfroh sei und nicht eßen möge? Ob er das Glück des Königs beneide, daß er seine Kleinodien so unverwandt anstarre? Da strafte ihn der edle König Archistrates seines bösen Argwohns und sprach: Er beneidet meinen Reichthum nicht, sondern gedenkt der eigenen verlorenen Güter. Dann wandte sich der König heitern Angesichts zu Apollonius und ermahnte ihn fröhlich zu sein: Faße dich, Jüngling, iß und trink und vertraue Gott, er wird dich nicht verlaßen und dir Alles ersetzen.

Während der König dem Jüngling zuredete, trat die Tochter des Königs mit ihrem Hofgesinde in den Saal und küßte erst den Vater und dann seine nächsten bei ihm sitzenden Freunde. Dann gieng sie wieder zu dem König und sprach: Lieber Vater, wer ist der Jüngling, dem du den Ehrenplatz an deinem Tische eingeräumt hast und der so traurig ist? Da sprach der König: Liebe Tochter, dieser Jüngling hat einen Schiffbruch erlitten und mir heute im Bade so wohl gedient, daß ich ihn an meinen Tisch

berufen habe; wer er sein mag weiß ich nicht. Doch willst du es wißen, so ziemt dir nicht übel ihn zu fragen und wenn du es weist, so sei ihm gütig nnd barmherzig. Da wandte sich die junge Königin zu Apollonius und sprach: Edler Jüngling, deine Gestalt und Gebärde verräth Adel und Zucht: wenn es dir nicht zuwider ist, so sage mir deinen Namen und welche Unfälle dich betroffen haben. Da antwortete der Unbekannte: Fragst du nach meinem Namen, den verlor ich im Meere; fragst du nach meinem Stande, den ließ ich in Tyrus. Da sprach die Jungfrau: Ich bitte dich, rede deutlicher, denn dein Unglück dauert mich. Da sprach Apollonius: So wiße denn, ich bin von hohem Geschlecht in Tyrus geboren und verließ der Feindschaft des Königs Antiochus halber die Heimat mit großem Gut, das mir alles sammt den Schiffen im Meere versunken ist; ich selbst bin nackend auf einem Brett mit großer Mühe dem Tod entronnen. Bei diesen Worten konnte er sich der Thränen nicht länger erwehren.

Als das der König ersah, sprach er zu der Tochter: Hör auf, liebes Kind, du hast ihn genug gefragt, du erneust ihm nur die vergangenen Schmerzen. Da er dir aber seinen Namen und sein Unglück offenbart hat, so ziemt dir wohl, daß du ihn wieder froh machst und deine königliche Milde an ihm erzeigest. Da gehorchte die Jungfrau dem Willen des Vaters und sprach zu dem Jüngling: Tröste dich, Apollonius, und faße Muth: du sollst unser Hofgesinde sein und von meinem Vater Reichthum empfahen. Apollonius dankte ihr mit Scham und Seufzer für alle Güte.

Darauf sprach der König: Tochter, daß der Jüngling und alle Tischgenoßen wieder wohlgemuth werden, so erfreu uns mit deinem Gesange zur Harfe und anderm Saitenspiel. Da ließ Lucina die Harfe bringen und spielte und sang so wonniglich, daß Jedermann, der sie hörte, davon entzückt ward und Alle sie lobpriesen und sagten, sie hätten nie beßern und süßern Gesang vernommen. Nur Apollonius schwieg und lobte sie nicht. Da sprach der König zürnend: Du thust unhöflich, Apollonius: meine Tochter wird von Männiglich als die allerbeste in der Musik und vielen

Saitenspielen gerühmt; du allein schweigst und verachtest sie. Guter König, antwortete der Jüngling, wenn du erlaubst, so red ich wie ich denke: deine Tochter hat in der Kunst einen Anfang, aber die rechte Meisterschaft fehlt ihr, und willst du das bewiesen haben, so gebeut deiner Tochter mir die Harfe zu leihen, so will ich dir singen und die rechte Kunst hören laßen. Da sprach der König: Ich sehe, Apollonius, daß du in allen Künsten erfahren bist: ziere dein Haupt mit diesem Kranze und ergetze uns mit deinem Gesang und Saitenspiel. Der Jüngling nahm die Harfe, erhob sich in fröhlicher Gestalt und sang so süß zu den Tönen der Saiten, daß der ganze Saal von Wohllaut erklang, und der König und das gesammte Hofgesinde ihn priesen vor allen Sängern, die sie je gehört hatten. Lucina, die Königstochter, ward sonderlich bewegt von den Wundern seiner Kunst, die Niemand beßer zu würdigen verstand; Erstaunen und Entzücken wechselten in ihren Mienen bis er geendet hatte und ihr die Harfe zurückgab.

Du heißest Apollonius, rief sie aus, billiger wärst du Apollo geheißen, dem die Harfe geeignet ist: selbst Orpheus hätte dich nicht in der Kunst der Töne gemeistert. Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und bat ihn um Erlaubniss, den Jüngling nach seinen Künsten und Würden zu belohnen. Da es der König bewilligte, sprach sie zu Apollonius: So empfange denn durch die Gnade meines Vaters zweihundert Mark Goldes und vierhundert Pfund Silbers, dazu reiches Gewand, zwanzig Knechte und zehn Mägde. Darauf befahl sie diesen: Geht hin und holt herbei was ich dem Jüngling verheißen. Und sogleich ward ihrem Befehl gehorcht, und alle die Schätze vor dem Jüngling und den Tischgenoßen ausgebreitet. Da priesen Alle die Güte der Jungfrau.

Hierauf erhob sich das Hofgesinde und nahm Urlaub von dem Könige: auch Apollonius erhob sich und sprach: Guter König, du Erbarmer der Dürftigen, und du junge Königin, Pflegerin der Künste, ich kann euch nur danken, nicht vergelten. Dann sprach er zu den Knechten und Mägden, die man ihm geschenkt hatte: Nehmt auf die Gaben und laßt uns Herberge suchen.

Aber die Königstochter fürchtete den Geliebten zu verlieren, sah den König zärtlich an und sprach: Liebster Vater, du hast den Jüngling heute reichlich begabt: so leide nicht, daß ihm die Bosheit raube was ihm die Milde geschenkt hat. Da befahl der König, ihm sogleich ein Gemach in seinem Palast zu bereiten, wo er nach Standes Würden die Nacht verbringen möge.

Die Königstochter, welche die ganze Nacht vor Liebe nicht schlafen konnte, trat schon am frühen Morgen in die Kammer des Königs. Was ist dir, fragte dieser, daß du gegen deine Gewohnheit so früh aufstehst? Liebster Vater, erwiderte die Jungfrau, ich kann nicht schlafen bis du mir den Apollonius zum Meister versprichst, daß er mich in der Musik und andern Künsten unterweise. Hierüber freute sich der König, ließ den Jüngling berufen und sprach: Apollonius, meine Tochter bittet dich, sie in deiner Kunst zu unterrichten: darum unterweise sie und zeige ihr Alles was du kannst; ich werde dich nach Verdienst zu belohnen suchen. Der Jüngling erklärte sich bereit, allen seinen Willen zu leisten und unterwies die Königstochter mit allem Fleiß in seiner Kunst, daß sie in Kurzem wohl darin geübt ward.

Nicht lange darnach ward Lucina krank und nahm von Tag zu Tag ab. Der König berief seine Aerzte, die sie befragten und ihre Adern begriffen, doch keine Krankheit an ihr zu entdecken, noch Heilmittel zu finden wusten. Da gieng der König in großem Kummer zu der Tochter und sprach: Liebes Kind, sage mir doch was dir fehlen mag, da die Aerzte deine Krankheit nicht erkennen noch Rath dafür wißen: Weh mir, solltest du sterben ohne Hülfe! Sage mir doch, wovon du meinst, daß dein Uebel rühre. Allerliebster Vater, antwortete Lucina, ich kann dir nicht sagen was mir fehlt; doch thut mir dein Kummer weh: darum so laß mich allein, ich will mich bedenken wie ich dir den Grund meiner Krankheit eröffne.

An demselben Tage kamen drei Jünglinge von hohem Geschlecht, die vor längerer Zeit um die Königstochter geworben hatten, in Pentapolis an, giengen vor den König, grüßten ihn,

und auf seine Frage was ihr Begehren sei, sprachen sie also: Herr, du hast uns oftmals versprochen, Einem von uns deine Tochter zur Ehe zu geben: darum sind wir gekommen, dich an deine Verheißung zu erinnern, auf daß du unter uns einen Eidam erkiesest nach deinem Wohlgefallen. Ihr mahnt mich zu ungelegener Zeit, entgegnete der König, denn meine Tochter hat sich seither den Künsten ergeben und leidenschaftliche Liebe zur Musik wirft sie nun aufs Siechbette. Doch damit ihr nicht denkt, daß ich Ausflüchte suche, so schreibe ein Jeder seinen Namen und Stand und die übliche Morgengabe und Heimsteuer, die er meiner Tochter verheißt, auf einen Zettel: so mag sie selber wählen welchen sie will. Die Jünglinge gehorchten und gaben dem Könige die Schrift, welcher sie überlas und mit seinem Ringe versiegelte. Darauf berief er den Apollonius und sprach: Nimm, Meister, diesen Brief und bring ihn deiner Schülerin. Apollonius empfieng ihn und trat in die Kammer der jungen Königin. Als die Jungfrau ihn sah, den sie liebte, sprach sie: Was bedeutet das, Meister, daß du allein in meine Schlafkammer kommst? Es geschieht auf Befehl deines Vaters, entgegnete Apollonius, der dir diese Schrift zum Durchlesen sendet.

Lucina erbrach den Brief, und als sie die Namen der drei Werber gelesen hatte, warf sie ihn von sich und sprach zu Apollonius: Meister, und ist dir nicht leid, daß man mich einem Andern zum Weibe geben will? Nein, antwortete er, denn Alles was dir zu Nutz und Ehre gereicht, ist mir ein Wohlgefallen. O Meister, seufzte die Königstochter, liebtest du mich, du würdest anders sprechen.

Darauf schrieb sie ihrem Vater eine Antwort und schickte sie ihm versiegelt durch Apollonius. Der Inhalt war folgender: Liebster König und Vater, da Deine Güte mir zu wählen befiehlt welchen ich zum Manne begehre, so antworte ich Dir schriftlich nach deinem Willen, daß ich keinen andern als den Schiffbrüchigen zum Gemahl haben will. Der König las die Antwort und den Entschluß der Tochter und da er nicht wuste, Wen sie unter

dem Schiffbrüchigen verstehe, wandte er sich zu den Jünglingen und frug: Welcher von euch hat Schiffbruch erlitten? Das bin ich, sprach Einer von ihnen mit Namen Ardonius. Hol dich die Pest, fiel ein Anderer ein, du bist allzeit mein getreuer Gefährte gewesen und meines Wißens nie vor die Stadt gekommen: wie willst du denn Schiffbruch erlitten haben?

Da der König nicht ausmitteln konnte wer unter ihnen der Schiffbrüchige sei, gab er dem Apollonius den Brief und sprach: Nimm und lies, vielleicht verstehst du was mir unverständlich ist, denn du bist dabei gewesen als sie dieß schrieb. Apollonius durchflog den Brief und erröthete, da er sich geliebt sah. Nun, Apollonius, hub der König wieder an, kennst du den Schiffbrüchigen? Er mochte aber vor Scham wenig Antwort geben. Als nun der König merkte, daß seine Tochter den Apollonius meine, sprach er zu den Jünglingen: Ziehet heim und wenn die Zeit kommt, so werd ich nach euch schicken. Da nahmen sie Urlaub und schieden von dannen.

Jetzt begab sich der König in die Kammer seiner Tochter und begann: Lucina, sag an Wen du zum Manne gewählt hast? Die Tochter fiel ihm zu Füßen und sprach unter Thränen: Gnädigster Vater, da du meinen Willen zu wißen begehrst, so sag ich dir, daß ich keines Andern als des schiffbrüchigen Apollonius, meines Meisters, begehre und soll mir Der nicht werden, so verlierst du deine Tochter. Als er sie so bitterlich weinen sah, hob er sie zärtlich auf von der Erde und sprach zu ihr: Liebes Kind, betrübe dich nicht länger, denn dein Verlangen gilt Dem, nach dem auch ich verlange seit ich ihn sah. Die Liebe hat mich zum Vater gemacht und als ein liebevoller Vater will ich deinen Hochzeittag so bald als möglich anberaumen. Da ward die Jungfrau erfreut, alles Leid war zumal sammt ihrer Krankheit verschwunden und dankbar küsste sie den Vater, der ihr den rechten Arzt gegeben hatte. Am folgenden Tage berief der König allen seinen Adel und seine nächsten Freunde und als sie versammelt waren, redete er sie an: Werthe Herrn und Lehnsleute, meine Tochter

Lucina ist Willens, sich ihrem Meister Apollonius zu vermählen. Darum bitt ich, laßt es euch allen wohlgefällig sein, denn meine Tochter wird einem weisen Manne verbunden. Darauf bestimmte er den Hochzeittag und lud sie alle zu dem Feste ein. Da ward ein großes Hofgelage nach königlichen Ehren und Würden begangen, das gar manchen schönen und lustigen Tag währte und in lauter Freuden zu Ende gieng. Darauf ward Apollonius gekrönt und ein gewaltiger König an seines Schwähers Seite geheißen.

Nach einiger Zeit, als sich Lucina schon schwanger fühlte, geschah es, daß sie mit Archistrates am Meeresstrand spazieren giengen und ein schönes Schiff erblickten, welches Apollonius sogleich für eins aus seiner Heimat erkannte. Von wannen kommst du? rief Apollonius dem Patron zu. Aus Tyrus, antwortete dieser. Da nennst du mein Vaterland, sprach Apollonius. So bist du ein Tyrier? frug der Schiffspatron: vielleicht kennst du dann auch den Fürsten dieses Landes mit Namen Apollonius, den wir seit Langem verloren haben. Ich kenne ihn so wohl als mich selber, versetzte Apollonius. So bitt ich dich, fuhr der Patron fort, wenn du ihn wieder siehst, so verkünd ihm große Freude und sag ihm, der Blitz des Himmels habe den König Antiochus sammt seiner Tochter getroffen; die Gemeine der Stadt Antiochia und die Großen seines Landes hätten sich aber vereinigt, ihn, unsern König Apollonius, auch zu ihrem Herrn und König zu wählen und Boten in alle Lande gesandt um ihn aufzusuchen und heimzuführen. Es soll uns doch wundern, sprach Archistrates, wo der verborgen liegen mag, da er das oberste Haupt der Welt werden soll. Aber Apollonius freute sich höchlich und sprach zu seinem Schwäher: Herr und Vater, als mein Glück meiner Geburt nicht gleich war, wollt ich euch meine Würde nicht zu erkennen geben; nun sich aber das Glücksrad gewendet hat, so wißt, daß ich derselbe Apollonius bin, den man sucht. Sage mir also was dein Wille ist, so will ich ihn vollbringen. Soll ich das Königreich einnehmen, so thu ich es, und mache dich gewaltig über Alles was mein wird,

denn du hast mich Armen erhöht und aus Nichts zum Fürsten gemacht, du hast mich beseligt mit einem Weib und Schwäher, du hast mich mit königlichen Ehren geziert: wie sollt ich das jemals vergeßen? König Archistrates ward sehr froh und sprach zu der Tochter: Du freue dich, daß du durch deinen Mann zu so hohen Ehren gelangst. Auch Apollonius redete ihr zu; aber Lucina weinte bitterlich und sprach: O Herr, und wärest du fern von mir in fremden Landen, so solltest du jetzt heim eilen da ich dem Tag so nahe bin, an dem ich niederkommen soll. Wenn du aber nicht bleiben willst, so will ich mit dir: darum, lieber Vater, flehentlich bitt ich dich, vergönne mir mit meinem Manne zu fahren. Der König antwortete: Auf meinen Willen darfst du nicht harren, dein Mann hat dir zu gebieten nach seinem Wohlbefinden. Gestern war er mir gleich, heut ist er der Herr der Welt. Erst war er mein Sohn, nun bin ich minder denn er.

Darauf ließ Archistrates Schiffe vorführen und mit allen königlichen Gütern reichlich beladen; Gold, Silber, Edelgestein und reiches Gewand und alle fürstliche Zierde wurden hineingebracht, damit sie würdiglich in Antiochien unter Krone gehen möchten, und weil die Königin täglich ihre Niederkunft erwartete, führten sie Hebammen und Wärterinnen und was sonst einer Kindbetterin Noth ist, mit sich nach Antiochien, worunter auch Licorides, Lucinens Amme war, die in solchen Dingen große Erfahrung besaß. Dann nahmen sie freundlich Urlaub von dem Könige und fuhren hinweg. Sie waren aber nur wenige Tage gefahren, als sich widrige Winde erhoben und das Meer ungestüm bewegten: davon ward das Geblüt der Königin verwandelt, sie fiel in Unkräfte und gebar eine schöne Tochter in so großen Wehen und Nöthen, daß sie von allen Lebensgeistern verlaßen für todt in die Arme ihrer Wärterinnen sank. Als Apollonius ihr Schreien und Jammern vernahm, lief er hinzu, und da er sein Weib entseelt liegen sah, zerriß er seine Kleider, zerraufte sein Haar, warf sich laut schreiend über ihren Leichnam und sprach: Allerliebstes Gemahl, wie soll ich ohne dich leben, und was kann ich deinem Vater antworten,

wenn er nach dir fragt? Während er sich in solchen Wehklagen erschöpfte, trat der Schiffspatron zu ihm und sprach: Herr, das Meer leidet im Schiff keinen Leichnam: darum wirf ihn über Bord, daß wir entrinnen mögen.

Wie, du fühlloser Mensch,, rief Apollonius zürnend, ich soll diesen theuern Leib ins Meer versenken, der mich von Meeresnöthen erlöst, gespeist und gekleidet hat? Ich wäre schuldig, zur Vergeltung des Guten, das sie mir erwiesen hat, mit ihr zu sterben, wenn es sein möchte. Da sprach der Patron: Herr, es ist beßer, der Leichnam werde in das Meer geworfen, denn daß wir Alle verderben.

Da berief der König seine Diener und sprach: Da es nicht anders sein mag, so richtet mir einen stattlichen Sarg zu, der wohl verpicht und waßerfest sei, damit sie nicht versinke, sondern von den Wellen ans Land geworfen und nach königlichen Ehren bestattet werde. Der Sarg ward bereitet, die Königin in herrlichen Gewanden hineingelegt, und viel Goldes und Silbers und eine bleierne Tafel zu ihren Häupten, worauf geschrieben stand: Wer diesen Sarg findet, der wiße, daß er den Leichnam einer Königin enthält, bestatte sie nach Würden und nehme des Goldes, das bei ihr liegt, zehn Pfund zum Lohn; das Uebrige verwende er dem oberften Gott und dem Leichnam zu Ehren. Thut er anders als was ihn der Schmerz des trauernden Königs zu vollbringen beschwört, so möge ihn zur Strafe ein früher Tod ereilen und Niemand sein, der ihm die letzten Ehren erweise. Damit ließen sie den Sarg mit großem Leidwesen in die See.

Die Truhe schwamm auf dem Meere bis an den dritten Tag; da schlugen sie die Wellen an die Küste von Ephesus, nicht fern von dem Hause eines Arztes, mit Namen Cerimon, der just am Gestade mit seinen Schülern lustwandelte. Auf sein Geheiß zogen die Diener den Sarg ans Land, eröffneten ihn und erblickten den Leichnam einer wunderschönen Frau in königlichen Gewanden. Alle die ihn sahen, verwunderten sich über ihre stralende Schönheit, denn sie war ein Inbegriff aller Reize, an dem die

Natur nichts versäumt hatte, als ihn mit Unsterblichkeit zu begaben. Ihre Haare glänzten wie gesponnenes Gold und die silberweiße Stirne darunter schimmerte rein und eben, nicht von dem leisesten Fältchen bewölkt. Die jetzt erloschenen Augen glichen zwei leuchtenden Himmelsgestirnen, deren Stral versengen und blenden muste, wenn die langen seidenen Wimpern ihre Glut nicht bescheiden verschleiert hätten; doch von den Bogen der Augenbraunen schoßen junge Liebesgötter verwundende Pfeile in alle Herzen. Die Nase glich einer Gebirgskette, welche die Rosenauen ihrer Wangen in zwei gleiche Hälften schied, und wer den würzigen rothen Mund erblickte, dem ward wie einem Kinde zu Muth, wenn es einen Anger reifer Erdbeeren gewahrt. Der alabasterne Hals, der das Licht der Sonne an Weiße übertraf, war wie eine Tempelsäule mit kostbaren Kleinodien behängt, und alle Herzen wurden beseligt bei seinem Anblick. Der Leib war ein Verzeichniss aller Reize und Vollkommenheiten, an dem die erfahrensten Kenner weiblicher Schönheit keine Auslaßung hätten entdecken können; die Arme giengen wie zwei Aeste aus ihm hervor und verzweigten sich auf das Lieblichste in die zierlich gebildeten Finger. Das Ganze schien ein Wunder der Welt, das den Urheber aller Dinge beredter pries als alle die bunten Gestalten seiner Schöpfung. Staunen ergriff den Arzt und seine Schüler, als sie den Inhalt des Sarges erblickten, und nur die Trauer um den Tod der schönen Frau kam dem Entzücken gleich, das ihr Anblick gewährte. Sie fanden das Gold und die Tafel unter ihrem Haupte und Cerimon sprach zu den Dienern: Tragt den Sarg in mein Haus, daß Alles gewißenhaft erfüllt werde was diese Tafel verlangt und wir Barmherzigkeit an dieser Leiche üben, denn ohne Zweifel hat sie ihrem königlichen Gemahl viel Seufzer und Thränen gekostet. Bereitet also ein köstliches Begräbniss mit allem Gepränge wie es einer Königin gebührt, denn wahrlich ich sage euch, nie ist mein Herz durch den Tod eines Geschöpfs inniger bewegt worden. Darüber kam ein Jünger des Meisters, der vor allen seinen Schülern in der Arznei erfahren war, und sah den prächtig geschichteten Scheiter-

haufen, worauf sie nach der Sitte des Landes verbrannt werden sollte. Zu diesem sprach Cerimon: Du kommst zur gelegenen Stunde, ich bitte dich, diesen Leichnam mit den köstlichsten Oelen zu salben, damit das Feuer Wohlgeruch verbreite wie es ihrem königlichen Stande geziemt.

Der Jünger nahm die Salben, entkleidete den Leichnam und tränkte ihn mit den wohlriechenden Oelen: als er aber zu dem Herzen kam, dauchte ihn ihre natürliche Wärme nicht ganz erloschen. Der Jüngling erstaunte, fuhr fort ihr Herz mit seinen Salben einzureiben, begriff ihre Adern, legte ihr gezupfte Baumwolle vor die Oeffnungen der Nase, fügte seine Lippen an die ihren und erkannte deutlich, daß Tod und Leben in ihr um die Herschaft kämpften: dann befahl er den Dienern, die Kräutersäcklein zu bereiten, damit die wohlthätige Wärme ihr stockendes Blut wieder in Wallung bringe. Herr, sprach er zu seinem Meister, der herbeigerufen ward, das junge Weib lebt, das du todt schätzest, und damit du mir glaubst, so hilf mir, dir den Beweis zu geben. Hierauf ward sie in ein Bette gebracht, mit den Kräutersäcklein gewärmt und mit zerlaßenen Oelen um das Herz eingerieben bis ihr starrendes Blut wieder aufthaute, die schlummernden Lebensgeister erwachten und von Haupt und Herzen durch die Adern und das Mark in alle Glieder drangen. Da schlug sie die Augen auf und erblickte den Jüngling, der ihr Herz salbte. Heftig erschrocken schöpfte sie Athem und sprach: Hinweg, Jüngling, wer du auch seist und berühre mich nicht unziemlich, denn ich bin eines Königs Tochter und eines Königs Gemahl; doch für die Hülfe, die du mir geleistet hast, sollst du mit Gold begabt werden.

Als der Jünger sie reden hörte, lief er voller Freuden in das Gemach seines Meisters und verkündete ihm, daß sie zum Leben zurückgekehrt sei. Der Meister gieng hinaus, erkannte die Wahrheit, rühmte seine Kunst und seinen Fleiß und verhieß ihm reichliche Belohnung. Dann sprach er der Wiedererweckten Muth zu: er wolle sie vor allem Schaden bewahren und wie seine leib-

liche Tochter halten. Lucina dankte ihm und sprach weinend: Ich begehre nicht mehr als daß du mich in guter Hut haltest, damit ich nicht wieder von einem Manne berührt werde. Da sprach der Meister: Herrin, wenn du solchen Wunsch hast, rein zu leben, so ist hier der Tempel der Göttin Diana, wo viel priesterliche Frauen wohnen, bei welchen du ein geistliches Leben führen und vor allen Anfechtungen sicher sein magst. Dahin ward die Königin gebracht und in kurzer Zeit in Lehre und Gottesdienst unübertrefflich und als ein Haupt aller Tugenden in Griechenland geschätzt.

Unterdessen war Apollonius in großer Trauer und Betrübniß gefahren und auf Geheiß der Götter an das Gestade der Stadt Tharsus gelangt, die er von tödlichem Hunger erledigt hatte. Er stieg von dem Schiffe und trat in das Haus seines Gastfreundes Stranguilio, welchem er alle seine Schicksale erzählte und wie ihm sein junges Weib auf dem Meere in Kindesnöthen erstorben sei, das Kindlein jedoch durch die Pflege seiner Amme Licorides am Leben erhalten worden. Weil es aber die Beschwerden der Reise in so zartem Alter nicht wohl ertragen möge, bitte er ihn und sein Gemahl Dionysiades, daß sie das Kindlein mit ihrer Tochter Philomancia wie ihr eigenes nähren und erziehen wollten und Niemand davon sagen: so werde er sie dafür nach ihrem Willen belohnen. Stranguilio und sein Weib betrauerten sein Unglück, empfiengen das Töchterlein, das nach jener Stadt Tharsia genannt wurde, williglich, und versprachen, es wie ihr eigenes Blut zu halten und zu pflegen. Er gab ihnen an Gold, Silber und Gewand großen Reichthum und ließ die Amme Licorides zur Wartung des Kindes bei ihnen zurück. Dann begab er sich wieder zu Schiffe und fuhr in sein Königreich Tyrus. Hier ward er von seinen Bürgern mit großem Jubel empfangen, blieb aber nicht lange bei ihnen, sondern verstärkte seine Mannschaft und seine Flotte und fuhr gen Antiochia, wo er mit festlichen Ehren eingeholt und zum König über weite Reiche erhoben wurde. Er regierte sie in gutem Frieden und erwarb bei Männiglich Ruhm und Preis.

Unterdessen ward Tharsia wohl erzogen von Stranguilio mit seiner Tochter Philomancia, die im gleichen Alter mit ihr war. In ihrem fünften Jahre begann man sie in den freien Künsten zu unterrichten, und Tharsia lernte so wohl, daß sie binnen Kurzem Alle übertraf, die mit und vor ihr Lehre empfangen hatten. Als sie aber das zwölfte Jahr erreichte, ward ihre Amme Licorides plötzlich von schwerer Krankheit ergriffen, und da sie ihr Ende herannahen fühlte, wandte sie sich zu Tharsia, die an ihrem Bette saß, sie zu pflegen und zu trösten und sprach: Liebe Tochter, vernimm meine Worte und verschließe sie wohl in deinem Herzen. Weist du auch, wie deine Eltern heißen und welches dein Vaterland ist? Sie antwortete: Stranguilio ist mein Vater, Dionysiades meine Mutter und Tharsus meine Vaterstadt. Da seufzte die Wärterin und sprach: Mit Nichten, liebes Kind, die du für deine Eltern hältst, sind es nicht; du bist auch nicht aus Tharsus geboren, noch von Stranguilios Geschlecht. Damit du aber deinen Ursprung kennest und wißest wie du dich nach meinem Tode zu halten hast, daß dir von Niemand Leides geschehe, so vernimm: dein Vater ist Apollonius, der König von Tyrus, Sidon und Antiochia; deine Mutter Lucina, des Königs Archistrates von Pentapolis Tochter, starb auf dem Meere, da sie dich geboren hatte und ward in einer Truhe mit Gold, Silber und königlicher Zierde in die See gelaßen, du selbst von deinem Vater in das Haus Stranguilios gebracht, wo er mich zu deiner Pflege zurückließ. Nun warne ich dich, wenn deine Pflegeeltern, da ich nicht mehr bin, dir irgend Untreue oder bösen Willen erzeigen sollten, so geh auf den Markt: da findest du eine hohe Säule, die das Volk deinem Vater zu Ehren errichtet hat für die Wohlthaten, die er an ihm gethan; zu der flüchte dich und sprich: Ich bin die Tochter Dessen, dem diese Säule erhaben ist; dann werden die Bürger, der Wohlthaten deines Vaters eingedenk, dir zu Hülfe kommen und deine Unbilden rächen.

Nach diesen Worten starb Licorides in den Armen ihres Pfleglings. Tharsia ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten und

weinte und klagte ein ganzes Jahr lang an ihrem Grabe und wenn sie aus der Schule zurückkehrte, nahm sie nicht eher Speise oder Trank bis sie Wein und Brot vor ihrem Grabmale geopfert hatte, wobei sie ihrer leiblichen Eltern mit sehnlichem Herzen gedachte.

Eines Tages gieng sie mit ihrer Pflegemutter Dionysiades und ihrer Tochter Philomancia über den Marktplatz und die Bürger, welche Tharsiens Schönheit und glänzenden Schmuck erblickten, blieben stehen und flüsterten sich zu: Glücklich der Vater, der Tharsien seine Tochter nennt. Philomancien aber achteten sie für Spreu und sprachen: O wie hat sich Schönheit und Missgestalt hier schwesterlich zusammen gesellt! Als Dionysiades hörte wie Tharsia gelobt und ihre Tochter gescholten ward, faßte sie einen Haß zu ihrem Pflegekinde und gedachte sie zu tödten, damit ihrer Tochter Tharsiens Zierde und Kleidung zu Theil würden.

Da gieng sie zu ihrem Manne und sprach: O liebster Stranguilio, unsere Tochter wird verschmäht von dem Volke und Tharsia gepriesen, weil sie so wohl geziert geht. Wenn unsere Tochter gienge wie sie, so würde sie auch schön geheißen. Auch ist ihr Vater nun vierzehn Jahre von dannen gefahren: lebte er noch, er hätte sie längst abgeholt. Dazu ist ihre Pflegerin Licorides gestorben, daß wir sie wohl ohne Sorge tödten mögen und ihre Kleider und Kleinodien unserer Tochter geben, damit sie keine Nebenbuhlerin mehr habe, die sie in Schatten stellt. Aber Stranguilio wollte seinen Rath nicht dazu geben und strafte sie wegen ihrer Untreue.

Da berief Dionysiades einen ihrer Knechte, mit Namen Theophilus, und sprach zu ihm: Theophilus, du bist arm: wenn du mir folgen willst, so sollst du reichlich begabt werden: tödte mir Tharsien. Was hat sie verbrochen, frug Theophilus, daß ich sie tödten soll? Ihre Hochfahrt, antwortete Dionysiades, ist ohne Ende, darum vollbringe mein Gebot, so erwirbst du reichlichen Lohn; wo nicht, so hast du Uebles von mir zu gewärtigen. Wie soll ich das vollbringen, versetzte Theophilus, daß es verborgen

bleibt? denn wenn es auskommt, so hab ich den Tod verwirkt. Sie hat die Gewohnheit, entgegnete Dionysiades, wenn sie von der Schule kommt, nicht eher Speis und Trank zu genießen bis sie in dem Tempel Neptuns am Meeresufer dem Grabe ihrer Wärterin geopfert hat. Dort laure ihr auf mit einem Dolch, ergreif sie hinterrücks bei den Haaren und wenn du sie getödtet hast, so beschwere ihren Leichnam mit einem Stein und wirf ihn ins Meer. Damit hast du deine Freiheit und große Schätze erworben.

Der Knecht gieng mit leidvollem Herzen nach dem Tempel und harrte der Jungfrau. Weh mir, sprach er bei sich selbst, soll ich meine Freiheit mit dem Blute des unschuldigen Kindes erkaufen! Darüber kam die Jungfrau aus der Schule zurück und gieng, die Opferschale in der Hand, nach dem Grab ihrer Pflegerin. Theophilus schlich sich hinter eine Säule und als sie vor dem Grabmal niederkniete, trat er plötzlich hervor, ergriff sie bei den Haaren, zuckte den Dolch und warf sie zur Erde; doch als er zustoßen wollte, sprach Tharsia: O Theophilus, was hab ich wider dich gesündigt, daß du mich tödten willst? Du hast nichts gesündigt, sondern dein Vater hat gefehlt, daß er dich mit großem Reichthum und königlichem Schmucke zurückließ. Wenn ich denn sterben muß, sprach Tharsia, so sei barmherzig und laß mich Gott anrufen, daß er meiner Seele gnädig sei. Da sprach der Knecht: Knie nieder und verrichte dein Gebet: Gott weiß selbst, daß ich dich nicht tödten würde, wenn ich nicht müste.

Während Tharsia betete, landeten Seeräuber, welche die Schätze des Tempels zu entwenden kamen, und sahen die Jungfrau knieen und einen Mann mit gezucktem Dolch neben ihr stehen. Halt ein, grausamer Mörder, riefen sie ihm zu, dieß ist unsere Beute, kein Opfer deiner Blutgier. Da floh Theophilus und verbarg sich in einem Schlupfwinkel, während die Seeräuber Tharsien ergriffen, sie auf ihr Schiff brachten und schleunig davon segelten. Als Theophilus dieß sah, freute er sich, der blutigen That überhoben zu sein, gieng zu der Herrin und sprach: Dein Befehl ist

vollbracht und die Jungfrau den Wellen übergeben. Lege nun Trauerkleider an, vergeuß erheuchelte Thränen vor dem Volk und beklage ihren Tod, so will ich mit dir weinen und sprechen, sie sei an plötzlicher Krankheit gestorben.

Als Stranguilio vernahm was geschehen sei, ergriff ihn Furcht und Schrecken, er sprach: Gebt mir Trauerkleider, so will ich trauern, und nicht wie ihr mit erzwungenen Thränen, sondern aufrichtig, daß ihr ein so großes Verbrechen in unser Haus gebracht habt. O ich Unseliger, der Vater dieser Jungfrau hat die Stadt von Todesgefahr befreit; er hat um ihretwillen Schiffbruch gelitten, seine Güter verloren, mit dem Hunger gekämpft und so wird ihm Gutes mit Bösem vergolten! Seine Tochter, die er unserer Pflege vertraut, hat diese reißende Wölfin verschlungen. Dann wandte er seine Augen gen Himmel und sprach: Gott, du weist, daß ich an diesem Blute unschuldig bin! Nicht mich, sondern Dionysiades frage nach Tharsien. Sein Weib aber schalt er ein Ungeheuer, den Göttern verhaßt und den Menschen ein Greuel. Sie nun und ihre Tochter kleideten sich in Trauergewänder und vergoßen falsche Thränen vor den Bürgern der Stadt: Liebe Bürger, sprachen sie, wir rufen euch an, daß ihr mit uns trauert, denn Tharsia, das Licht unserer Augen, ist von plötzlicher Krankheit weggerafft und hat uns nichts als Jammer und Noth zurückgelaßen, da Die gestorben ist, von der wir Glück und Reichthum empfangen haben. Als die Bürger hörten, Tharsia sei die Tochter ihres Retters Apollonius gewesen, gedachten sie der empfangenen Wohlthaten mit Dankbarkeit und ließen ein köstliches Grabmal aus Messing gießen und zu Ehren der Jungfrau und ihres Vaters öffentlich aufstellen und die Inschrift besagte, von wem und zu wessen Ehren es sei errichtet worden.

Inzwischen waren die Seeräuber mit Tharsien nach Mitylene gekommen, wo der mächtige König Athanagoras regierte. Hier führten sie die Jungfrau mit andern Sclaven auf den Markt um sie öffentlich feil zu bieten. Als der König sie sah, erstaunte er über ihre Schönheit und adlige Gestalt, beschloß sie zu kaufen

und bot zehn Goldgülden für ihren Besitz. Aber ein unreiner Kuppler, der oberste Vorsteher aller feilen Sünderinnen der Stadt, den Unkeuschheit reich gemacht hatte, war ihrer kaum ansichtig geworden, so hoffte er großes Gut mit ihr zu verdienen und nahm sich vor, sie um jeden Preis zu kaufen. Er überbot also den König um das Doppelte. Athanagoras schlug nun das Dreifache seines ersten Gebots auf sie, aber der Kuppler überschlug ihn so lange bis der König abließ und gedachte, wenn sie der Kuppler öffentlich Preis gebe, so werde er doch der Erste sein, der ihrer genöße als ob er sie selbst gekauft hätte. Der Kuppler führte sie in das gemeine Haus der Sünden in ein zierliches Gemach; darin hatte er den Gott Priapus mit Gold und Edelgestein wohl verziert und sprach zu ihr: Diesen sollst du anrufen und verehren. Die Jungfrau antwortete: O Herr, solchen Gott hab ich nie angebetet; bist du denn von Lampsacus, daß du Diesem dienst? Da sprach der Kuppler: O du arme Dirne, weist du nicht, daß du mitten in seinem Tempel bist? Durch diesen Gott will ich mit dir große Schätze gewinnen.

Als Tharsia diese Worte vernahm, erschrak sie heftig, fiel lautschreiend zu seinen Füßen und sprach: O Herr, sei barmherzig, schone meiner Keuschheit und gieb meinen Leib solcher Schande nicht Preis. Aber der Kuppler antwortete: Hast du denn nie gehört, daß bei dem Henker und dem Kuppler weder Bitten noch Weinen frommen?

Da berief er seine Knechte und sprach zu ihnen: Ziere diese Dirne mit köstlichen Kleidern und Gebänden und schreib einen Zettel und schlag ihn an das Thor dieses Hauses: Wer der Erste sein wolle zu dieser Jungfrau, der zahle einen Goldgülden, der Zweite einen halben, darnach solle sie Jedem für einen Gulden feil sein. Der Knecht gehorchte und alsbald kamen viele edle und reiche Wüstlinge aus der Stadt in das Haus des Kupplers. Aber König Athanagoras hatte schon bestellt, daß er der Erste sein wolle und kam heimlich und verhüllten Haupts in Tharsiens Gemach. Als Tharsia das ersah, fiel sie ihm zu Füßen, umklam-

merte seine Kniee und sprach flehentlich: O Herr, erbarme dich meiner, ich beschwöre dich bei dem obersten Gotte und bei allen Tugenden, widerstehe deinen bösen Gelüsten und berühre mich nicht: du bist ein König, der aus angeborenem Edelmuth die Hülflosen beschützen, die Bedrängten schirmen und alle Tugenden in sich leuchten laßen sollte: wie steht es dir an mich Elende, Verwaiste, die nichts hat als ihr Magdthum, ihres einzigen Kleinods zu berauben und zu schänden? Können meine Thränen dich nicht rühren, so vernimm mein Missgeschick und du wirst mit mir weinen. Ich bin von königlichem Geschlecht von väterlicher und mütterlicher Seite, auf dem Meer bin ich geboren, meine Geburt war meiner Mutter Tod, mein Vater gab mich seinem Gastfreund Stranguilio und seinem Weib Dionysiades zu erziehen und zu pflegen; aber diese wollten mich tödten laßen und von der Hand meines Mörders befreiten mich Seeräuber, die mich in dieß sündliche Leben verkauften, dem ich tausend martervolle Tode vorziehen wollte. Das laß dich erbarmen, o König, denn wohl ist es ziemlich, daß königliches Geschlecht von Königen geehrt und geschirmt werde. Sei großmüthig uud hilf mir, daß ich morgen wie heute meine Keuschheit behalte: dafür wirst du gepriesen und gerühmt werden in alle Zeiten.

Da ergriff den König Erbarmen und Rührung, Thränen standen ihm in den Augen und mitleidig sprach er: Dein Unglück geht mir zu Herzen: könnte doch einst auch meiner Tochter wie dir geschehen! Er stand ab von seinem Vorhaben, gab ihr zwanzig Goldgülden und sprach: Nimm dieß von mir, es ist mehr als du mit dem Werk der Sünden von mir verdient hättest. Sprich zu den Andern wie du zu mir gesprochen, so wirst du deine Keuschheit erhalten. Die Jungfrau vergoß Freudenthränen und dankte ihm inniglich. Da schied der König weinend aus ihrem Gemache.

Vor der Thüre begegnete ihm einer seiner Diener, welcher der Zweite sein wollte, und frug den König: Wie behagte dir die Jungfrau? So gut als möglich, antwortete er; sie war sehr

traurig. Der Jüngling trat hinein und die Jungfrau verschloß nach Gewohnheit die Thüre. Wie viel hat dir der König gegeben? fragte der Gast. Zwanzig Goldgülden, antwortete sie. Der König, fuhr der Jüngling fort, gieng unzufrieden von dir; sei mir freundlicher, so will ich dir das Doppelte zahlen. Das hörte der König an der Thüre und sprach für sich: Jemehr du zahlst, jemehr wird sie weinen. Die Jungfrau nahm das Geld, fiel ihm zu Füßen und bat um Erbarmen; darauf erzählte sie ihm ihre Unfälle, wie sie zuvor dem König gethan hatte und beschwor ihn unter strömenden Thränen sie unbefleckt zu laßen. Als das der Jüngling vernahm, entsetzte er sich und sprach: Steh auf und laß ab zu flehen, wir sind auch Menschen und haben täglich gleichen Unglücks zu gewärtigen. Mit diesen Worten gieng er weinend hinaus. Als der König dieß sah, lachte er und sprach: Du bist jung und stark und schämst dich nicht, daß du lachend zu einer Jungfrau eingehst um mit ihr Freude zu haben und weinend von ihr scheidest? Darauf gaben sie sich das Wort, Niemand zu sagen wie es ihnen ergangen sei, und warteten vor der Thüre wie es den Andern gelingen würde, die nach ihnen zu ihr giengen. Aber sie sahen sie Alle fröhlich zu ihr eintreten und weinend herauskommen.

Am Abend gab sie dem Kuppler das Geld und sprach: Hier ist der Lohn meiner Keuschheit. Der Kuppler nahm das Geld, zählte es und sprach: Sieh zu, daß du mir täglich so viel einbringst. Als er aber am andern Morgen hörte, daß sie noch Jungfrau sei, ergrimmte er, berief einen Knecht, der dazu geordnet war, und sprach: Geh hin und zerbrich den Schooß ihrer Keuschheit. Er trat in ihre Kammer und sprach zu ihr: Sag an ob du noch Jungfrau bist. Ja, antwortete Tharsia, und will es bleiben so lange Gott mir beisteht. Wie hast du denn deine Keuschheit vor so viel Männern behalten, hub der Knecht an, und doch so großes Gut gewonnen? Tharsia antwortete: Ich hab Allen unter Thränen mein Unglück erzählt und sie gebeten sich meines Magdthums zu erbarmen. Da weinten sie und

ließen ihren schändlichen Vorsatz fahren. So will ich auch dich bitten, daß du mir gütig und barmherzig seist. Damit stürzte sie sich zu seinen Füßen und benetzte sie mit Thränen. Habe Mitleid, sprach sie, mit der gefangenen Tochter eines Königs und schände mich nicht. Da sprach der Knecht: Wenn ich das auch gern thäte, so ist der Meister so giftig auf das Gut, daß du nicht Jungfrau bleiben kannst: denn er hat dich um Gewinnes willen theuer erkauft und darf keinen Schaden leiden. Weist du andere Wege Geld zu gewinnen, so will ich dir helfen.

Da antwortete Tharsia: Ich bin der sieben freien Künste mächtig und eine Meisterin auf der Harfe, womit ich das Gemüth des Volkes wohl bewegen will; auch bin ich im Sprechen geübt und weiß sinnreiche Räthsel aufzugeben und zu lösen: führe mich auf den Markt, so will ich vor dem Volke meine Künste bewähren und täglich mehr Geld und Gut gewinnen als durch Sünden und Schande.

Da ward sie mit dem Saitenspiel auf den Markt geführt und alles Volk lief zusammen, die Jungfrau zu sehen. Sie ergriff die Harfe und spielte so schön und sang so zauberisch darein, daß die Menge Staunen und Verwunderung ergriff. Darauf sang sie ein Räthsel zu den Tönen des Saitenspiels, das gar künstlich gereimt und gedichtet war und mit der Aufforderung an die Zuhörer schloß, den verborgenen Sinn zu enthüllen. Auch ließ sie sich selber Fragen vorlegen, die sie durch Gesang mit großem Scharfsinn beantwortete und löste. Darauf fieng sie an zu erzählen und alle Zuhörer folgten mit lauschendem Entzücken dem Goldfaden ihrer Märchen. Zuletzt verband sie Tanz mit Gesang und erfüllte die Luft mit dem Beifallrufen des begeisterten Volkes, das Gold und Kleinodien wie Spreu wegwarf um sie zu hören und zu sehen. Alles das ward ihrem Meister zu Theil, der den Tag segnete, wo er sie erstanden hatte.

Während dieß geschah, fuhr Apollonius, da vierzehn Jahre vergangen waren, nach der Stadt Tharsus, um seine Tochter nach Antiochien abzuholen. Als Stranguilio seine Ankunft erfuhr, lief

er eilends zu seinem Weibe und sprach: Dionysiades, du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sei längst gestorben; sieh, nun kommt er, seine Tochter zurückzufordern. Was sollen wir ihm sagen? O du Tropf, sprach Dionysiades, was wir ihm sagen sollen? Zieh deine Trauerkleider an, ich thu ein Gleiches: wir wollen ihm entgegengehen und ihn mit Thränen und Jammer empfangen. Als Apollonius sie in schwarzen Gewändern, mit naßen Augen und falschen Zähren ihm entgegenkommen sah, erschrak er und sprach: O, was bedeutet das, daß ihr mich weinend empfangt: ich sorge, diese Zähren sind mein und nicht euer. Da sprach Dionysiades: O Herr, möchte es deinen Ohren ein Anderer als ich verkünden was ich dir sagen muß: deine Tochter Tharsia ist eines jähen Todes gestorben. Als das Apollonius vernahm, erzitterte er an allen Gliedern und stand lange wie vom Donner gerührt, daß er vor Schrecken nicht sprechen mochte. Endlich, als er die Sprache wiederfand, sprach er ergrimmt: O Weib, wie übel hast du sie gehütet! Wenn denn meine Tochter gestorben ist, wie du sagst, wo ist denn ihr Schmuck, wo sind denn ihre Schätze geblieben? Sie entgegnete: Ein Theil ist vorhanden, ein Theil abhanden, und damit du mir glaubst, so hab ich ein Zeugniß an den Bürgern dieser Stadt, welche ihr, deiner Wohlthaten eingedenk, ein ehernes Denkmal am Gestade des Meeres errichtet haben, das du selber sehen magst. Da sprach Apollonius: Ich will hingehen und ihr Grabmal schauen. Als er aber die Inschrift gelesen hatte, wüthete er ungestüm wider sich selbst, verfluchte seine Augen und sprach: O ihr fühllosen, hartsinnigen Augen, warum weint ihr nicht, da ihr das Grab meiner Tochter gesehen habt?

Damit schied er von dannen und kam zu seinen Schiffen. Werft mich in die Tiefen des Meeres, sprach er zu seinen Dienern, denn das Licht des Tages ist mir verhaßt. Damit wollte er sich über Bord stürzen; aber seine Gefährten verhinderten ihn daran, führten ihn von dem Verdecke und hielten Wache bei ihm, daß er sich kein Leid thun mochte. Da ergrimmte er und that

einen hohen Schwur und rief alle Götter zu Zeugen, daß er nicht eher seinen Bart scheren noch seine Kleider wechseln wolle bis sie seine Tochter Tharsia wiedererweckten. Er begab sich in den untersten Schiffsraum, warf sich zu Boden und ließ ein Gesetz ausgehen, daß ihn Niemand stören solle bei Strafe des Todes, außer dem Schiffspatron, wenn er seines Rathes bedürfe; denn der Menschen Anblick war ihm zuwider und Trostwörte ein Greuel in seinen Ohren.

Die Schiffe fuhren bei günstigen Winden von Tharsus gen Antiochia; als sie aber vier Tage gefahren waren, erhob sich ein Sturm und verschlug sie fern von ihrem Ziele, daß sie Wochen und Monate brauchten um sich zurecht zu finden. Dann musten sie in einem Hafen anlegen um Mundvorräthe und Waßer zu faßen und die lecken Schiffe auszubeßern. Nicht beßer ergieng es ihnen bei der zweiten Fahrt, denn sie kamen durch die Widerwärtigkeit der Winde und das Ungestüm des Meeres noch weiter von Antiochien ab, und ihre Schiffe waren in noch schlechterm Zustand als nach der ersten Fahrt. Als sie zum Drittenmale ausfuhren, warf sie ein neuer Sturm aus ihrer Bahn und wüthete so heftig, daß sie Alle an der Rettung verzagten. Apollonius aber hauste noch immer in dem untersten Schiffsraum und rührte und regte sich nicht, kaum daß er Antwort gab auf die Berichte und Fragen des Patrons und von Zeit zu Zeit ein wenig Speise verschluckte. Unterdes lagen die Schiffsleute auf den Knieen und baten Gott Neptun um einen sichern Hafen. Da legte sich der Sturm und ein günstiger Wind trieb sie in den Port von Mitylene, wo sie geborgen waren.

Als sie aber an das Gestade kamen, sahen sie große Feierlichkeiten und festliche Freude, denn man begieng den geheiligten Tag Neptuns des Meergottes. Die Schiffsleute, die viel Noth und Beschwerden ausgestanden hatten, erhoben ein Freudengeschrei, da sie ans Land stießen und stimmten ein in den Jubel des Inselvolkes. Da gieng der Schiffspatron hinunter zu Apollonius, der ihn grimmig empfieng und frug: Welcher Jubelschall hat meine

Ohren beleidigt? Der Schiffspatron antwortete: O Herr, diese Stadt ist erfüllt mit Freuden: das Fest Neptuns wird begangen: freue dich mit uns, daß wir gerettet sind. Da seufzte der König und sprach: Ich vergönne Jedermann seine Freude, aber mich laßt trauern. Nimm zwanzig Goldgülden und begeht dieses Fest nach langen Beschwerden in Lust und Wonne; wer aber mich zu Freuden beruft, dem soll man die Schienbeine zerschlagen. Der Schiffspatron nahm das Gold, kaufte seinem Volk was ihm Noth that zur Begehung der Freudenfeier und ließ den König in seinem Kummer allein.

Athanagoras, der König von Mitylene, kam mit seinem Gefolge in den Hafen, um die eingelaufene Flotte zu beschauen, und als er das Schiff des Königs erblickte, das schöner und größer war als alle die übrigen, erstaunte er über seine Pracht und sprach zu seinen Gefährten: Seht, Freunde, dieses Schiff ist eine Freude zu schauen: nie hab ich ein so herrliches Fahrzeug gesehen. Als die Mannschaft hörte wie ihr Schiff belobt wurde, sprachen sie: O Herr, kommt herein zu uns, und beseht das Innere dieses Schiffes, denn es ist so schön von innen als außen. Der König trat hinein, ließ sich Alles zeigen, hielt Wirthschaft mit ihnen und schenkte ihnen auch zwanzig Goldgülden, damit sie ihn nicht umsonst geladen hätten. Dann sprach er: Sagt mir doch wer der rechte Herr dieses Schiffes ist und aller der Uebrigen, die mit ihm gelandet sind. Da sprach der Patron: Ihr Herr ist ein reicher König und liegt am Boden dieses Schiffes, denn er hat das Licht der Sonne verschworen, weil ihm sein Weib zur See und seine Tochter in fremden Landen gestorben ist. Da sprach Athanagoras zu einem Knecht, Ardalio geheißen: Ich schenke dir zwei Gulden, wenn du zu ihm gehst und ihn heraufführst. Der Knecht antwortete: Für zwei Gulden kann ich mein Schienbein nicht wieder ganz machen laßen, denn der König hat befohlen, wer ihn zu Freuden berufe, dem solle sein Schienbein zerschlagen werden. Da sprach Athanagoras: Dieß Gesetz hat er mir nicht gemacht: ich will hinunter und sehen ob ich ihn trösten kann.

Er kam hinab auf den Boden des Schiffs und sah ihn mit dem rauhen, wildverwachsenen Bart an der Erde liegen. Er nahte sich ihm und sprach mit bescheidener Stimme: Sei gegrüßt, Apollonius. Der König gedachte es sei einer der Seinen und hob sein Antlitz zürnend empor; als er aber einen Mann in königlichem Staate vor sich stehen sah, verschluckte er seinen Zorn und schwieg. Da sprach Athanagoras: Herr, wundere dich nicht, daß ich unbekannt zu dir komme: ich bin der Fürst dieser Stadt und kam in den Hafen, die fremden Schiffe zu schauen; als ich aber deines erblickte, ward ich begierig dich kennen zu lernen. Deine Leute luden mich ein und sagten mir von deinem Leide, das mir inniglich weh thut: deswegen bin ich gekommen dich zu trösten und zu bitten, mir aus der Finsterniß ans Licht zu folgen und auf Gott zu vertrauen, der deine Trauer in Freude verkehren wird.

Apollonius erhob sein Antlitz und sprach: Herr, zieh hin in Frieden und habe Dank für deine Güte; nach meinen Unfällen kann ich nicht wieder froh werden und tafeln und zechen, noch begehr ich der Gesellschaft der Menschen. Hier in diesem Schiffsraum will ich liegen bis der Tod meinem Elend ein Ende macht. Darum überlaß mich meinen Schmerzen.

König Athanagoras, der wohl sah, daß er nichts ausrichte, gieng zurück zu den Fröhlichen und sagte, er hab es vergebens versucht, ihren Herrn dem Lichte wiederzuschenken; aber nichts könne ihn seinen Todesgedanken abwendig machen. Doch entsann er sich noch eines Weges und sprach zu einem Diener: Geh hin zu dem Frauenwirth und bitt ihn, mir Tharsien zu senden, denn die hat Weisheit und liebliche Rede: vielleicht kann ihn ihr Zuspruch vor dem Tode bewahren. Als Tharsia kam, sprach Athanagoras: Ich bitte dich, nimm alle deine Kunst zusammen, den Herrn dieses Schiffs zu erheitern, der in dem untersten dunkeln Bodenraum liegt und den Verlust seiner Gattin und seines Kindes bejammert. Wenn du ihn trösten und bewegen kannst, an das Licht hervorzugehen, so will ich dich von dem Kuppler loskaufen und reichlich ausstatten.

Tharsia gieng kühnlich hinab zu dem Trauernden, grüßte ihn mit sanfter Stimme und sprach: Wer du auch seist und welche Unfälle dich niederbeugen mögen, sei getrost: dich grüßt eine reine Jungfrau, die schon im zarten Alter den Grimm des Schicksals erfuhr und sich doch unter Stürmen und tausend Gefahren hohen Muth und Reinheit der Seele wie des Leibes zu erhalten wuste. Darauf nahm sie ihre Harfe und sang zu ihren Tönen so meisterlich, daß Apollonius aufmerksam ward und sich wider Willen genöthigt sah, ihrem süßen Gesang zu horchen:

Im Haus der Schanden muß ich sein,
Doch bleib ich unbefleckt und rein;
So steht beim Dorn das Röselein:
Mit List entgeht es aller Pein
Und kehrt sich zu der Sonne Schein:
Von Sünden wird mich Gott befrein
 Inmitten in den Sünden.
Mir hat zum Mörder sich verkehrt
Der erst mir Hülf und Schutz gewährt;
Mich löste Feind von Feindes Schwert,
Mein Leid von Tag zu Tag sich mehrt,
Das Glück mich immer mehr versehrt,
Die Sünde meines Leibs begehrt;
 Mehr will ich dir verkünden:
Das Waßer ist mein Vaterland,
Den Vater hab ich nie gekannt,
Doch wird sein Name weit genannt;
 Gott laße mich ihn sehen!
Ins Elend bin ich nun verbannt,
Wo mancher Knecht mit frecher Hand
Beschmitzen will mein rein Gewand:
 Dann rettet mich mein Flehen.
Mein Herz hab ich auf Gott gewandt:
So thu auch du, Herr auserkannt:
So wird dir Hülf und Trost gesandt
 In deinen Herzenswehen.

In dieser Weise fuhr sie fort zu singen und ihm Trost in die Seele zu flößen mit ihrer lieblichen Stimme, aber Apollonius

unterbrach sie mit Seufzen und sprach: Dich hat Gott Mercurius selber gelehrt und mit Künsten begabt: komm ich zurück in mein Königreich, so will ich deiner gedenken und dich loskaufen aus dem Hause der Schande. Jetzt aber geh hin, überlaß mich meinen Gedanken und nimm dieß zum Lohn deiner Mühe. Damit wollte er ihr Gold reichen, aber Tharsia sprach: Ich bin nicht gekommen deine Gabe zu verdienen, sondern dich zu trösten und dem Leben wieder zu eignen, denn es ist unrühmlich und unmännlich dem Schmerz zu erliegen. Kannst du aber meine Fragen lösen, die ich dir vorlege, so will ich gehen und dich allein laßen, wenn ich dich nicht erheitern kann. Wiße jedoch, daß es Gott und den Menschen nicht wohlgefällig ist, wie du dich dem Kummer ergeben und Dein selber vergeßen hast.

Der König sah nun wohl, daß er sie nicht verscheuchen könne und gedachte: Ich will ihren Willen thun und ihre Räthsel lösen, damit sie mich allein läßt und nicht länger meiner Trauer entzieht. Er richtete also sein Haupt empor, ließ sie neben ihm sitzen und sprach: Wiewohl mir in meinem Leide nichts geziemen mag als Weinen und Stöhnen, so will ich dir doch gestatten deine Räthsel zu sagen, um dir zu zeigen, daß ich deine Kunst und Weisheit zu würdigen und zu erwidern verstehe. Dann aber laß mich allein und raube mir nicht länger den Genuß der Einsamkeit. So höre denn, sprach Tharsia, mein erstes Räthsel; du bist ein König und billig weiser als ich:

Ich kenn ein Haus gar wohl erbaut,
Das klingt und tönet hell und laut,
Du hörst von Fern sein Rauschen.
Viel Gäste spielen drin umher:
Von diesen wirst du nimmermehr
Nur einen Ton erlauschen.
Es wandelt stäts von Ort zu Ort,
Die Gäste wandeln mit ihm fort:
Dieß Haus sollst du mir nennen.

Da sprach Apollonius: Damit du siehst, daß ich nicht ge-

pralt habe, so wiße, das Haus ist das Waßer mit seinen rauschenden Wellen und seine Gäste die stummen Fische, die mit den Wellen ewig von Ort zu Ort wandeln. Doch wundert mich deine Vernunft bei so jungen Jahren und dein englischer Sinn, den menschliche Weisheit nicht begreifen mag. Doch jetzt laß mich und geh. Aber Tharsia legte ihm ein anderes Räthsel vor und sprach:

Ein Ries erwächst in einem Wald,
Von hoher, mächtiger Gestalt,
Zwar stark und schön, doch wild und alt;
Um ihn Genoßen mannigfalt.
Mit diesen zieht er auf die Fahrt
Zu schaun der fremden Länder Art:
Sprich wie der Riese so gebahrt,
Daß Niemand seine Spur gewahrt.

Wär ich vor Leid nicht krank, sprach Apollonius, ich wollte deine Räthsel lösen und dir andere vorlegen, die dir unbekannt sind. Der Riese ist der Mast- oder Segelbaum auf den Schiffen, die ganz von Holz erbaut sind: die Winde führen ihn schnell dahin auf den Wellen, an vielen Ländern vorbei; doch läßt er keine Spur seiner Fahrt zurück. Da sprach Tharsia:

Von außen glatt, von innen rauch;
Sie stoßen mir in meinen Bauch
Mit einem Stecken grobes Haar
Bis ich erfüllt bin ganz und gar.
Manch harter Schlag wird mir gegeben,
Daß ich muß auf und nieder schweben
Ich armer Tropf, wie ist mir weh:
O läg ich tief in einem See!

Da erneust du mir meine alten Schmerzen, sprach Apollonius, denn du mahnst mich an meinen Schwäher, der mich durch das Ballspiel lieb gewann: denn der Ball ist die Lösung deines Räthsels. Er ist von Leder, inwendig mit Haaren gefüllt und wird auf und nieder geschlagen.

Noch viel andere Fragen beantwortete ihr Apollonius, denn die hohen Gaben der Jungfrau hielten seine Gedanken gefeßelt, daß er eine Weile seines Leides vergaß. Als aber Tharsia merkte, daß er ein Wohlgefallen an ihr habe, meinte sie ihn an das Licht hervorzuziehen, setzte sich auf seinen Schooß, küßste seine Lippen zärtlich und sprach: Höre die Bitten der flehenden Jungfrau und entschließ dich zu leben, denn es wäre Sünde, wenn ein Mann von so hoher Kunst und Vernunft in Trauer vergehen sollte. Es steht bei den Göttern, dir deinen Verlust zu ersetzen: sie können dein Gemahl dir wiederschenken, deine todtgeglaubte Tochter beleben: darum ermanne dich und folge mir.

Bei diesen Worten umschlang sie seinen Leib und wollte ihn mit sich fortziehen; aber Apollonius ergrimmte und stieß sie mit solcher Gewalt von sich, daß sie niedertaumelte und einen schweren Fall wider einen Pfosten that. Ihre Stirne war verletzt, sie wälzte sich in ihrem Blute, jammerte und sprach:

O Gott, Schöpfer und Erhalter, wie verfolgst du mich Unselige; von der Geburt bis zu dieser Stunde häuffst du Trübsal und Noth auf mich Schuldlose: womit hab ich dich beleidigt? Auf stürmischem Meere ward ich geboren, der Augenblick, der mich ins Leben rief war meiner Mutter Tod, ein enger Sarg übergab sie den fühllosen Wellen, der eine königliche Bestattung geziemt hätte. Mein Vater gab mich falschen Freunden zu erziehen, den Gottlosen, die mir nach dem Leben standen, ein niederer Knecht zuckte den Dolch über mir, da befreiten mich Seeräuber von dem sichern Tode und verkauften mich hieher in das gemeine, sündliche Leben; durch Jammer und Thränen erhielt ich meine Reinheit, mit blutendem Herzen must ich Andere froh machen, ein nichtswürdiger Kuppler wucherte mit meinen Künsten und Reizen. Diesem Greis vertraute ich mein Herz, hoffte ihn dem Leben wiederzuschenken und Ungemach und Schmerzen sind mein Lohn. O mein Vater Apollonius, wie hast du mein vergeßen! O Tharsia, warum mustest du geboren werden!

Als Apollonius alle diese Wahrzeichen vernahm, that er einen mächtigen Freudenschrei, warf sich zu ihr an den Boden, hob sie auf seinen Schooß und bedeckte sie mit Küssen: O barmherziger Gott, rief er aus, dir sind Himmel und Erde und alle Tiefen der Meere durchschaulich, dein Name werde gepriesen! Mit welcher Freude begabst du mein Alter, da ich die Tochter lebend finde, die ich todt und begraben wähnte! Ein Strom von Thränen unterbrach seine Rede, er küßte und herzte sie und wiegte sie in seinen Armen, um ihren Schmerz zu beschwichtigen. Auch Tharsien durchzuckte die Freude, sie erholte sich und umschlang den wiedergefundenen Vater und hieng an seinem Halse mit Schluchzen und Thränen. Nun will ich nicht sterben, sprach Apollonius, da die Götter unverhofft mich meines Gelübdes entbunden haben. Um deinetwillen entsagte ich dem Leben, um deinetwillen, du Hälfte meiner Seele, gehör ich ihm jetzt wieder an. Darauf rief er mit lauter Stimme: Herbei, ihr Diener, und schaut meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, die ich wiedergefunden: die Jungfrau ist es, die ihr sandtet mich zu trösten. Da liefen die Diener und König Athanagoras hinunter zu ihm und fanden ihn weinend vor Freude an dem Halse der Tochter. Da erhob er sich und sprach: Seht hier die Verlorene, schmerzlich Beweinte, um derentwillen ich sterben wollte; jetzt aber bin ich dem Leben wiedergeschenkt.

Da war Niemand, dem seine Augen nicht übergiengen vor freudiger Rührung über das Glück des Königs und seiner Tochter. Nun warf Apollonius seine Trauerkleider ab und kleidete sich königlich, in so köstliches Gewand, daß sich Männiglich darüber verwunderte. Da sprachen Alle, die ihn sahen: O Herr, wie gar hat diese Jungfrau deine Bildung und Gestalt, wie gleichen dir ihre Züge! wenn du nicht wüßtest, daß sie deine Tochter sei, so bewiese es euer beider Angesicht: ihr könnt euch nicht verläugnen.

Die Tochter fiel ihrem Vater um den Hals, herzte und küßte ihn zärtlich und sprach: Gelobt sei Gott, dessen Gnade mir die Freude gegönnt hat, dich zu schauen: nun will ich hinfort mit

dir leben, mit dir sterben! Dann erzählte sie ihm nochmals ihre Schicksale und ihre Unfälle, wie sie in das Haus der Schande verkauft worden, und wie sie Gott durch seine Gnade vor dem sündlichen Leben bewahrt und ihre Ehre erhalten habe.

Athanagoras, der in ihre Liebe entzündet war, besorgte, sie würde einem Andern zu Theil werden, fiel Apollonius zu Füßen und sprach: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der dem Vater seine Tochter wiederschenkte, daß du Tharsien keinem Andern zum Gemahl gebest als mir, denn ich bin ein König gleich dir, sie ist durch mich eine reine Magd geblieben, ich habe sie zu dir geführt, ohne mich hätte sie den Vater nicht wiedergefunden: darum begehr ich sie zum ehelichen Gemahl. Da sprach Apollonius: Ich kann sie dir nicht weigern, du hast meiner Tochter viel Gutes erzeigt, ich verheiße sie dir zum Weibe. Doch bitt ich dich vor Allem, daß du mir Recht verschaffest über den gottlosen Frauenwirth.

Da gieng Athanagoras in die Stadt, berief die Bürger und sprach: Laßet die Stadt nicht verderben um Einen Verworfenen: Apollonius, der König von Antiochien und Tyrus liegt mit einer mächtigen Flotte in unserm Hafen und hat seine Tochter Tharsia in dem Hause des schändlichen Kupplers gefunden, der sie zu Sünden nöthigen und ihren königlichen Leib gemeiner Unzucht Preis geben wollte; doch hat sie ihm mit der Hülfe des allmächtigen Gottes widerstanden. Nun begehrt er Recht über ihn; wo nicht, so zerstört er mit Feuer und Schwert eure Stadt.

Da liefen die Bürger und alles Volk mit Weib und Kindern in Scharen an den Hafen, den König Apollonius zu sehen und seine Barmherzigkeit anzuflehen. O Herr, riefen sie, es geschehe was du begehrst. Der Kuppler ward gefangen und gebunden vor den König geführt. Apollonius in königlichem Staat festlich geschmückt, bestieg an der Hand seiner Tochter die Rednerbühne und sprach zu dem Volke: Ihr seht meine Tochter Tharsia, die heute ihrem Vater wiedergegeben ward. Ein schändlicher Kuppler stellte ihrer Ehre nach und sparte kein Mittel ihren reinen

Leib zu beflecken; weder Bitten, noch die erworbenen Schätze konnten sie aus seiner Gewalt befreien. An euch ist es, ihr Recht zu verschaffen.

Da sprachen Alle einstimmig: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und alle sein Reichthum deiner Tochter zu Theil werden. Tharsia aber berief den Knecht, welchem der Kuppler befohlen hatte, sie zu schänden und sprach: Weil du menschlich warst und meinen Bitten Gehör liehest, schenk ich dir die Freiheit und zweihundert Goldgülden. Auch befreite sie alle die Mägde des Kupplers und beschenkte sie reichlich. Nun sprach Apollonius zu dem Volke: Ich sag euch Dank für die Ehre, die ihr mir und meiner Tochter erzeigt habt und vergelte sie euch mit einer bescheidenen Gabe. Hierauf ließ er funfzig Pfund Goldes unter die Bürger vertheilen.

Wenige Tage darauf gab Apollonius seine Tochter Tharsia dem König Athanagoras zu seinem ehelichen Gemahl zur großen Freude der ganzen Bürgerschaft und in Gegenwart vieler Könige, Fürsten, Grafen und Herren, und vieler schönen Jungfrauen, welche die Hochzeit verherrlichten. An demselben Tage ließen die Bürger von Mitylene eine köstliche Säule auf dem Markt errichten mit der Inschrift: Dem Könige Apollonius und seiner frommen Tochter Tharsia, zum ewigen Gedächtniss ihres reinen Lebens.

Darauf ließ Apollonius seine Schiffe bereiten und fuhr mit der Tochter und seinem Eidam Athanagoras gen Tharsus, Rache zu nehmen an Stranguilio und seinem Weibe. Aber eines Nachts erschien ihm im Traume eine englische Gestalt und befahl ihm, den Göttern dankbar zu sein für die Wiedererweckung der Tochter. Im Tempel der Diana zu Ephesus solle er mit ihr und seinem Eidam das Opfer vollbringen und dann alle seine Schicksale mit lauter Stimme erzählen. Hernach möge er Rache nehmen für seine Tochter.

Sogleich wandten sie ihre Fahrt gen Ephesus und betraten den geweihten Tempel Dianens. Als die Königin Lucina, die noch in diesem Tempel ein priesterliches Leben führte, von der Ankunft

eines fremden Königs vernahm, schmückte sie ihr Haupt mit königlichem Geschmeide, hüllte sich in purpurne Gewänder und trat im Geleit ihrer Jungfrauen in den Tempel. Sie war noch so schön wie vor achtzehn Jahren: der reine Dienst Dianens hatte ihre Blüthe frisch erhalten, daß sie vor allen ihren Jungfrauen herrlich stralte. Als Apollonius sie sah, glaubte er die Göttin Diana zu erblicken, ließ sich mit Tochter und Eidam auf die Kniee vor ihr nieder, weihte dem Tempel köstliche Geschenke und sprach mit laut erhobener Stimme: Ich Apollonius, ein geborener König von Tyrus, empfieng als Jüngling Lehre und Weisheit, und da ich mich reif fühlte, alle Räthsel zu lösen, kam ich zu dem bösen König Antiochus und beantwortete seine Frage, um seine Tochter zu gewinnen. Aber er brach sein Wort und stellte mir nach dem Leben, daß ich flüchten muste vor seinen Söldlingen. Auf dem Meer verlor ich alle meine Habe und kam elendiglich zu dem König Archistrates, der mich gütig aufnahm und mir seine Tochter Lucina zum Weibe gab. Als aber Antiochus vom Blitzstral getroffen wurde, fuhr ich aus, sein Königreich in Besitz zu nehmen. Da starb mein Weib auf dem Meere an der Geburt einer Tochter; ein wohlverwahrter Sarg übergab ihre Leiche den Wellen; die Tochter ließ ich mit großen Schätzen meinen Gastfreunden in Tharsus bis sie heranwüchse, und fuhr gen Antiochien. Nach vierzehn Jahren kehrte ich nach Tharsus zurück, die Tochter heimzuholen und vernahm, sie sei jählings gestorben. Verzweifelnd gelobte ich um sie zu trauern bis ein Wunder sie wiedererwecke. Dieß Wunder hat sich unverhofft begeben, die Gnade der Götter hat mir die Tochter wiedergeschenkt, und nun komm ich zu ihrem Tempel, das Opfer des Danks zu vollbringen.

Während er also sprach, wuste Lucina ihre Freude kaum zu mäßigen, doch als er endete stieg sie die Stufen des Altars herab, fiel dem knieenden Apollonius um den Hals und wollte ihn küssen. Apollonius, sprachlos vor Verwunderung, erkannte sie nicht und sträubte sich gegen ihre Umarmung; aber Lucina sprach mit weinenden Augen: O mein Herr und Trost meiner Seele,

wie thust du also? Ich bin dein Weib Lucina, König Archistrates Tochter; so bist du Apollonius von Tyrus, mein Herr und Gemahl, mein Meister in den Künsten, mein Schiffbrüchiger, den ich liebte und wählte nicht um leibliche Begierde, sondern um seine Weisheit und Kunst. Da erkannte sie Apollonius, fiel ihr um den Hals und vergoß Thränen der Freude. Gelobt sei der Höchste, rief er aus, der mir die Gattin zu der Tochter wiederschenkt! Wo ist meine Tochter? frug Lucina. Da zeigte er ihr Tharsien und sprach: Hier ist sie. Da küßte sie Lucina mit mütterlicher Zärtlichkeit und die Freude war groß und das Gerücht flog durch die Stadt, daß König Apollonius sein Gemahl im Tempel Dianens wiedergefunden habe.

Darauf fuhr Apollonius mit einem königlichen Heere gen Tharsus. Dort ließ er den Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades fahen, führte sie vor die Bürger und Herren der Stadt und sprach: Ihr Bürger von Tharsus, sprecht, ob ich euch beleidigt habe? Sie sprachen alle einstimmig: Du bist unser gütiger Herr, wir sind bereit für dich zu sterben und haben dir diese Säule zum Gedächtniß deiner Wohlthaten gesetzt: womit solltest du uns beleidigt haben? Da sprach Apollonius: So klage ich euch, daß mir diese eure Mitbürger meine Tochter Tharsia, die ich ihnen befohlen, nicht wiedergeben wollen. Da sprach das unselige Weib: Herr, hast du nicht selber ihr Grab gesehen und die Inschrift gelesen? Apollonius antwortete: Die Meinung der Bürger, die das Grabmal machen ließen, ist gut; aber deine Werke sind sträflich gewesen. Hiemit berief er seine Tochter und zeigte sie dem Volke. Da sprach sie mit sanfter Stimme:

Ihr Bürger, Tharsia, die von den Todten auferstanden ist, entbietet euch ihren Gruß. Da erschrak Dionysiades und bebte wie ein Laub im Winde; aber die Bürger der Stadt jubelten. Tharsia ließ darauf den Knecht herbeiholen, der sie hatte ermorden sollen und sprach zu ihm: Wenn du gestehst wer dich gedungen hat mich umzubringen, so soll dir das Leben geschenkt werden. Der Knecht antwortete: Das war Dionysiades, meine Herrin. Da

ergriffen die Bürger von Tharsus das böse Weib, schleppten sie vor die Thore und steinigten sie. Doch Stranguilio ward unschuldig befunden und dem Knechte schenkte Tharsia Leben und Freiheit, weil er ihr Zeit gegönnt hatte, zu Gott zu beten. Apollonius beschenkte die Stadt königlich und verweilte drei Monate in ihrer Mitte.

Darauf fuhr er gen Pentapolis zu Archistrates, seinem Schwäher, wo sie mit großen Freuden empfangen wurden. Als der Greis Tochter und Enkelin mit ihrem königlichen Gatten erblickte, ward seine Freude unbeschreiblich groß. Er vermachte ihnen sein Reich, lebte ein ganzes Jahr mit ihnen unter Jubel und Festen und starb in hohem Alter in den Armen seiner Lieben.

Eines Tages ritt Apollonius am Gestade des Meeres und sah den Fischer, welcher seinen Rock mit ihm getheilt hatte. Er ließ ihn fahen und nach dem Palaste führen. Da der Fischer sich von den Kriegern ergriffen sah, wähnte er es gehe ihm an sein Leben. Apollonius ließ ihn vorführen und sprach: Dieß ist mein Schutzgeist, der mich nach dem Schiffbruche gespeist und gekleidet hat. Dann redete er ihn an und sprach: Ich bin Apollonius von Tyrus, der deiner Wohlthaten nicht vergeßen hat. Darauf ließ er ihm zweihundert Pfund Goldes reichen und machte ihn zu seinem Hofgesinde so lange er lebte. Auch den Elinatus, der ihn vor Antiochus gewarnt hatte, belohnte er für seine Treue und gab ihm eine reiche Grafschaft zu Lehen. Bald gebar ihm sein Weib einen Sohn, dem er Antiochien und Tyrus übergab; Pentapolis und Tharsus überwies er seinem Eidam Athanagoras.

Darnach lebte Apollonius mit seinem Gemahl vier und siebenzig Jahre in Frieden und Seligkeit. Sein Leben ließ er in zwei Büchern beschreiben, wovon das eine im Tempel zu Ephesus niedergelegt, das andere in seinem Schatze bewahrt wurde.

---

2. Pericles Fürst von Tyrus.

Zur Sagenvergleichung.

Die englischen Kritiker, welche dem Shakspeare dieses Stück entweder ganz absprechen oder ihm nur einen geringen Antheil daran zuschreiben, leiten den Beifall, welcher demselben seit seiner ersten Aufführung auf der englischen Bühne zu Theil ward, von dem großen Interesse der zum Grunde liegenden Geschichte ab und gewiss nicht mit Unrecht, denn wenn wir auch Shakspeare für den Verfaßer hielten, so bliebe es doch eins seiner frühesten (?) und schwächsten Werke, und jener Beifall läßt sich kaum anders erklären. Selbst daß sich der Dichter so genau an seine Quelle hielt, deutet darauf, daß sie ihm, wenn auch nur ihrer Popularität willen, ehrwürdig war.

Der Roman von Apollonius ist in alle Sprachen übersetzt worden und die große Menge von Handschriften, Ausgaben und Bearbeitungen desselben, die sich bei allen Nationen finden, verstattet einen Rückschluß auf seinen innern Werth, den wir selbst fast höher anschlagen als den des Schauspiels. Er ward auch unter die deutschen Volksbücher aufgenommen.

Den Bemühungen so ausgezeichneter Gelehrten wie Velser, Fabricius, Douce u. A. hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, den Verfaßer dieses Romans zu entdecken; doch stimmten Alle bis vor Kurzem darin überein, daß er zuerst im fünften oder sechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. griechisch geschrieben wurde. Wie F. Liebrecht (zu Dunlop S. 545) nachweist, wird eine lateinische Uebersetzung schon in einem Bücherverzeichniss des neunten Jahrhunderts aufgeführt. Gottfried von Viterbo, der in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, scheint ihn für bare Geschichte ge-

halten zu haben, denn er erzählt ihn seinem ganzen Inhalte nach in seinem Pantheon oder allgemeinen Chronik als eine Begebenheit, die sich unter der Regierung des dritten Antiochus ereignet habe. Bemerkenswerth ist die Form seiner versificierten Darstellung: zwei aufeinander reimende Hexameter werden von einem Pentameter begleitet. Theils aus Gottfrieds Erzählung theils unmittelbar aus dem griechischen (?) Original scheinen die lateinischen Prosaversionen gefloßen zu sein, von welchen sich eine in den Gestis Romanorum findet, eine andere, ohne jene zu kennen, Velser abdrucken ließ, und eine dritteeinzeln ohne Jahreszahl und Druckort in den letzten dreißig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts erschien. Diese drei Recensionen weichen nur in Worten, nicht in Thatsachen von einander ab; doch hält Eschenburg die erste für das Vorbild der beiden Andern. Ein altdeutsches Gedicht von Apollonius von Tyrland durch Heinrich von der Neuenstadt (zu Wien) wurde schon um 1400 gedichtet, wahrscheinlich nach den Gest. Rom. Vgl. Hagens und Büschings Grundr. S. 206. Die spätern Bearbeitungen in deutscher Prosa, welche lange Zeit beliebte Volksbücher waren, scheinen aus Gottfried von Viterbos Pantheon gefloßen zu sein; wenigstens giebt die Ausgabe zu Augsburg durch Günther Zainer 1471 Fol. und die nach den Proben bei Eschenburg sehr verdorbene zu Straßburg 1516 kl. 4. diese Quelle an. Correcter scheint die von 1556 12., deren wir uns bedienten. Wir haben daraus Tharsiens Lied, offenbar ein altes Meisterlied mit Auf- und Abgesang (der Aufgesang zerfällt in zwei, der Abgesang in drei künstlich gereimte Stollen) getreu übersetzt; doch durften wir dieß nur mit der ersten Strophe des Liedes thun, weil die zweite seltsam genug in der Erzählung fortfährt, was unsere Ansicht, daß hier ein alter Meistergesang eingeschaltet worden, zu bestätigen scheint. Mehr Freiheit glaubten wir uns bei den Räthseln nehmen zu müßen, die in dem Volksbuch weniger gut behandelt waren. Ein Verzeichniß der Handschriften und Drucke dieses Romans in allen Sprachen findet man bei Douce II. p. 140 sqq.

Auch in England ward der Roman von Apollonius von Tyrus frühzeitig in Versen und Prosa bearbeitet. Der Zeitgenoße Chaucers, John Gower, der in Shakspeares Pericles als Chorus auftritt, flocht ihn in dem 8. Buch seiner Confessio amantis ein, die schon vor dem Jahre 1332 vollendet war. Sein Gewährsmann ist, wie er selbst angiebt, Gottfried von Viterbo. Dr. Farmer besaß aber ein Fragment eines englischen Gedichts über denselben Gegenstand, das der Handschrift und der Sprache nach älter als Gower schien. In englischer Prosa kam der Roman von Apollonius schon 1510 bei Wynkyn de Worde nach dem Französischen des Robert Copland heraus. Im Jahre 1576 hatte William Howe ein Privilegium für eine Ausgabe dieses Volksromans, von der die 1607 zu London bei Valentin Simmes erschienene Uebersetzung des Lawrence Twine nur ein Wiederabdruck sein soll. Letztere hat Payne Collier in seiner Shakespeares Library I. 183 zugleich mit Gowers schon erwähntem Gedichte als Quellen des Pericles abdrucken laßen. Sie führt den Titel: The patterne of painefull Adventures: containing the most excellent, pleasant and variable Historie of the strange accidents that befell vnto Prince Apollonius, the Lady Lucina his wife and Tharsia his daugther. Wherein the vncertaintie of this world, and the fickle state of mans life are described. Gathered into English by Lavrence Twine Gentlemen. Imprinted at London by Valentine Simmes for the Widow Newman. Im Uebrigen vergl. man über diesen so allbeliebten und so oft wiederholten Roman Ferd. Wolf Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur, Berlin 1859, S. 51 Note 2 und F. Liebrecht Heidelb. Jahrb. 1864 S. 217.

Für Shakspeares nächste Quelle hält man Gowers Confessio amantis, weil dieser alte Dichter im Pericles redend eingeführt wird. Allein aus den Noten der englischen Erklärer, welche sehr häufig Stellen aus dem Volksbuche anführen, ersieht man, daß der Dichter öfters von Gower abwich und sich an jenes hielt, wie denn Go=

wers Darstellung mangelhaft ist.*) Auch ergiebt sich aus diesen Stellen, daß das englische Volksbuch mit dem deutschen genau übereinstimmt, und dieß rechtfertigt uns, wenn wir uns zunächst an dieses und die Gesta Romanorum hielten. Wir würden uns der letztern allein bedient haben, wenn der Erzählung ein alterthümlicher, volksmäßiger Anstrich, den ihr auch Shakspeare oder Wer der Dichter war durch die Einführung des alten Gower zu geben beflißen war, nicht überaus wohl anstände; diesen konnte sie aber durch Anschließung an das deutsche Volksbuch am Ungezwungensten erhalten. Auch glaubten wir, die Lieder und Räthsel nach Anleitung des Volksbuchs in Reimen, nicht in Hexametern, geben zu müßen. Eine etwas freiere Behandlung als wir uns sonst erlauben, wird man uns hier, wo wir zwei verschiedene Vorbilder zu vereinigen hatten, zu Gute halten. Doch beschränkten wir uns bei dieser nothwendigen Freiheit auf die Darstellung ohne an Thatsachen willkürlich zu ändern.

Viel sagenhafte Züge begegnen in unserm Roman, obgleich er schwerlich ganz auf einem Märchen beruht. Die blutschänderische Liebe des Antiochus zu seiner Tochter leitet auch das deutsche Volksbuch von der Helena und Straparolas verwandtes Märchen von dem Mädchen im Schrein ein. Vgl. Valentin Schmidts Märchensaal, S. 115, nebst den Anmerkungen S. 303, und Pentamerone II. 6. (16). Aehnliches in Legenden z. B. Deutsche Sagen II. S. 182, Fischarts Gargantua Bl. 31a. Doch ist sie hier, namentlich in den Märchen, sehr schön motiviert, während sie im Apollonius ganz unbegründet bleibt. Die Erhaltung Lucinas in dem Kasten erinnert wieder an die Doralicens in dem

*) An die Stelle des Ballspiels, wodurch Apollonius die Gunst des Königs von Pentapolis gewinnt, setzte Shakspeare ein Turnier; es ist nicht nachzuweisen, daß er diese Aenderung irgend einem Vorbilde verdanke. Zweifelhafter ist, ob nicht eine englische Erzählung dieses Romans mit den veränderten Namen vorhanden war, deren Shakspeare sich bediente, etwa die S. 213 erwähnte Novelle des G. Wilkins.

Schrein. Das Räthsel, von dessen Lösung der Besitz der Prinzessin abhängig gemacht wird, ist ein tausendmal wiederkehrender Zug. Der Aufenthalt Tharsiens in dem Hause des Kupplers erscheint ähnlich in vielen kirchlichen Legenden wieder, z. B. in der von der heiligen Agnes, und der Fischer, welcher seinen Rock mit dem schiffbrüchigen Apollonius theilt, ist ganz der heilige Martin. Doch wird dieser Erzählung Poesie und anziehende Erfindung nicht abgesprochen werden können, und gewiss werden uns die Leser für ihre ausführliche Mittheilung Dank wißen.

Schon unter XI. ist bemerkt worden, daß die Wiederfindung Lucinas als Priesterin der Diana zu Ephesus vermuthlich das Vorbild der Erhaltung Hermionens im Wintermärchen war; weit mehr aber erinnert in Shakspeares Irrungen die Erhaltung und Wiederfindung Emiliens, der Aebtissin zu Ephesus, an Apollonius und Pericles, so wie andererseits die Katastrophe der Irrungen mit dem Ausgange der unter XIII. erwähnten Novelle Cinthios große Aehnlichkeit hat. Auch an Hero in Viel Lärmens um Nichts wird man denken.

Das Shakspeare mit Recht oder Unrecht zugeschriebene Schauspiel von Pericles ist späterhin wieder selbst die Quelle einer gleichnamigen Novelle des George Wilkins geworden, welche 1608 zuerst gedruckt wurde, die neuerdings aber Tycho Mommsen wieder auflegen ließ. Pericles Prince of Tyre. A Novel by George Wilkins, printed in 1608 and founded upon Shakespeares play. Edite by Professor Tycho Mommsen. With a preface by the editor, and an introduction by J. Paine Collier Esq. Oldenburg 1857. Delius im Jahrbuch der Shakspeare-Gesellschaft III, 192 hält Wilkins, den Verfaßer der Novelle Pericles, zugleich für den ursprünglichen Verfaßer des Dramas Pericles, dessen zweiten Theil Shakspeare für die Kings Players umzuarbeiten unternahm. Uebrigens bezweifelt Mommsen den griechischen Ursprung des Originals, obwohl doch die Abenteuer des Apollonius sehr in der Art der griechischen Romane sind, worin Seefahrten und Seeräuber die gröste Rolle spielen. Sonst hät-

ten auch wir lieber auf deutschen Ursprung gerathen: erstens wegen der großen Rolle, welche Räthsel in der Erzählung spielen, zweitens wegen des Gelübdes des Apollonius, den Bart nicht zu verschneiden und die Kleider nicht zu wechseln, was an die deutschen Rachegelübde und des Teufels russigen Bruder erinnert. Vgl. Handb. der d. Myth. 77. 463.

XV.

Zu

König Lear.

1. König Leir.

Nach Holinshed.

Leir, der Sohn Baldubs, wurde Herscher der Britanner im Jahre der Welt 3105, zu welcher Zeit Joas in Juda regierte. Dieser Leir war ein Prinz von edelm Betragen und Land und Leute befanden sich unter ihm in großem Wohlstande. Er baute die Stadt Caerleir, die jetzt Leicester heißt und am Ufer des Sore liegt. Es ist geschrieben, daß er von seiner Gemahlin drei Töchter hatte und weiter keine Nachkommen: ihre Namen waren Gonorilla, Regan und Cordeilla. Diese Töchter liebte er sehr, aber vorzüglich die jüngste, Cordeilla, die er den beiden ältern noch vorzog.

Als dieser Leir zu hohen Jahren gekommen war und das Alter ihn mürrisch machte, gedachte er die Gesinnungen seiner Töchter gegen ihn zu prüfen und die, so er am meisten liebte, zur Nachfolge im Königreiche zu befördern. Er fragte also die älteste, Gonorilla, zuerst, wie sehr sie ihn liebe. Diese rief ihre Götter zu Zeugen an und schwur, daß sie ihn mehr liebe als ihr eigenes Leben, das nach Recht und Vernunft ihr das Theuerste sein müste. Solche Antwort erfreute den Vater, er wandte sich daher zur zweiten und fragte sie, wie sehr sie ihn liebe, worauf diese, indem sie ihre Worte mit hohen Eiden bekräftigte, versetzte, sie liebe ihn mehr als die Zunge auszudrücken vermöge und weit über alle andern Geschöpfe in der Welt.

Dann rief er seine jüngste Tochter Cordeilla vor sich und fragte sie wie hoch sie ihn halte, worauf sie eine Antwort gab wie folgt: Ich kenne die große Liebe und die väterliche Sorgfalt,

die ihr immer zu mir getragen habt und deshalb kann ich euch nicht anders antworten als wie ich denke und mir mein Gewißen erlaubt. Ich schwöre, daß ich euch immer geliebt habe und daß, so lange ich lebe ich fortfahren werde euch als meinen Herrn Vater zu lieben; wollt ihr mehr von der Liebe wißen, die ich zu euch trage, so seit versichert, daß ihr so viel werth seid wie ihr habt, und so viel lieb ich euch und nicht mehr.

Der Vater war keineswegs mit dieser Antwort zufrieden; er verheirathete die beiden ältern Töchter, die eine an den Herzog von Cornwall, der Henninus hieß, die andere an den Herzog von Albania, dessen Name Maglanus war, und befahl und verordnete, daß zwischen ihnen, nach seinem Tode, sein Land getheilt werden solle, dessen eine Hälfte er sogleich ihren Händen übergab; für die dritte Tochter Cordeilla aber behielt er sich nichts vor.

Doch trug es sich zu, daß Einer von den Fürsten Galliens (das jetzt Frankreich heißt), dessen Name Aganippus war, von der Schönheit, der Jungfräulichkeit und den guten Eigenschaften genannter Cordeilla Kunde erhielt und sie sich zur Ehe wünschte. Er sandte daher herüber zu ihrem Vater und ließ um sie anhalten. Der Vater gab zur Antwort, daß er seine Tochter haben könne; was aber eine Mitgift oder ein Wittthum angehe, so könne ihr kein solches ausgesetzt werden, da Alles schon ihren Schwestern versprochen und zugesichert sei.

Trotz dieser Antwort, die ihm jede Mitgift für Cordeilla versagte, nahm Aganippus sie dennoch zum Weibe, lediglich in Berücksichtigung ihrer selbst und ihrer liebenswürdigen Tugenden. Dieser Aganippus war einer von den zwölf Königen, die zu der Zeit über Gallien herschten.

Da Leir aber sehr alt wurde, währte es den beiden Herzogen, die seine ältern Töchter gefreit hatten, zu lange bis die Herschaft über das Land vollends in ihre Hände kam; sie erhoben sich daher gegen ihn in Waffen und beraubten ihn alles Regimentes unter Bedingungen, die Zeit seines Lebens gelten sollten. Nach diesen ward ihm eine Summe ausgesetzt, von der er seinen Hof

unterhalten sollte; aber im Fortgange der Zeit ward sie sowohl von Maglanus wie von Henninus verkürzt.

Der gröste Kummer aber, den Leir hatte, war die Schändlichkeit seiner Töchter ansehen zu müßen, denn die schienen zu denken, wie wenig auch ihr Vater bekomme, so sei es immer noch zu viel. So muste er von einer zur andern ziehen und gerieth in solches Elend, daß er nur noch einen Diener halten konnte. Zuletzt wurde die Schändlichkeit und Unnatürlichkeit seiner Töchter so groß und sie vergaßen so ganz der schönen und gefälligen Worte, die sie in früherer Zeit gebraucht hatten, daß sie ihn zwangen aus dem Lande zu fliehen und nach Gallien zu schiffen, um bei der jüngsten Tochter, bei Cordeilla, die er zuvor gehaßt, einigen Trost zu suchen.

Sobald Cordeilla vernahm, daß er in ärmlichem Zustande angekommen sei, sandte sie ihm zuerst heimlich eine Summe Geldes, daß er sich mit dem Nöthigen versehen und eine Anzahl Diener suchen möge, die ihm in ehrenhafter Weise aufwarteten wie es sich für den Rang, den er einst eingenommen hatte, geziemte. Dann lud sie ihn ein, in dieser Begleitung an den Hof zu kommen, was er that und so freudig, ehrenvoll und freundlich von seiner Tochter und seinem Schwiegersohne Aganippus aufgenommen wurde, daß sein Herz großen Trost gewann. Denn man hätte ihn nicht mehr ehren können, wenn er König des ganzen Landes gewesen wäre. Darauf unterrichtete er seinen Schwiegersohn und seine Tochter, wie seine andern Töchter an ihm gehandelt hätten. Aganippus ließ, um seinen Schwiegervater Leir wieder in sein Reich eingesetzt zu sehen, sogleich eine mächtige Armee zusammenziehen und eine große Flotte ausrüsten, um nach Britannien überzusetzen.

Man kam überein, daß Cordeilla ihren Vater begleiten solle, um von dem Lande Besitz zu nehmen, das er ihr, als seiner rechtmäßigen Erbin, nach seinem Tode zu hinterlaßen und alle frühern Vergebungen an seine andern Töchter oder ihre Ehemänner für null und nichtig zu erklären versprach. Als Flotte und Mann-

schaften bereit waren, stach Leir mit seiner Tochter Cordeilla und ihrem Gemahl in See, landete in Britannien, focht mit seinen Freunden und schlug sie in einer Schlacht, in der Maglanus und Henninus umkamen. Leir ward in sein Königreich wieder eingesetzt und beherschte es noch zwei Jahre lang; dann starb er vierzig Jahre nachdem er zum ersten Male den Thron bestiegen hatte. Sein Leichnam wurde zu Leicester in einem Gewölbe unter dem Canale des Sore unweit der Stadt beigesetzt. Cordeilla, seine jüngste Tochter, folgte ihm als Königin von Britannien im Jahre der Welt 3155, vier und funfzig Jahre vor Erbauung Roms. Sie regierte das Land in löblicher Weise fünf Jahre lang, in welcher Zeit ihr Gemahl starb, und dann am Ende dieser fünf Jahre erhuben ihre zwei Neffen, Margan und Cunedag, die Söhne ihrer vorbenannten Schwestern, die es für unwürdig hielten, sich von einem Weibe beherschen zu laßen, einen Krieg gegen sie, nahmen sie endlich gefangen und warfen sie in einen Kerker, worüber sie solchen Kummer empfand, daß sie, als eine Frau von männlichem Muthe in der Verzweiflung an der Wiedererlangung ihrer Freiheit, sich selbst umbrachte.

2. Der Bastard.

Nach Sidneys Arcadia..

Es war im Königreich Galacien; die Kälte war äußerst heftig und plötzlich in einen solchen Sturm ausgeartet, daß kein Winter je ein wilderes Kind geboren hatte. Der Hagel und der übermüthige Wind, der ihnen ins Gesicht blies, zwang die Prinzen einen schützenden Ort zu suchen. Sie gewahrten eine Felsenhöhle und machten sie zu ihrem Schilde gegen die Wuth des Sturmes. Als die Heftigkeit des Wetters nachließ, vernahmen sie die Stimmen von zwei Leuten, die, in der Nähe verborgen, einen seltsamen und höchst mitleidswürdigen Streit führten. Die Fürsten traten hervor, doch so, daß sie ungesehen sehen konnten.

Sie gewahrten einen alten Mann und einen jungen, der kaum das Mannesalter erreicht hatte. Beide waren ärmlich gekleidet und von Wind und Wetter übel zugerichtet; der alte war blind, der junge sein Führer. Aber durch alles dieses Elend sah man in beiden einen Adel, der nicht zu ihrer kümmerlichen Lage paßte. Zuerst sagte der Alte: Wohl denn, Leonatus, wenn ich dich nicht überreden kann mich dahin zu leiten, wo ich meinem Kummer und meinen Leiden ein Ende machen wollte, so laß dich jetzt erbitten mich zu verlaßen. Fürchte nichts, mein Unglück kann nicht größer werden als es ist und nichts als Unglück schickt sich für mich. Fürchte nicht die Gefahr meiner blinden Tritte, ich kann nicht tiefer fallen als ich schon gefallen bin. Laß mein Unglück, ich bitte dich, nicht auch auf dich übergehen; flieh, flieh aus dieser schrecklichen Gegend, die nur mir angemeßen ist.

Theurer Vater, sprach der Andre, nimm nicht noch den

letzten Rest meines Glückes von mir: so lang ich dir dienen kann, bin ich noch nicht ganz unglücklich.

Ach, mein Sohn, sprach er und seufzte, als ob sein Herz brechen wolle, wie wenig verdien ich, solchen Sohn zu haben; wie hebt deine Güte meinen Unwerth hervor!

Diese und ähnliche traurige Reden, die zeigten, daß sie in höherm Stande gelebt hatten, bewogen die Fürsten, auf sie zuzugehen und den Jüngling zu fragen wer sie wären.

Ihr Herren, sprach er mit vielem Anstande, der durch einen edeln Kummer noch erhöht wurde, ich sehe wohl, daß ihr Fremde seid, da ihr unser Unglück nicht kennt, das hier von Jedermann gekannt ist. Unser Zustand ist in der That so, daß wir Mitleid sehr bedürfen, und doch ist uns nichts gefährlicher als uns so weit zu erkennen zu geben, daß wir Mitleid erregen. Eure Gegenwart verheißt uns aber nichts Böses, und thäte sie es auch, so ist unser Zustand längst über alle Furcht hinausgerückt. Der alte Mann, den ich hier führe, war vordem rechtmäßiger Fürst des Landes Paphlagonia; die hartherzige Undankbarkeit eines Sohnes hat ihn nicht allein seines Königreichs, aus dem auswärtige Macht ihn nie hätte vertreiben können, sondern auch des Augenlichts beraubt, eines Gutes, das die Natur den armseligsten Creaturen nicht versagt hat. Hiedurch und durch andre unnatürliche Behandlung ist er in einen solchen Kummer gebracht, daß er jetzt eben von mir verlangte, ich solle ihn zum Gipfel dieses Felsens leiten, daß er sich von da in den Tod stürze. So wollte er mich, der ich mein Dasein von ihm empfieng, zum Werkzeuge seines Todes machen. Aber edle Ritter, wenn einer von euch einen Vater hat und weiß, welche Gefühle in das Herz eines Sohnes eingegraben sind, so laßt euch durch meine Bitten bewegen, diesen kummervollen Fürsten an einen Ort der Ruhe und Sicherheit zu bringen: unter euern glorreichen Thaten wird es keine der letzten sein, daß ein König von solcher Macht und solchem Ruhme, der so ungerecht unterdrückt ward, von euch Trost und Hülfe empfieng.

Bevor sie antworten konnten, begann der Vater zu sprechen: Ach mein Sohn, sagte er, welch ein schlechter Erzähler bist du, daß du die Hauptursache der ganzen Begebenheit verschweigst. Mein schändliches Treiben ist es, mein schändliches Treiben, das du verschweigst, um den einzigen Sinn, durch den ich noch vernehmen kann, um meine Ohren zu schonen; aber sei versichert, du verkennst mich. Zum Zeugen ruf ich die Sonne an, die ihr da seht (dabei riß er seine blinden Augen auf als ob er das Licht erfaßen wollte), ja, ich will mir noch mehr Unglück wünschen als ich mir wünsche, und das ist das Schrecklichste was es giebt, wenn es nicht in Wahrheit das Angenehmste für mich ist, meine Schande zu verkünden. Möge es euch, Ritter, kein böses Vorzeichen sein, daß ihr mit einem Elenden wie ich bin zusammengetroffen seid; hört mich an. Wißet denn zuerst, daß Alles wahr ist, was euch so eben mein Sohn (o Gott, daß die Wahrheit mich zwingt, ihn mit diesem Namen zu entehren) gesagt hat. Aber außerdem ist auch noch das wahr: Von einer Mutter, die fähig war, königliche Kinder zu gebären, hatt ich in gesetzlicher Ehe den Sohn, den ihr hier seht und den euch meine Erzählung noch schätzbarer machen wird. Ich hegte die freudigsten Erwartungen von ihm bis die Zeit kam, wo er sie erfüllen sollte; so lange durft ich keinen Vater um den schönsten Trost der Sterblichkeit, ein anderes Selbst zu hinterlaßen, beneiden. Da aber überredete mich ein Bastardsohn (o gewiß, das schlechte Weib, seine Mutter, hat ihn mir untergeschoben), diesen Sohn erst gleichgültig zu behandeln, dann zu haßen, dann zu Grunde zu richten oder wenigstens mein Bestes zu thun um ihn zum Aeußersten zu bringen. Sollt ich euch sagen wie er mich dazu verleitete, so würdet ihr euch entsetzen über so viel giftige Heuchelei, schändlichen Trug, überzuckerte Bosheit und versteckten Hochmuth in einem menschlichen Wesen. Ich will nicht davon sprechen: an keine Schlechtigkeit mag ich denken als an meine eigene; wenn ich ihn anklagte, könnte es scheinen als wollte ich mich entschuldigen. Kurz, einigen meiner Knechte, die ich für eben so ruchlos hielt

als ich selbst war, gab ich Befehl, meinen Sohn in den Wald zu führen und zu tödten. Aber diese Mörder hatten mehr Mitleid als ich, sie ließen ihn in das Elend ziehen und schonten seines Lebens. Er wurde Kriegsknecht in einem Nachbarlande und lernte Armut ertragen. Grade als er wegen wichtiger Dienste bedeutend befördert werden sollte, vernahm er wie es mir ergangen war. In blinder Zuneigung zu meinem unnatürlichen Bastardsohne hatte ich mich so von ihm leiten laßen, daß Gnade und Strafe nur von ihm ausgieng und alle wichtigen Plätze und Stellen in den Händen seiner Creaturen waren; wie ich zu Bewustsein kam, war mir nichts mehr als der Name des Königs übrig. Aber auch den gönnte er mir nicht; mit vielfachen Unwürdigkeiten, wenn ich so nennen darf was mir angethan wurde, vertrieb er mich von meinem Sitze und ließ mir die Augen ausstechen. Dann schickte er mich im Trotze auf seine Tyrannei fort, kerkerte mich nicht ein und tödtete mich nicht, sondern erfreute sich an meinem Elende, einem Elende selbstverschuldet wie keins. Wie er aber durch Ungerechtigkeit zur Krone gekommen war, must er sie auch durch Ungerechtigkeit behaupten, durch den Zwang ausländischer Soldaten in den Burgen, diesen Nestern der Tyrannei, diesen Mördergruben der Freiheit. Die Bürger wurden alle entwaffnet, keiner durfte sich mir günstig zeigen, und die Wahrheit zu sagen, ich glaube, wenige waren es, wenn sie meine Grausamkeit gegen meinen guten Sohn und die thörichte Liebe zu meinem Bastard betrachteten. Hatte das Mitleid über meinen schrecklichen Fall bei irgend Einem noch einen Funken von Pflichttreue erhalten, so wagte er kaum sie so weit zu zeigen, daß er mir Almosen gab, die einzige Quelle meines Lebensunterhaltes: Keiner wagte meine dunkeln Schritte zu leiten. Da eilte dieser mein Sohn herbei um mich zu erhalten. Gott weiß wie er einen glücklichern und tugendhaftern Vater verdiente! Er vergaß mein schändliches Unrecht, er achtete keine Gefahr, er gab das Glück, das sich ihm darbot, auf. O was schafft er mir für Sorgen, seine Güte zeigt selbst meinen blinden Augen meine Schlechtigkeit; aber was mich am Meisten bekümmert,

für mein verfluchtes Dasein wagt er sein wohlverdientes Glück, sein tugendhaftes Leben. Denn wie Der, der jetzt herscht, mich auch verachtet und wie guten Grund er auch dazu hat, so wird er sich doch keine Gelegenheit entgehen laßen, Den aus dem Wege zu räumen, dessen rechtmäßige Ansprüche und dessen allbekannte Tugenden einst den Thron der Tyrannei erschüttern könnten. Deshalb bat ich ihn, mich zum Gipfel dieses Felsen zu leiten, in der That, um ihn von der Gesellschaft der Schlange, die ihm beständig Tod droht, zu befreien. Er sah aber was ich wollte, und war, das erste Mal in seinem Leben, mir ungehorsam. Jetzt, Ritter, wißt ihr die Wahrheit; wenn ihr Verdienst ehrt, so verbreitet sie in alle Welt, auf daß mein schändliches Verfahren das Lob seiner kindlichen Liebe werde. Versagt Ihr mir nicht was mein Sohn mir versagt: noch nie hat, der einem Menschen das Leben erhielt, mehr Erbarmen gezeigt als der es mir nehmen wird; meine Leiden werden dann enden und ihr werdet diesen vortrefflichen Jüngling erhalten, der sonst absichtlich in sein Verderben geht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß der alte blinde Mann die Sache auf so rührende Weise erzählt hätte: sie war in sich selbst schrecklich und mitleidenswerth genug, um die Fürsten auf das Heftigste zu bewegen und auf das Eifrigste auf Hülfe für die Unglücklichen sinnen zu laßen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. In demselben Augenblicke sprengte Plexirtus, der Bastard, mit vierzig Reitern heran, um seinen Bruder zu morden, von dessen Aufenthalte ihm Kunde zugekommen war. Damit sich nicht das Frühere wiederhole, kam er selbst, um mit Augen zu sehen und mit zu handeln. Daß zwei Ritter bei seinem Bruder standen, achtete er nicht: er befahl seinem Gefolge, mit ihm seinen Bruder zu tödten. Aber der junge Fürst glaubte sich selbst nicht verrathen zu dürfen, und obgleich er keine andere Waffe als ein Schwert hatte, warf er den Ersten, der ihn angriff, so schnell nieder, daß die Andern vorsichtiger wurden. Die fremden Fürsten, Pyrocles und Musidorus, hielten sich für verpflichtet, Partei

zu nehmen und zeigten sich so gegen die Rotte, daß von den mehr gewaltthätigen als tapfern Knechten viele für ihren verruchten Herrn das Leben verloren.

Doch hätte vielleicht die Zahl zuletzt gesiegt, wäre der König von Pontus seinen Wohlthätern nicht unverhofft zu Hülfe gekommen. Ein Traum hatte ihm gesagt, daß den Fürsten eine große Gefahr bevorstehe, und da er den Weg, den sie zu nehmen hatten und die Treulosigkeit des Plexirtus betrachtete, so folgte er ihnen schnell mit hundert Pferden.

Nun stand die Sache für Plexirtus so schlecht, daß sein schändliches Leben und seine gestohlene Krone in der grösten Gefahr waren; aber Tydeus und Telenor eilten mit vierzig bis funfzig Lanzen zu seinem Beistande herbei.

Diese Brüder, aus dem edelsten Hause des Reiches, waren mit Plexirtus aufgezogen; sie waren die tapfersten Ritter, wollten aber lieber für treue Freunde als gute Menschen gelten, und wenn sie auch nicht das Böse beschützten, so beschützten sie doch Den, der es that.

Sie hatten vernommen, daß Plexirtus plötzlich mit so geringer Begleitung in das Land, das voll von heimlichen Feinden war, ausgezogen sei: sie waren ihm schnell gefolgt und fanden ihn in einer Lage, wo sie ihr Leben für das seine wagen musten. Und so sehr sich auch die fremden Fürsten mühten es zu verhindern, gelang es ihnen durch ihre unvergleichliche Tapferkeit doch, mit dem Bastard zu entfliehen und ihn in Sicherheit zu bringen.

Da aber die Sache so weit gediehen war, glaubten die Fürsten ihrer Ehre schuldig zu sein, sie auch zu Ende zu bringen. Sie sammelten in Hast Mannschaften in Pontus und Phrygien und in wenigen Tagen war dem Bastard nur noch die eine Burg, in die er sich geflüchtet hatte, übrig: denn Furcht war das einzige Band, das seine Unterthanen mit ihm verknüpfte: sobald dieß gelöst war, eilten sie von ihm, wie Vögel aus einem zerbrochenen Käfig.

Der blinde König aber setzte unter Thränen der Freude und

des Kummers in der Hauptstadt seines Reiches die Krone auf das Haupt seines Sohnes Leonatus. Als er das ganze Volk von seinen Fehltaten und von seines Sohnes Tugenden unterrichtet, ihn geküßt und ihm als sein erster Unterthan gehuldigt hatte, starb er in demselben Moment. Es scheint, daß sein Herz, von Kummer und Unglück gebrochen, solches Uebermaß von Freude nicht mehr bergen konnte, und daß so alles Leben daraus entfliehen muste.

---

3. König Lear.

Zur Sagenvergleichung.

Bekanntlich giebt es ein älteres Schauspiel von König Lear, welches Tieck in seinem altenglischen Theater Bd. 2 übersetzt hat. Der Verfaßer desselben hat ohne Zweifel aus Holinshed oder dessen Vorgänger Galfred von Monmouth geschöpft. Die Episode von Gloster und seinen Söhnen Edmund und Edgar, als deren Quelle wir das Abenteuer aus Sidneys Arcadia mitgetheilt haben, kommt aber hier noch nicht vor, und der Anschluß an die Chronik ist viel enger. Tieck schreibt dieß ältere Stück, von welchem die Engländer viel zu absprechend urtheilen (noch ungerechter Voss in den Anm. seiner Uebers.), ebenfalls Shakspeare zu, was vor ihm nie einem Engländer in den Sinn gekommen ist. Man weiß, daß Tieck noch eine große Menge anderer Schauspiele für Jugendarbeiten Shakspeares ausgab; die Beweise ist er schuldig geblieben. Bei diesem ältern König Lear, der manche Schönheiten hat, finden wir seine Behauptung weniger verwegen als bei manchen andern.

Der Verfaßer des ältern Stückes hat offenbar die alte Ballade von König Leir und seinen drei Töchtern, welche Percy mitgetheilt und Eschenburg übersetzt hat, nicht benutzt; das neuere Stück hat aber einige Züge, z. B. Lears Raserei, Cordeliens Tod u.s.w. mit der Ballade gemein, und so entsteht die Frage, ob der Balladenmacher aus dem Schauspiele oder Shakspeare aus der Ballade geschöpft habe. Wir entscheiden uns für das Erstere, theils wegen des modernen Tons dieses geistlosen Machwerks, theils weil der Dichter, dem das ältere Stück oder doch Holinsheds Chronik zugänglich war, alle die Behandlung des

Stoffes bestimmenden Ideen in seinem eigenen Geiste finden konnte, in welchem Falle der Balladenschreiber nicht war. Daß in der Ballade nichts von dem nächtlichen Ungewitter vorkommt, kann nicht für Johnsons Ansicht beweisen, daß sie älter als das Schauspiel sei, denn offenbar beabsichtigte der Balladenmacher nicht, einen Auszug aus dem Stücke zu geben: er wollte sich, wie der Name Aganippus beweist, nach der Chronik richten, wußte sich aber von dem Einfluß des Schauspiels nicht frei zu erhalten.

Holinshed schöpfte aus Galfred von Monmouth, wie dieser wieder aus der Königschronik Tysilios, der gegen das Ende des 7. Jahrh. Bischof von Wales war, wo Llyrs Tochter Gorenilla bei Himmel und Erde schwört, sie liebe den Vater mehr als ihre Seele, die andere, Regan, unaussprechlich, während Cordeilla sagt, sie liebe ihn wie ihren Vater, und hinzusetzt, er werde nicht mehr geachtet als er Macht und Muth habe. Dafür wird sie dem Könige Aganippus von Frankreich ohne Erbe gegeben, während die beiden ältern den Fürsten von Cornwal und Schottland vermählt und mit der Hälfte des Reichs ausgestattet werden.

Seltsam und auf ungenauem Auszug der Königschronik beruhend, sind Cordeliens Worte bei Galfred: quantum habes, tantum vales, tantumque te diligo, und bei Holinshed: so much as you have, so much you are worth, and so much I love you, and no more. Beßer die alte Ballade: my love shal be the duty of a child, und in dem alten Schauspiel:

Die Liebe, die das Kind dem Vater schuldig u. s. w.

In Spensers Feenkönigin, wo Lears Schicksal in wenig Worten berichtet wird, sagt Cordelia, sie liebe den Vater so sehr als sich zieme, und in den Gestis Romanorum (s. u.) so viel als er werth sei. Dieß letzte ist vielleicht auch bei Monmouth und Holinshed gemeint, aber die ersten Worte stören.

Eine sinnreiche Wendung nimmt die Sage in der Geschichte Inas, des Königs der Westsachsen, welche Camden (Remains p. 306. ed. 1674) erzählt: „Dieser König hatte drei Töchter, welchen er einst die Frage vorlegte, ob sie ihn auch über Alles

Andere liebten und immer lieben wollten? Die beiden ältern bejahten dieß unter hohen und theuern Schwüren, die jüngste und klügste aber sagte ihm offen und ohne Schmeichelei, sie schätze und verehre ihn zwar so sehr als die Natur und Kindespflicht nur gebieten könne, und werde dieß thun so lange sie lebe; sie glaube aber, es müße eine Zeit kommen, wo sie einen Andern zärtlicher lieben werde als ihn. Hierunter verstand sie ihren künftigen Gatten, dem sie nach Gottes Gebot zu folgen und Vater, Mutter und Brüder um seinetwillen zu laßen schuldig sei." Auch diese Wendung ist Shakspeare nicht fremd:

Was nahmen meine Schwestern Männer, wenn sie euch
Nur lieben? Nein, wenn ich mich je verbinde,
Empfängt der Mann, der meinen Schwur empfängt,
Halb auch mein Herz, halb meine Pflicht und Sorgfalt.
Nie werd ich mich vermählen so wie sie
Nur euch allein zu lieben.

Camdens Buch war kurz vor 1605, wo der zweite Lear gedichtet ist, erschienen, und Malone glaubt daher, dem Dichter habe diese Erzählung bei Cordeliens Antwort vorgeschwebt. Man kann dieß weder verneinen noch bejahen, doch wird man Shakspeare wohl zutrauen müßen, er habe diese Antwort selbst erfinden können. Darum können wir auch mit Steevens nicht annehmen, daß er aus dem Buche The mirror of Magistrates 1587 das Benehmen Oswalds entlehnt habe.

Die englischen Gesta Romanorum enthalten c. 21 (Gräße II. 227) eine hieher gehörige Geschichte, die vermuthlich die Quelle Monmouths war, der seine fabelhafte Chronik mit beliebigen Märchen ausschmückte. Zwar sind die Gesta Romanorum später gesammelt als Monmouth schrieb oder vielmehr dichtete; aber das hier mitzutheilende Märchen ist offenbar weit älter als die Sammlung:

Theodosius, ein mächtiger Kaiser von Rom, hatte drei Töchter. Einst fragte er sie wie sehr sie ihn liebten? Die älteste sagte: Mehr als mich selbst; die zweite: Wie mich selbst;

die dritte: So viel als ihr werth seid und nicht mehr. Hierauf vermählte er die erste einem Könige, die zweite einem Herzoge, die dritte einem Grafen. Nun geschah es, daß der Kaiser dem Könige von Egypten eine Schlacht lieferte, und der König vertrieb den Kaiser aus seinem Reiche, so daß er nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte. In dieser Noth wandte er sich an seine älteste Tochter und bat sie um Hülfe. Diese berieth sich mit dem Könige, ihrem Gemahl, welcher dem Kaiser mit einem großen Kriegsheer zu Hülfe kommen wollte. Aber die Tochter meinte, es werde genügen, ihm fünf Ritter zu schicken, die ihm in der Verbannung von seinem Reiche Gesellschaft leisteten, und so geschah es. Als dieß der Kaiser vernahm, ward er sehr leidmüthig, denn er hatte allen seinen Trost auf diese älteste Tochter gesetzt, weil sie versichert hatte, sie liebe ihn mehr als sich selbst. Nun wandte er sich an die zweite, die gesagt hatte, sie liebe ihn wie sich selbst, und bat sie, ihm zu helfen. Diese that aber nichts als ihm Speise und Trank und anständige Kleidung schicken. Da entschloß er sich auch die dritte zu versuchen, bat sie um Hülfe und erzählte ihr, wie ihre Schwestern ihn abgefunden hätten. Da wandte sich die dritte Tochter, die ihren Vater nach seinem Werth liebte, an ihren Gemahl und bat ihn, ihr in dieser großen Noth beizustehen: ihr Vater sei aus seinem Reich und Erbe vertrieben. Und was soll ich dazu thun? fragte der Graf. Eiligst ein mächtiges Kriegsheer aufbringen, antwortete die Tochter, und ihm beistehen gegen seine Feinde. Das that der Graf und trug den Sieg davon und setzte den Kaiser wieder in sein Erbreich ein. Da sprach der Kaiser: Die Stunde sei gesegnet, die mir meine jüngste Tochter schenkte. Ich liebte sie weniger als ihre Schwestern und nun hat sie mir in der Noth geholfen, wo mich die Andern verließen: darum soll ihr auch nach meinem Tode das Reich zu Theil werden.

In Paulis Schimpf und Ernst enthält das 435. Cap. eine verwandte Erzählung von einem reichen Manne, der seinen drei Töchtern all sein Gut übergab und das erste Jahr auch wohl von ihnen gehalten wurde; im zweiten aber, wenn er zu einer Tochter

öfter kam als zu den andern, sprach sie: Vater, ihr liegt mir stäts auf dem Halse: geht auch zu den andern: sie haben ebenso-viel empfangen als ich. Der gute Vater sah wohl, daß er unwerth geworden sei und berieth sich mit einem Bürger, der ihm einen alten Trog voll Sand und Steine gab: den ließ er in sein Haus tragen und sprach zu der Tochter, sie sollt ihm ein Vierlein (Simri = Mäßlein) und drei Lichter leihen: er hätt etwas zu rechnen. Da saß der Vater die halbe Nacht und klingelte als obs Gulden wären. Morgens ließ er mit Fleiß eine böhmische Münze in dem Scheffel und gab ihn der Tochter. Da sprach sie: Vater, ihr habt nächten geklingelt als ob ihr Gulden zähltet: ich hab es wohl gehört. Er sprach: Ich hab in einem Trog mir noch selber Geld behalten, und welche von euch mir am Freundlichsten thut, der will ich es laßen. Da sie das hörten, da wollt ihn eine Jegliche haben und kriegten um ihn: so ward er wohl gehalten. Und da er sterben sollte und sie meinten, es wär kein Bleibens mehr da, giengen sie über den Trog: da lag Sand und Steine darin, und ein Kolben; daran stand geschrieben in englischer Sprache: Kund und zu wißen, daß man den erschlagen soll mit dem Kolben, der seinen Kindern soviel giebt, daß er selber darben muß. Da sahen sie einander an und schämten sich. Vgl. die Varianten in Osterleys Ausgabe S. 435. Ausführlicher aber abweichend ist dieß erzählt in dem mittelhochd. Geschichte Rüdgers des Hunthovers, das V. d. Hagen Gesamtab. II. 49 (unter dem Titel der Schlegel) mittheilt. Hier sind es aber zwei Töchter und drei Söhne; statt des alten Trogs erscheint eine große eisenbeschlagene mit fünf Schlößern versehene Kiste, an welcher zwanzig Mann zu tragen haben. Die Nutzanwendung bleibt dieselbe. Kräftiger drückt sie der Volksspruch aus:

Wer seinen Kindern giebt das Brot,
Und leidet selber dabei Noth,
Den schlage man mit dieser Keule todt.

Mit dieser Inschrift hieng eine Keule am Stadtthor mehrerer schlesischen und sächsischen Städte; in Osnabrück steht sie in niederdeutscher Sprache vor einem Hause; in England aber hieng nach Zeitschr.

VI. 72 hinter dem Kirchenthor der heilige Hammer (the holy mawle), womit der Sohn den 70jährigen untüchtigen Vater erschlagen mochte, und an dem Kirchenportal zu Großenlinden ist unter vielen andern abgeschafften, vom Christenthum überwundenen und vor die Kirche verwiesenen Heidenthümern auch dieß Tödten der lebensmüden Greise mittels des Hammers, hier aber durch den Priester vollzogen, dargestellt. Vgl. Bonner Winckelmannsprogramm vom J. 1859. Der Hammer Thors, auf welchen schon Grimm a. a. O. die Erzählung vom Kolben oder Schlegel zurückgeführt hat, vergleicht sich dem Sper Odins, mit dem sich strohtodscheue Greise zeichnen ließen, weil nur Wundtodten Walhall offen stand. Vgl. Handb. der d. Mythologie S. 233 (§. 79). Man darf auch vermuthen, daß jene deutschen Stadtthore an die Stelle älterer dem Donar gewidmeter Heidentempel getreten sind. Die Erzählung in Schimpf und Ernst scheint aber nach der Inschrift auf dem Kolben englischen Ursprungs, was einen Zusammenhang mit dem dortigen Gebrauch des heiligen Hammers nicht unwahrscheinlich macht.

In der Faßung wie die Sage bei Shakspeare und seinen nächsten Quellen erscheint, ist von Hammer, Kolben oder Schlegel keine Rede so wenig als in dem Grimmschen Kindermärchen Nr. 179, wo die älteste Königstochter ihren Vater so lieb hat wie den süßesten Zucker, die mittlere so lieb wie ihr schönstes Kleid, während die jüngste ihre Liebe mit nichts zu vergleichen weiß, weil aber der Vater ein Gleichniß verlangt, gezwungen sagt: Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum hab ich den Vater so lieb wie Salz. Der erzürnte Vater theilt darauf das Reich unter die beiden ältesten und läßt der jüngsten einen Sack mit Salz auf den Rücken binden. Offenbar gehört hiezu der fehlende Ausgang, daß der von den beiden ältern Töchtern vertriebene König in einer Hütte die Gastfreiheit der jüngsten Tochter in Anspruch nimmt, die ihn wohl erkennt, von ihm aber nicht erkannt wird. Sie bewirthet ihn mit einer köstlichen Speise ohne Salz, über deren Unschmackhaftigkeit der Gast Klage führt,

was dann die Wiedererkennung und damit auch die Rechtfertigung der Tochter herbeiführt, ähnlich wie Karl der Gr. seine verbannte Tochter Emma an seiner Lieblingsspeise wiedererkennt, wie das vielfach erzählt wird. Der hier vermisste Ausgang findet sich nun wirklich in Ernst Meiers deutschen Volksmärchen in Schwaben S. 99 und in der spanischen Volksromanze la hija minor, welche Ferd. Wolf Proben Portugiesischer und spanischer Volksromanzen, Wien 1856 S. 46 (Sitzungsberichte der phil. und hist. Classe XX.) mittheilt; doch hat ihn Reinhold Köhler Weimarische Beiträge 1865 auch in M. Mila y Fontanals observaciones sobre la poesia popular, Barcelona 1853 S. 131, nachgewiesen. Damit vgl. man die mährische Romanze bei Wenzig Westslaw. Märchenschatz: Die drei Töchter, wo die jüngste Tochter, welche die geringste Mitgift erhalten hat, sich des Vaters annimmt, den die beiden ältern auf Strick und Bettelsack verwiesen haben. Dagegen sind es bei Luzel (Gwerziou Breiz-Izel Chants populaires de la Basse Bretagne I. 1868) wieder drei Königstöchter, von denen die jüngste, durch den Vater verjagt und enterbt, ihm dennoch, als er von einer Krankheit nur durch jungfräuliche Milch geheilt werden kann und die zwei ältern Schwestern ihn zurückweisen, das Leben zu retten sucht und dabei das ihrige verliert, obgleich sie es durch ein Mirakel wiedererhält. Vgl. Liebrecht G. g. A. 1869 S. 521 ff.

In dem neuen König Lear erinnert das Betragen der beiden ältern Töchter und ihre Wahlverwandtschaft mit Edmund an die beiden Töchter des Servius Tullius, von welchen die gute dem bösen und die böse dem guten Tarquinius vermählt ward bis die guten weggeschafft wurden und die bösen sich zusammengesellten. Am Meisten tritt diese Aehnlichkeit im Verhältniss Gonerils zu Albanien hervor: er ist der gute Tarquinius, der die böse Tullia gefreit hat; sie will ihn aber aus dem Wege räumen, nicht um des bösen Manns ihrer Schwester, sondern des bösern Edmunds willen. Die Erzählung des Livius konnte dem Dichter nicht unbekannt sein.

XVI.

Zu

Macbeth.

1. Macbeth.

Nach Holinshed.

Die Erblichkeit der Krone war von Edeln und Gemeinen bei der Thronbesteigung König Malcolmes von Neuem ausgesprochen und bestätigt worden. Es folgte diesem daher sein Enkel Duncane, der Sohn seiner Tochter Beatrice, denn Malcolme hinterließ keine Söhne und nur zwei Töchter, von denen die eine diese Beatrice war, die den Abbanath Crinen geheirathet hatte, einen Mann von hohem Adel, der Thane der Inseln und der westlichen Theile von Schottland war und mit ihr den schon genannten Duncane zeugte. Die andere, Doada, heirathete Sinell, den Thane von Glammis, mit dem sie den Macbeth erzeugte, einen kräftigen Ritter, den man gewiss für den würdigsten Regenten gehalten haben würde, wenn seine Natur nicht eine so starke Neigung zur Grausamkeit gehabt hätte. Auf der andern Seite war Duncane von Natur so sanft und milde, daß Jedermann wünschte, die Neigungen und Sitten dieser beiden Vettern möchten durch wechselseitige Ausgleichung, der Sanftmuth von der einen und der Grausamkeit von der andern Seite, sich mäßigen, und die Tugend, welche zwischen diesen Gemüthsstimmungen in der Mitte liegt, beiden in gleichem Maße zu Theil werden: dann würde sich Duncane als ein würdiger König und Macbeth als ein ausgezeichneter Feldherr erwiesen haben. Der Anfang von Duncanes Regierung war still und friedlich, ohne irgend bemerkenswerthe Vorfälle; sobald man aber sah wie nachläßig er in der Bestrafung von Unruhestiftern war, nahmen unruhige Köpfe Gelegenheit den Frieden und glücklichen Zustand des Staats durch aufrührerische Bewegungen zu stören. Dieß fieng also an: Banquho,

der Thane von Lochquhaber, von dem das Haus der Stuarts abstammt, das nun der Erbfolge nach seit langer Zeit die Krone von Schottland besessen und bis auf diese unsere Tage besitzt, wurde, als er die dem Könige schuldigen Gelder einzog und weiter auch die offenkundigen Aufrührer etwas hart bestrafte, von einer Anzahl im Lande ansässiger Rebellen überfallen und alles Geldes und sonstigen Besitzes beraubt, so daß er kaum noch mit dem Leben davonkam, nachdem er mehrere schwere Wunden empfangen hatte. Doch entkam er ihnen, und nachdem er sich von seinen Wunden soweit erholt hatte, daß er zu Pferde sitzen konnte, erschien er wieder am Hofe, brachte dem Könige seine Klagen in der ernstesten Weise vor, und erlangte soviel, daß ein gewappneter Constabler abgeschickt wurde die Rebellen aufzufordern, daß sie erscheinen und sich gegen die Anklage vertheidigen sollten; sie aber vermehrten ihre schändlichen Handlungen durch eine noch verruchtere That und nachdem sie sich an dem Boten mit Worten vielfach vergriffen, endigten sie damit, ihn zu erschlagen.

Da sie nicht zweifeln durften, daß für ein so übermüthiges Verfahren gegen des Königs oberherrliches Ansehen dieser sie mit aller Macht, die ihm zu Gebote stände, angreifen würde, so stiftete Macdowald, ein unter ihnen hochgeachteter Mann, zuerst eine Verbrüderung unter seinen nächsten Freunden und Verwandten und warf sich dann zum Oberbefehlshaber aller Rebellen auf, die gegen den König zu fechten gesonnen wären, um sich wegen der neulich begangenen Thathandlungen gegen ihn zu vertheidigen. Dieser Macdowald stieß auch viel unglimpfliche Worte und Spottreden gegen den König aus und nannte ihn ein schwachköpfiges Milchgesicht: er sei wohl fähig, eine Anzahl einfältiger Mönche in einem Kloster, aber nicht solch kräftige und kühne Kriegsmänner, wie die Schotten wären, zu regieren. Dabei bediente er sich seiner Ueberredungskünste und solcher künstlichen Lockmittel, daß er in kurzer Zeit eine mächtige Zahl von Leuten zusammengebracht hatte. Denn von den westlichen Inseln kam eine große Menge Volks zu ihm, um ihn in dieser Rebellion zu unterstützen, und aus Irland

kam in Hoffnung auf Raub keine kleine Anzahl von Kernen und Galloglassen, die sich kühnlich anboten ihm zu dienen, wohin sie zu leiten ihm belieben möge.

Als Macdowald eine so mächtige Mannschaft um sich versammelt sah, stieß er auf die königlichen Truppen, welche gegen ihn nach Lochquhaber gesandt waren, schlug sie, nahm ihren Anführer Malcolme gefangen und ließ ihm, als die Schlacht beendigt war, das Haupt abschlagen. Als dem König dieser Verlust gemeldet wurde, gerieth er wegen seiner geringen Erfahrung in Kriegsangelegenheiten in die seltsamste Furcht: er berief daher seine Edeln zu einer Versammlung und fragte sie um ihren besten Rath bei der Unterwerfung Macdowalds und der übrigen Rebellen. Hier zeigten sich nun, wie es immer geht, in vielen Köpfen viele Meinungen und Jeder brachte die seine mit so viel Kunst vor als er besaß. Zuletzt sprach Macbeth viel gegen des Königs Güte und übermäßige Langmuth bei der Bestrafung von Verbrechern, wodurch er ihnen Zeit gegeben habe sich zusammenzurotten, versprach aber trotz dem, wenn man ihm und Banquho den Oberbefehl anvertrauen wolle, die Rebellen binnen Kurzem zu schlagen und gänzlich niederzuwerfen, und zwar so daß auch nicht Einer übrig bleiben solle, der fähig sei Widerstand zu leisten.

Und so kam es auch. Denn als er mit einem neuen Heere vorrückte und in Lochquhaber ankam, setzte der Ruf von seinem Andringen die Feinde so in Furcht, daß ein großer Theil derselben ihren Hauptmann Macdowald heimlich verließ; dieser lieferte aber, trotz seiner Ohnmacht, mit dem Ueberreste, der ihm geblieben war, dem Macbeth eine Schlacht. Er wurde gänzlich geschlagen und floh in ein Schloß, in welches er sein Weib und seine Kinder schon früher gebracht hatte, und da er zuletzt sah, daß er den Platz nicht länger gegen seine Feinde vertheidigen könne, erschlug er erst sein Weib und seine Kinder und dann sich selbst, weil man ihn, wenn er sich ergeben hätte, Andern zum Beispiel, höchst grausamer Weise hingerichtet haben würde. Macbeth drang durch die Thore, welche nun geöffnet wurden, in das Castell ein und

fand den Leichnam des entleibten Macdowald unter andern Leichen am Boden liegen; aber dieser jämmerliche Anblick besänftigte seine grausame Natur nicht: er ließ dem Anführer der Rebellen das Haupt abschlagen, es auf einen Pfahl stecken und schickte es als ein Geschenk an den König, der damals zu Bertha sein Hoflager hielt. Den kopflosen Rumpf ließ er an einen hohen Galgen knüpfen.

Die von den westlichen Inseln, welche um Verzeihung baten, daß sie Macdowald bei seinem verrätherischen Unternehmen unterstützt hatten, strafte er um große Summen Geldes und die, welche er in Lochquhaber mit den Waffen in der Hand antraf, ließ er hinrichten. Darüber faßten die Inselbewohner einen tödlichen Haß gegen ihn und nannten ihn einen Meineidigen, einen blutgierigen Tyrannen und einen grausamen Mörder derer, welchen des Königs Gnade das Leben geschenkt habe. Macbeth, den solche Worte zum wüthendsten Zorne aufreizten, würde mit einem Heere nach den Inseln hinüber gegangen sein, um sich an ihnen wegen ihrer freien Reden zu rächen, wenn nicht einige Freunde ihn eines Andern beredet und die Insulaner ihn mit Geschenken besänftigt hätten, um seinen Zorn zu vermeiden. So wurde durch Macbeths kräftige Mittel Recht und Gerechtigkeit wieder in den alten, gewohnten Lauf hergestellt.

Unmittelbar darauf kam Botschaft, daß Sueno, König von Norwegen, mit einer mächtigen Armee in Fife gelandet sei, um sich das ganze Königreich Schottland zu unterwerfen. Dieser Sueno war ein Bruder Harolds und Canuts und wollte den Tod seines Oheims Camus und anderer Dänen, die zu Barre, Crowdane und Gemmer gefallen waren, rächen. Seine Grausamkeit war so groß, daß er nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind, kein Alter, keinen Rang oder Stand verschonte. Als König Duncane dieses vernahm, schob er alle Vergnüglichkeiten der Muße und des Wohllebens bei Seite und begann in rascher Weise ein Heer zu sammeln wie ein gar tüchtiger Feldherr: denn oft trägt es sich zu, daß ein träger, unmuthiger und langsamer Mann,

wenn die Nothwendigkeit ihn bedrängt, plötzlich tapfer und thätig wird. Als nun seine ganze Macht beisammen war, theilte er sie in drei Treffen. Das erste ward von Macbeth geführt, das zweite von Banquho und der König selbst befehligte ein Mitteltreffen oder Centrum, wohin er den grösten Theil des noch übrigen schottischen Adels stellte um seine Person zu schützen und zu begleiten.

Das Heer der Schotten kam in dieser Ordnung nach Culros, wo sie auf die Feinde stießen und nach einer langen und blutigen Schlacht blieb Sueno siegreich, Duncane aber mit seinen Schotten wurde geschlagen. Indes waren doch auch die Dänen durch diese Schlacht so geschwächt, daß sie ihre Feinde nicht weit zu verfolgen vermochten: sie hielten sich die ganze Nacht in Schlachtordnung, weil sie fürchteten, daß die Schotten sich wieder sammeln, einen Vortheil ersehen und sie angreifen möchten. Am andern Morgen, als sie das Feld überschauen konnten und gewahrten, daß weit und breit kein Feind mehr zu erblicken sei, sammelten sie die Beute und theilten sie unter sich nach dem Kriegsgesetze. Dann ward auf Befehl Suenos verordnet, daß die Soldaten von nun an Niemanden mehr misshandeln sollten, ausgenommen solche, die sie mit den Waffen in der Hand beträfen und die Widerstand leisten wollten: denn er hoffte jetzt ohne ferneres Blutvergießen das Reich in Besitz zu nehmen.

Als aber Nachricht kam, daß Duncane nach dem Schloße von Bertha geflohen sei und daß Macbeth ein neues Heer sammle, um sich dem Einfalle der Dänen zu widersetzen, ließ Sueno sein Lager abbrechen, rückte vor besagtes Schloß und legte sein Heer rund um dasselbe herum. Duncane, der sich so von seinen Feinden eingeschloßen sah, sandte auf Banquhos Rath einen heimlichen Boten an Macbeth und befahl ihm, bis auf weitere Nachricht in Inchcuthill zu warten. In der Zwischenzeit ließ sich Duncane mit Sueno in trügerische Unterhandlungen ein als ob er ihm die Burg unter gewissen Bedingungen überliefern wolle, und dieß that er um Zeit zu gewinnen und um seine Feinde ganz sorglos zu

machen bis er sich seine Zeit ersehen könne. Zuletzt, als er sie so weit gebracht hatte, daß sie kaum noch Wachen aufstellten, erbot er sich, ihnen eine Menge von Lebensmitteln vom Schloße in das Lager zu schicken, welches Anerbieten die Dänen freundlich annahmen, denn sie waren schon längere Zeit in großer Noth.

Die Schotten nahmen hierauf den Saft von Mekilwoortbeeren und mischten ihn in ihr Bier und Brot, das sie so zubereitet und gewürzt in großem Ueberfluße ihren Feinden zuschickten. Diese, erfreut daß sie endlich Speise und Trank in hinreichender Menge hatten, fielen so gierig über beides her, daß sie zu wetteifern schienen, wer sich am Besten vollstopfen und das Meiste verschlingen würde. Nun blieb aber auch die Wirkung der Beeren nicht lange aus: sie ergoß sich durch alle Theile ihres Körpers und senkte sie in einen so festen Schlaf, daß es in aller Weise unmöglich war, sie zu erwecken. Da sandte Duncane schnell zu Macbeth und befahl ihm eiligst heranzurücken und die Feinde anzugreifen, die er jetzt leicht würde überfallen können. Macbeth zögerte nicht, kam mit seinem Volke an die Stelle, wo die Feinde gelagert waren, tödtete zuerst die Wache, kam sodann in das Lager und richtete ohne den mindesten Widerstand nach allen Seiten solche Verwüstungen an, daß es furchtbar anzusehen war. Denn die Dänen schliefen so fest, daß der gröste Theil erschlagen wurde und nicht einmal aufwachte; Andere, die durch den Lärm oder auf sonst eine Weise erweckt wurden, waren beim Erwachen so schwerköpfig und betäubt, daß sie nicht fähig waren, den mindesten Widerstand zu leisten: so daß von der ganzen Anzahl allein Sueno mit zehn Andern entkam, durch deren Hülfe er zu seinen Schiffen gelangte, die in der Mündung des Taie vor Anker lagen.

Da die meisten Seeleute in das Lager geeilt waren, als sie vernommen hatten welch eine Menge von Lebensmitteln dort angekommen sei, so hatten sie da ihr Leben verloren und Sueno war nur im Stande ein einziges Schiff zu bemannen, auf welchem er nach Norwegen heimkehrte und den Tag verfluchte, an dem er dieß Unternehmen begonnen hatte. Die Schiffe, welche er

zurückließ, wurden nach drei Tagen von einem heftigen Sturme so aneinander geworfen, daß sie versanken und sie liegen noch alldort zur großen Gefahr anderer Schiffe, die sich dieser Küste nähern, denn wenn die Flut kommt, bedeckt sie das Meer, aber bei der Rückkehr der Ebbe erscheint ein Theil derselben über dem Waßer. Der Ort, wo die Schiffe liegen, wird jetzt die Dünen von Drownelow genannt.

Dieser Verlust war Sueno und seinen Dänen so empfindlich, daß noch lange Zeit nachher in Norwegen Niemand zum Ritter geschlagen wurde, der nicht vorher geschworen hatte, die Ermordung seiner Landsleute und Verwandten an den Schotten zu rächen. Die Schotten sammelten nach einem so bedeutenden Siege zuvörderst die Beute und theilten sie; dann ordneten sie feierliche Processionen im ganzen Reiche an und dankten Gott für einen so vollkommenen Sieg über ihre Feinde. Während aber das Volk so mit Feierlichkeiten beschäftigt war, lief Nachricht ein, daß eine neue dänische Flotte bei Kingcorne gelandet sei, die König Canute von England sende, um die Niederlage seines Bruders Sueno zu rächen. Um diesen Feinden, die schon gelandet waren und das Land verwüsteten, zu widerstehen, rückten Macbeth und Banquho, versehen mit des Königs Vollmacht, an der Spitze hinlänglicher Mannschaft aus, trafen mit den Dänen zusammen, erschlugen einen Theil derselben und trieben die andern zu den Schiffen zurück. Die entkamen und wieder zu ihren Schiffen gelangten, erhielten für eine große Summe Geldes von Macbeth die Erlaubniß, ihre in dem letzten Treffen erschlagenen Freunde auf der St. Colmes-Insel begraben zu dürfen.

Es ward auch zur selbigen Zeit ein Friede zwischen Schotten und Dänen geschloßen und wie einige sagen in folgender Weise ratificiert: es sollten in Zukunft die Dänen nie wieder nach Schottland kommen, oder in irgend einer Art und Weise Krieg gegen die Schotten unternehmen. Und dieß sind die Kriege, welche Duncane mit auswärtigen Feinden bis zum siebenten Jahre seiner Regierung führte.

Kurz darauf trug sich ein seltsames und unerhörtes Wunder zu, das später die Ursache vieler Verwirrung im Reiche Schottland wurde, wie ihr nachdem hören sollt. Macbeth und Banquho ritten zusammen ohne weitere Begleitung nach Fores, wo der König damals sein Lager hielt, und kamen durch Wälder und Felder als ihnen plötzlich in der Mitte einer großen Grasflur drei Weiber von fremdem und seltsamem Aussehen begegneten, die Geschöpfen einer frühern Welt glichen.

Während die Feldherrn, über diese seltsame Erscheinung verwundert, sie aufmerksam betrachteten, näherten sie sich Macbeth und die erste sprach: Heil, Heil Macbeth, dem Thane von Glammis! (denn er hatte diese Würde vor Kurzem durch den Tod seines Vaters Sinell geerbt.) Die zweite: Heil Macbeth, dem Thane von Cawder! Die dritte: Heil, alles Heil Macbeth, der einst König von Schottland sein wird!

Was für Weiber seid ihr, sprach Banquho im höchsten Erstaunen, die ihr mir so wenig günstig scheint? Meinem Gefährten versprecht ihr nicht nur hohe Ehren, sondern auch das Königreich; mir aber verheißt ihr gar nichts.

Wohl, sagte Die, welche zuerst gesprochen hatte, wir versprechen dir noch höhere Vortheile als ihm: er selbst wird freilich herschen, aber sein Ende wird unglücklich sein, auch wird er keinen Sohn, der nach ihm die Krone trage, hinterlaßen; was dich anbetrifft, so wirst du selbst nicht König sein, aber deine Nachkommen werden viele Menschenalter über Schottland herschen.

Nicht sobald waren diese Worte gesprochen als sie Alle verschwanden.

Beide Feldherrn hielten diese Begebenheit zuerst für eine Täuschung ihrer Einbildung, so daß Banquho oft in Scherz den Macbeth König von Schottland und dieser den Banquho Vater von Königen nannte. Nachher aber glaubte man allgemein, diese Weiber wären entweder die drei Göttinnen des Schicksals oder doch Nymphen oder Feen gewesen, die durch Nekromantie Kenntniß der

Zukunft erlangt hätten: denn es geschah Alles wie sie es vorher gesagt hatten.

Der Thane von Cawder wurde kurz darauf zu Forres wegen Hochverraths verurtheilt und der König belehnte Macbeth mit seinen Titeln, Besitzungen und Würden.

Denselben Abend beim Nachteßen scherzte Banquho mit ihm und sagte: Jetzt, Macbeth, hast du die Dinge erreicht, welche die beiden ersten Schwestern dir prophezeiten; nur was die Dritte versprach hast du noch zu erlangen. Da bedachte Macbeth dieß bei sich und begann sich nach Mitteln umzusehen wie er die Krone gewinnen könne; doch entschloß er sich, wie seine erste Erhebung unerwartet und ohne sein Zuthun gekommen war, auch im Uebrigen der Vorsehung zu überlaßen, ihn zu der Würde, nach der seine Wünsche trachteten, zu erheben.

Duncane aber hatte von seinem Weibe, der Tochter Siwards, des Herzogs von Northumberland, zwei Söhne; den ältesten, Malcolme, ernannte er zum Prinzen von Cumberland, wodurch er ihn zu seinem Nachfolger im Königreiche erklärte und dieser unmittelbar nach seines Vaters Tode den Thron besteigen konnte, während in den alten Gesetzen vorhergesehen war, daß wenn der zur Nachfolge berufenene Prinz beim Tode seines Vorgängers noch nicht regierungsfähig wäre, der nächste Verwandte auf den Thron erhoben werden sollte.

Da begann Macbeth, dem durch diese Anordnung des Königs alle Aussicht auf den Thron genommen war, auf Mittel zu sinnen wie er die Krone mit Gewalt an sich reißen könne, denn er glaubte, Duncane habe ihm großes Unrecht gethan, indem er seinen minderjährigen Sohn zum Thronfolger ernannt und so alle andere Ansprüche vernichtet habe. Auch die Worte der Schicksalsschwestern ermuthigten ihn zu seinem Vorhaben; vorzüglich aber ließ seine Frau, ein hochmüthiges und stolzes Weib, die nach dem Namen einer Königin mit der glühendsten Begierde verlangte, nicht nach bis sie ihn in seinem Vorsatze vollkommen bestärkt hatte.

Er theilte daher den Freunden, welchen er am Meisten ver-

traute und unter denen Banquho der vorzüglichste war, seine Absichten mit und im Vertrauen auf ihren Beistand ermordete er den König zu Enverns, oder, wie andre sagen, zu Botgosvane, im sechsten Jahre seiner Regierung.

Dann umgab er sich mit den Leuten, auf die er sich am Meisten verlaßen konnte und ließ sich zum Könige ausrufen, worauf er eilig nach Scone zog und ohne Widerspruch in der üblichen Weise mit der Königswürde bekleidet wurde.

Malcolme Cammore und Donald Blane, die beiden Söhne Duncanes, fürchteten, daß Macbeth, um sich den Besitz des Throns zu sichern, ihrem Leben nachstellen möchte und flohen nach Cumberland, wo Malcolme blieb bis der heilige Edward, der Sohn König Ethelreds, England den Dänen wieder entrißen hatte. Dieser nahm ihn dann in seinen Schutz und sorgte für seinen standesmäßigen Unterhalt. Donald Blane, sein Bruder, floh nach Irland und wurde vom Könige des Landes mit großer Liebe behandelt.

Macbeth suchte nach der Abreise der beiden Prinzen sich die Gunst der schottischen Edeln und Ritter durch große Freigebigkeit zu gewinnen, und als er sich im friedlichen Besitze des Thrones sah, begann er die Gesetze zu reformieren und alle Unregelmäßigkeiten und Missbräuche, die sich unter dem schwachen und trägen König Duncane in die Verwaltung eingeschlichen hatten, auszurotten. Er befreite das Land auf viele Jahre von allen Räubern und verfuhr hiebei so ohne Ansehen der Person, daß er selbst viele Thane, wie die von Cathnes, Sutherland, Stranaverne und Ros, und den Beherscher von Galloway, Makgill, hinrichten ließ. Dagegen beschützte er die Kirche und die Geistlichen auf das Sorgsamste und wurde, um kurz zu sein, wie der Vertheidiger und Schild jedes Unschuldigen angesehen. Er erließ auch viele gute Gesetze und regierte zehn Jahre lang das Reich mit der grösten Klugheit und Gerechtigkeit.

Aber dieser Schein von Billigkeit und Eifer für das allgemeine Beste war nur erheuchelt; er sollte nur die Gunst des

Volkes gewinnen helfen. Tyrannen sind immer mißtrauisch, sie fürchten immer, daß Andere sie ihrer Macht durch dieselben unrechtmäßigen Mittel berauben werden, durch welche sie selbst sie erlangt haben. Sobald Macbeth irgend Pläne gegen sich gewahrte, verhehlte er seine Neigungen nicht länger, sondern übte und gestattete jede Art von Grausamkeit: die Worte der drei Schicksalsschwestern lagen ihm beständig in Gedanken. Sie hatten ihm das Königreich versprochen und er besaß es; aber sie hatten es auch der Nachkommenschaft Banquhos versprochen und diese Prophezeiung konnte auf gleiche Weise in Erfüllung gehen.

Um Dem zuvor zu kommen, beschloß er, Banquho und seinen Sohn zu ermorden und lud sie in dieser Absicht zu einem Abendeßen auf dem Schloße ein, um sie bei der Rückkehr außerhalb des Palastes ermorden zu laßen, damit auf ihn kein Verdacht fallen könnte. So geschah es auch: Banquho ward von Mördern, die auf Macbeths Befehl am Wege lagerten, ergriffen und getödtet; Fleance aber, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, entkam und floh nach Wales.

Nach der Ermordung Banquhos schien das Glück Macbeth verlaßen zu haben: keine seiner Unternehmungen gelang, Jedermann bangte für sein Leben und wagte kaum vor dem Könige zu erscheinen; er fürchtete Jeden und Jeder fürchtete ihn, so daß er beständig Gelegenheit suchte, verdächtige Personen hinrichten zu laßen. Sein Mißtrauen und seine Grausamkeit wuchsen mit jedem Tage, sein Blutdurst war nie zu stillen. Die eingezogenen Güter der Edeln, die er so ermorden ließ, füllten seinen Koffer und setzten ihn in Stand, zahlreiche Haufen zu seinem Schutze zu unterhalten.

Zur größern Sicherheit seiner Person erbaute er, während er die grausamste Tyrannei gegen seine Unterthanen übte, ein festes Schloß auf dem Gipfel eines hohen Berges, der Dunsinane heißt und in Gowry, zehn Meilen von Perth, liegt, und zwar auf solcher Höhe, daß Wer oben stand fast alle die Lande von Angus, Fife, Stermond und Ernedale, die dort herum liegen, über-

sehen konnte. Dieser Bau kostete dem Lande ungeheure Ausgaben, indem das Heraufbringen der Materialien unendlich viel Arbeit und Zeit erforderte. Macbeth aber, der das Werk schnell gefördert wißen wollte, befahl den Thanen aller Grafschaften im ganzen Reiche, daß Jeder der Reihe nach hinkommen und seinen Theil bauen solle.

Als so an Macduffe, den Thane von Fife, die Reihe kam sein Theil zu bauen, sandte er Werkleute mit allem nöthigen Material und befahl ihnen, die Arbeit mit der grösten Sorgfalt und Emsigkeit zu verrichten, damit sie dem Könige keine Gelegenheit gäben an ihm zu rächen, daß er nicht wie die andern Thane in Person erscheine. Er wuste wohl, daß Macbeth ihn fürchte und haße und beschloß deshalb, ihm nicht in den Weg zu kommen.

Kurz darauf kam Macbeth hin um zu sehen, wie das Werk fortschreite und gerieth in die gröste Wuth, als er Macduffe nicht da fand, so daß er sagte: Ich sehe wohl, dieser Mann wird meinen Befehlen nicht gehorchen, wenn man ihn nicht auf die Trense reitet; aber ich will schon für ihn sorgen. Auch sah er Macduffe nachher immer mit Haß an, entweder, weil er ihn für zu mächtig hielt oder weil Zauberer, auf die er wegen der Erfüllung der Prophezeiungen der drei Hexen oder Schicksalsschwestern ein großes Vertrauen setzte, ihn vor Macduffe gewarnt hatten, der, wie sie sagten, nur auf eine Gelegenheit warte ihn zu ermorden. Diese Prophezeiung würde ihn bestimmt haben, Macduffe sogleich hinrichten zu laßen, wenn ihn nicht eine Hexe, auf die er ebenfalls viel Vertrauen setzte, versichert hätte, daß nie ein Mensch, der vom Weibe geboren sei, ihn ermorden würde und daß er nicht besiegt werden könne bevor der Wald von Birnam nach Dunsinane komme.

Diese angenehmen Weißagungen verbannten alle Furcht aus seinem Sinne; er gab sich ohne Rückhalt seiner natürlichen Grausamkeit hin, unterdrückte seine Unterthanen auf das Elendigste und erlaubte sich jede Schandthat. Macduffe aber, der sein Leben in Gefahr

sah, entschloß sich nach England zu entfliehen, um Malcolme Cammore zu bewegen, seine Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Da Macbeth im Hause jedes Edeln einen Diener als Spion im Solde hatte, wurde er bald von Macduffes Absicht unterrichtet. Er rückte also schnell mit einem Heere in Fife ein und belagerte das Schloß, worin Macduffe wohnte und in dem er ihn zu finden hoffte. Zwei Diener, die keine Gefahr ahnten, öffneten sogleich die Thore, aber Macbeth gerieth in die gröste Wuth daß er Macduffe, der schon nach England entflohen war, nicht mehr antraf und ließ dessen Frau und Kinder, sammt Allen, die sich im Schlosse befanden, niedermachen.

Der Thane von Fife war schon in Sicherheit am englischen Hofe, als die Nachricht von dieser Grausamkeit ihn erreichte. Zu dem Wunsche, seinem unglücklichen Vaterlande zu helfen, kam nun noch die Hoffnung, das ihm selbst angethane Unrecht zu rächen. Er lag also Malcolme auf das Eifrigste an, die Wiedererlangung seines Rechtes zu versuchen; er stellte ihm in den beweglichsten Ausdrücken die fürchterliche Lage vor, in die Schottland durch Macbeths unmenschliche Grausamkeiten gebracht sei: er schilderte ihm wie das Volk den Tyrannen wegen seiner abscheulichen Mordthaten an Gemeinen und Edeln verabscheue, und nichts mehr wünsche als das Joch abzuwerfen. Malcolme, dessen Seele mit Mitleiden für seine unglücklichen Landsleute erfüllt war, seufzte tief auf, als Macduffe so sprach; der Thane, der das bemerkte, bat ihn von Neuem, die Befreiung Schottlands zu versuchen und versicherte ihn, daß er das Unternehmen nicht schwer finden werde in Betracht der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche an die Krone und des eifrigsten Wunsches aller Schotten, sich bei der ersten Gelegenheit an ihrem verhaßten Tyrannen zu rächen.

Malcolme, obgleich ihm Macduffes Rede außerordentlich gefiel, zweifelte doch, ob er nicht um ihn zu verlocken von Macbeth geschickt sei: er beschloß also seine Aufrichtigkeit bevor er einwillige zu prüfen und sprach daher so zu ihm: Wahrlich, Macduffe, das Elend, unter dem mein unglückliches Vaterland schon so lange

seufzt, geht mir sehr zu Herzen; aber wenn meine Neigung ihm zu helfen auch so heftig wäre wie eure Wünsche, so erlauben doch unheilbare Laster, die in meiner Natur liegen, mir nicht, mich an die Spitze einer solchen Unternehmung zu stellen: denn erstlich bin ich ganz aufgegangen in Wollust und Sinnlichkeit, dem abscheulichen Ursprung aller andern Laster: wär ich im Besitz der königlichen Gewalt, so würde die Keuschheit eurer Weiber und Töchter in beständiger Gefahr und solche unmäßige Wollust euch unerträglicher sein als Macbeths blutige Tyrannei.

Wollust, erwiderte Macduffe, ist gewiss ein sehr großer Fehler; viel edle Fürsten haben Königreich und Leben verloren, weil sie sich ihr ergeben hatten; aber nichtsdestoweniger sind in Schottland Weiber genug um eurer Lust zu dienen. Folgt nur meinem Rathe und macht euch zum Könige: ich will die Sorge, eurer Leidenschaft für Weiber genug zu thun, auf mich nehmen und Alles so geheim ausführen, daß euer Ruf nicht darunter leiden soll.

Aber, erwiderte Malcolme, ich bin auch der habsüchtigste Mann von der Welt und wär ich König von Schottland, so würd ich den größten Theil des Adels umbringen laßen, um mich in den Besitz großer Schätze zu setzen. Damit ihr seht wohin euch euer Begehren führen würde, will ich euch eine Fabel erzählen: Es war einmal ein Fuchs, der hatte eine wunde Stelle, auf die ließ sich eine Menge Fliegen nieder und saugte ihm beständig sein Blut aus. Als nun Jemand, der vorbei kam, dieß sah und ihn fragte ob er die Fliegen fortgejagt haben wolle, sagte er: Nein, denn wenn diese Fliegen, die schon satt sind und also nicht mehr stark saugen, fortgejagt werden, so werden andere kommen, die noch frisch und durstig sind, mir den Rest meines Blutes aussaugen und mich mehr beschweren als diese. Also, fuhr Malcolme fort, laßt mich bleiben wo ich bin, denn wenn ich das Regiment bekäme, würde meine unersättliche Habsucht euch so schwer fallen, daß ihr die jetzige Regierung zurück wünschtet.

Dieser Fehler, sagte Macduffe, ist viel schlimmer als der

andere: die Habsucht ist die Quelle alles Uebels. Wegen dieses Lasters wurden die meisten unserer Könige ermordet, und doch beharre ich dabei, daß ihr die Krone ansprechen sollt: es sind in Schottland Reichthümer genug um eurer Gier zu genügen.

Aber, fuhr Malcolme fort, ich bin auch sehr zur Verstellung und jeder andern Art von Betrug geneigt: nichts erfreut mich mehr als die zu täuschen, die mir vertraut haben. Da nun dem Charakter eines Fürsten nichts beßer ansteht als Beständigkeit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so seht ihr wie unfähig ich bin zu herschen, da ich mich ganz den gerade entgegengesetzten Lastern ergeben habe. Doch habt ihr alle meine übrigen Laster zu verdecken gewust und so bitt ich euch, bemäntelt auch dieses.

Verstellung, versetzte Macduffe, ist das schlimmste aller Laster: hiemit verlaß ich dich. Weh euch, unglückliche, elende Schotten, fügte er hinzu, daß so mannigfaches unabwendbares Unglück über euch einbricht! Der verfluchte Tyrann, der jetzt ohne Recht und Anspruch über euch herscht, unterdrückt euch mit der blutigsten Grausamkeit, und dieser hier, der gerechten Anspruch an die Krone hat, ist so mit allen Lastern der Engländer erfüllt, daß er sie nicht verdient: denn nach seinem eigenen Geständnisse ist er nicht allein im höchsten Grade habsüchtig, sondern auch der unersättlichsten Lust hingegeben und ist zuletzt noch ein so falscher Verräther, daß man keinem seiner Worte Glauben schenken darf. Leb wohl denn, Schottland, für immer! Jetzt betracht ich mich als einen Verbannten, alle Hoffnung auf Trost und Rache ist dahin! So sprach er und weinte bitterlich.

Als Malcolme sah, daß er fortgehen wollte, faßte er ihn bei der Hand und sagte: Tröstet euch, Macduffe, mich bewältigt keins von den Lastern, die ihr beklagt: nur um eure Aufrichtigkeit zu prüfen hab ich so mit euch gescherzt. Schon seit langer Zeit sucht Macbeth mich durch dergleichen Anträge zu fangen; aber jemehr ich gezaudert habe in euer Verlangen einzuwilligen, um so mehr werd ich mich jetzt bemühen euch zufrieden zu stellen.

Darauf umarmten sie sich und versprachen sich unverbrüchliche Treue, worauf sie über die beste Weise, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, beriethen.

Macduffe kehrte bald an die Grenzen von Schottland zurück und schickte heimlich Briefe an die Edeln des Königreichs, in denen er ihnen mittheilte, daß Malcolme plötzlich nach Schottland zu kommen und die Krone anzusprechen beabsichtige, und daß er sie also, da dieser Prinz der wahre und gesetzliche Erbe des Königreichs sei, bitte, ihm mit aller ihrer Macht beizustehen um dem Usurpator die Krone zu entreißen.

In der Zwischenzeit gewann Malcolme so sehr die Gunst König Edwards, daß der alte Siward, Earl von Northumberland, beauftragt wurde, an der Spitze von zehntausend Mann mit ihm zu ziehen und ihn in seinen Ansprüchen auf die Krone zu unterstützen.

Als sich die Nachricht von einem beabsichtigten Einfalle in Schottland verbreitete, bildeten sich unter den Edeln zwei Parteien: die eine hielt es mit Macbeth, die andere mit Malcolme. Zwischen diesen beiden Parteien fielen häufige Scharmützel vor; aber die von Malcolmes Partei wollten sich nicht eher in eine entscheidende Schlacht einlaßen bis Malcolme und die englischen Truppen unter dem Befehle Northumberlands zu ihnen gestoßen wären.

Macbeth, der sich nicht getraute, den Engländern Widerstand zu leisten, zog sich nach Fife zurück und befestigte ein Lager bei dem Schloße von Dunsinane, entschloßen keine Schlacht zu wagen wenn seine Feinde ihm nicht dahin folgten. Zwar riethen ihm einige seiner Freunde, er solle entweder sich mit Malcolme vertragen oder sogleich nach den Inseln entfliehen und seine Schätze mit sich nehmen, damit er einige der großen Fürsten des Reiches an sich ziehen und fremde Truppen anwerben könne, denen er immer mehr vertrauen dürfe als seinen Unterthanen, die ihn alle Tage verließen. Aber er vertraute so fest auf seine Prophezeiungen, daß er überzeugt war, er werde nicht eher besiegt werden

als bis der Wald von Birnam nach Dunsinane komme, und kein vom Weibe Geborener werde ihn tödten können.

Malcolme, der den Macbeth rasch verfolgte, kam die Nacht vor dem Tage der Schlacht im Walde von Birnam an und als sein Heer da geruht hatte, befahl er, daß Jedermann einen Zweig abbrechen und sich beim Vorrücken damit bedecken solle, damit der Feind, ohne ihre Zahl zu kennen, mit ihnen handgemein würde. Den nächsten Tag, als Macbeth sie erblickte, erstaunte er sehr: es kam ihm wieder in den Sinn was ihm lange vorher prophezeit worden war und er zweifelte nicht, daß es erfüllt werden würde, da er den Wald von Birnam nach Dunsinane kommen sah. Nichtsdestoweniger stellte er seine Leute in Schlachtordnung und ermahnte sie tapfer zu kämpfen; doch hatten die Feinde kaum ihre Zweige fortgeworfen, als Macbeth ihre Zahl gewahrte und zu fliehen begann.

Macduffe, den Haß und Racheburst anspornten, ließ nicht nach ihn zu verfolgen bis sie nach Eunsannaine kamen, wo Macbeth, der wohl sah, daß er erreicht werden würde, sein Pferd umwandte und ihm zurief: Verräther, was verfolgst du mich so vergebens? Mich wird kein Mann erschlagen, der vom Weibe geboren ist! Aber komm heran und empfange den Lohn, den deine Thorheit verdient! Darauf holte er mit dem Schwerte nach ihm aus und glaubte ihn schon getödtet zu haben; aber Macduffe schwenkte sein Roß, vermied den Hieb und sprach, das entblößte Schwert in der Hand haltend: Das ist wahr, Macbeth; jetzt aber soll deine unersättliche Grausamkeit enden, denn wiße, ich bin der, von dem deine Hexen dir gesagt haben, den kein Weib geboren hat und den man aus dem Leibe seiner Mutter hat ausschneiden müßen. Dann drang er rasch auf ihn ein, erschlug ihn auf dem Platze, hieb ihm das Haupt von den Schultern, befestigte es auf einem Stabe und brachte es Malcolme.

Dieß war das Ende Macbeths, nachdem er siebenzehn Jahre über Schottland geherscht hatte. Im Anfange seiner Regierung verrichtete er viel würdige Thaten und erließ Gesetze, die dem

Gemeinwohl sehr zuträglich waren; nachher aber täuschte ihn der Teufel, daß er durch die abscheulichste Grausamkeit allen Ruhm seiner frühern Tage vernichtete. Er wurde erschlagen im Jahre Christi 1057, im sechszehnten Jahre der Regierung König Edwards von England.

---

2. Macbeth.

Zur Sagenvergleichung.

Wie Shakspeare dem Holinshed folgte, so dieser dem Hector Boethius. Buchanan will dagegen in seiner schottischen Geschichte (Rerum Scoticarum historia. Edimburgi MDXXVIII. fol. 60 sqq.) nichts von den Wundern und Erscheinungen wißen, die den Kern der Sage von Macbeth bilden, und doch kann er sie nicht los werden. Die erste Erscheinung der Hexen und ihre prophetische Begrüßung verwandelt er in ein nächtliches Traumgesicht, das sich nachher erfüllt; die verheißene künftige Größe der Nachkommen Banquos hält er für ein böswillig (per maleficos) ausgestreutes Gerücht, das den Macbeth gereizt, ihn ermorden zu zu laßen; die Zweige, welche Malcolmes Soldaten in der Hand trugen, sind ihm ein Zeichen ihrer freudigen Hoffnung zu siegen, durch welche Zuversicht erschreckt Macbeth die Flucht ergriff (ea perterritus hostium fiducia Macbethus confestim in fugam se dedit); alles übrige Wunderbare übergeht er ganz, quia theatris aut milesiis fabulis sunt aptiora quam historiae.

Malone hat bemerkt, daß in diesen Worten Buchanans eine Andeutung liege, die Sage von Macbeth eigne sich für die theatralische Darstellung. Er fügt aber vorsichtig hinzu, zu Shakspeares Zeiten sei keine englische Uebersetzung von Buchanans Werk vorhanden gewesen. Obgleich wir nicht seiner Meinung sind, daß Shakspeare der lateinischen Sprache unkundig gewesen, so glauben wir doch, daß er keiner solchen Hinweisung Buchanans bedurft habe, um diesen Stoff poetisch und dramatisch zu finden. Noch ärger macht es aber Farmer. Dieser vermuthet nämlich nicht unwahrscheinlich, Shakspeare möge wohl mit diesem Stoffe durch

ein kleines Stück gleiches Inhalts bekannt geworden sein, welches im Jahre 1605 (Shakspeares Macbeth soll nach Malone im Jahre 1606 geschrieben sein) zu Oxford vor dem König Jacob aufgeführt wurde. Wake in seinem Rex platonicus erzählt davon: „Der Stoff des Schauspiels war eine alte Sage der Schotten von ihrem Königshause, wonach einst den beiden schottischen Großen, Macbeth und Banquo, drei Sibyllen erschienen seien und ihnen geweißagt hätten, jener werde König werden, aber keinen König zeugen, dieser nicht König werden, aber viele Könige zeugen. Der Ausgang habe diese Prophezeiung bestätigt, denn aus Banquos Geschlecht sei der glorreiche König Jacob entsproßen.*)" Später fügte nun Farmer hinzu, man habe ihm vorgeworfen, daß er dem Shakspeare Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache beimeße, denn das erwähnte kleine Schauspiel sei in dieser Sprache vor dem Könige aufgeführt worden. Er ersehe aber aus einem alten Buche von Anthony Nixon 1605, daß jenes Stück zuerst vor dem Könige in lateinischer Sprache, hernach aber in englischer vor der Königin und den Prinzen gespielt worden sei, und so erkläre sich Alles. Wir führen dieß nur zur Ergetzung unserer Leser an.

Die Erzählung des Boethius ist schwerlich in der Geschichte, aber tief in der Sage begründet. Offenbar hat man auch hier die Lücken der Geschichte durch Volksmärchen ausgefüllt. Schon Grimm hat in der Anmerkung zu dem Märchen von dem Fischer unn siner Fru die Lady Macbeth mit der etrurischen Tanaquil verglichen, die auch, wie Eva, ihren Mann zu hohen Würden reize. In der Erzählung des Livius wiederholt sich diese Erscheinung in der Tullia, der Gemahlin des gutmüthigen Tarquinius, von welcher bei König Lear gesprochen worden ist. Der

*) Halliwell theilt S. 127 der Uebersetzung dieser Nachweisungen die Stelle wörtlich aus Wake mit. S. 131 giebt er auch aus Gwynnes Vertumnus, 4. 1607 dieselbe Erzählung in lateinischen Hexametern, ja er hängt zum Ueberfluß noch aus »Wintownis Cronykil« eine Darstellung der Macbethsage an, bei der aber Shakspeare schon benutzt scheint.

Zug von dem wandelnden Walde findet sich in den Sagen vielfältig anders gedeutet. Uebereinstimmend ist aber die Sage von König Grunewald, welche Prof. Schwarz in seinen hessischen Denkwürdigkeiten aus dem Munde alter Leute aufbewahrt hat: „Ein König hatte eine einzige Tochter, die wunderbare Gaben besaß. Nun kam einmal sein Feind, ein König, der hieß Grunewald, und belagerte ihn in seinem Schloße, und als die Belagerung lange dauerte, so sprach dem König im Schloße seine Tochter immer noch Muth ein. Das währte bis zum Maientag. Da sah auf einmal die Tochter das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen: da wurde es ihr angst und bange, denn sie wuste daß Alles verloren war und sagte ihrem Vater:

Vater, gebt euch gefangen:
Der grüne Wald kommt gegangen."

Vgl. Grimms deutsche Sagen I. 148. Hier ist der Zusammenhang mit der Sage von Macbeth nicht zu verkennen. Die Tochter spielt hier eine ähnliche Rolle wie dort die Hexen. Sie weiß, kraft ihrer wunderbaren Gaben, daß ihr Vater nicht besiegt werden kann bis der grüne Wald gegangen kommt; weil sie dieß aber für unmöglich hält, spricht sie ihm Muth ein, und erst als das Unmöglichgeglaubte sich begiebt, räth sie ihm zur Uebergabe. Dagegen ist keine Prophezeiung der List Fredegundens vorausgegangen, welche den Pferden Schellen anhieng und ihren Kriegern befahl, Jeder einen Baumzweig in die Hand zu nehmen und so den Feinden entgegen zu rücken, wodurch die Wächter des feindlichen Lagers getäuscht wurden indem sie glaubten, ihre Pferde weideten im nahen Walde, bis die Franken die Laubzweige fallen ließen und der Wald leer dastand an Blättern, aber dicht von den Stämmen schimmernder Spieße (vgl. Grimms deutsche Sagen II. 91). Es ist eben eine Kriegslist, wie ja auch Malcolme, als er seinen Leuten befahl sich beim Vorrücken mit Zweigen zu bedecken, nichts Anderes im Sinne hatte,

denn er wuſte nicht was dem Macbeth prophezeit worden war. Merkwürdig iſt aber folgende Stelle bei Joh. Weyer De praestigiis, Frankf. 1586. S. 329: „Wil Jemands, daß es ſich anſehen laße als ob er bei tauſend Menſchen oder Pferde umb ſich hab, ſo brauche er einen jährigen Weidenaſt, in eim Streich abgehauen, mit etwas Beſchwörung, barbariſcher Worten Erzählung und groben Charaktern.“ Einem einzelnen Menſchen möchte es nun wohl ſchwerlich gelingen, ſich durch das angeprieſene Zaubermittel den Schein eines ganzen Heeres zu geben; der Erfinder deſſelben gieng indes wohl von einer Sage aus, wonach ein muthiges Kriegsheer einem an Zahl überlegenen Feinde durch dieſe Liſt ſeine Schwäche verborgen hatte. Bei Holinſhed ſoll aber Malcolmes Heer dem des Macbeth an Zahl überlegen geweſen ſein, und die Bedeckung mit den Zweigen geſchah nur, damit beim Wegwerfen derſelben der plötzliche Anblick der Uebermacht deſto mehr Schrecken errege. In meinem Handbuch der deutſchen Myth. S. 557 f. (§. 145) iſt ausgeführt, daß ſich die Sage von dem wandelnden Walde aus einem deutſchen gottesdienſtlichen Gebrauch entwickelt hat, nämlich dem des Mairitts oder Sommerempfangs: „Wenn der Maikönig, Mai- oder Blumengraf nach der Einholung aus dem Walde heimkehrte, war er und ſein ganzes Gefolge mit grünen Reiſern und Maien ſo überdeckt, daß es ſchien als käm ein ganzer Wald gegangen“. Jener „König Grunewald“ iſt aber urſprünglich ein Winterrieſe, deſſen Herſchaft zu Ende geht, wenn das Maifeſt beginnt und der grüne Wald gegangen kommt: das iſt der mythiſche Grund der Macbethſage. Bei Saxo Gr. VII, 132 begegnet dieſelbe Sage und auch hier erkennt der Rieſenkönig, dieſes Wunder bedeute ſeinen Tod. Vgl. Uhlands Schriften III, 221 ff. Ich müſte mich ſelber ausſchreiben, wenn ich alle die Sagen, wozu die Sitte mit grünen Reiſern vom Sommerempfang aus dem Walde heimzukehren, Veranlaßung geboten hat, hier aufzählen wollte: ich verweiſe auf jene Stelle des Handbuchs und bemerke nur noch, daß zu unterſcheiden iſt zwiſchen jenen Fällen, wo der urſprünglich gottesdienſtliche Gebrauch des wandelnden Wal-

des wie bei Saxo V, 86 und Fredegundens Einbruch in Childeberts Lager nur zur Kriegslist verwendet wird, und den andern, wo sich, wie bei Macbeth, König Grunewald und Saxo VII, 132 der Mythus dahinter verbirgt. Halliwell hat in der Uebersetzung meiner Nachweisungen S. 130 in einem altenglischen Alexanderliede dieselbe Kriegslist aufgedeckt.

Die zweite Prophezeiung, daß kein vom Weibe Geborener den Macbeth umbringen werde, können wir jetzt auch in „Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde", Leipzig 1819, nachweisen, wo dem Helden Tugarin, dem Sohn der Schlange, an der Wiege gesungen ist, daß er nicht überwunden werden könne als von Einem, den kein Weib geboren habe. Ein solcher ist der tapfere Rogdai, der aus dem Schooß der Mutter geschnitten worden. Tugarin fällt von seiner Hand. Dieß ist der Inhalt des Buchs Rogdai. Im Heldenbuch von Iran wird Rudabeh so schwanger, daß ihr zu Muthe ist als wär ihr die Haut mit Steinen erfüllt oder Eisen. Noch blieben fünf Monate bis zur Niederkunft, und schon war ihr das Kind in ihren Eingeweiden wie ein Schwert; einem Bienenschwarm gleich bewegte es sich unaufhörlich ihr innen. Simurg, der Vogel Rock, räth, sie trunken zu machen und ihr das Kind mit einem Dolch aus dem Leibe zu schneiden. So sah Rusthem das Tageslicht, der Held Irans. Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firdusi von J. Görres I. S. 110 ff. Häufig kommen noch sonst Männer und Halbgötter vor, die wie Macduff aus dem Leib der Mutter geschnitten worden. Immer bedeutet dieß Kraft und Heldenstärke. So einer war Völsung, Sigurds Ahn (Völsungasaga cap. 3. 4.) Nicht so bei dem ungeborenen Burkart, Burchardus ingenitus Gr. S. II. 258, dessen Haut immer so fein blieb, daß jeder Mückenstich Blut daraus saugte, und den seine Meister deswegen gänzlich mit der Ruthe verschonen musten. Doch ward er ein gelehrter, tugendhafter Mann. Vgl. mein Handb. der d. Myth. S. 288 (§. 90).

Shakspeare läßt den Geist des gemordeten Banquo bei dem Gastmal erscheinen, zu dem Macbeth den lebenden gela-

den hatte. Die Sage von Macbeth weiß hievon nichts, denn nach Holinshed geschieht der Mord erst nach dem Gastmal. Hier hat aber der Dichter die einzelne Sage wieder ganz in dem eigenen Sinne der Sage überhaupt verbeßert und ergänzt, denn bekanntlich halten die Todten nach der Sage noch über das Grab hinaus Wort und verlangen, daß man auch ihnen Wort halte, was den Lebenden oft verderblich wird. Wir erinnern an Lenore und die Braut von Korinth. Daß Banquo nur dem Macbeth sichtbar erscheint, thut hier nichts zur Sache. Große Aehnlichkeit hat dieser Zug bei Shakspeare mit Don Juans Einladung des steinernen Gastes.

Holinshed bezeichnet jene drei Weiber anfangs nur als women in strange and wild apparell, resembling creatures of elder world, und hernach wieder als former sisters; der Ausdruck weirdsisters kommt aber hernach wiederholt bei ihm vor. Nach Handb. der d. Myth. S. 331 §. 105 geht er von der ältesten der Dreie auf ihre Schwestern über: von dieser ältesten, der Todesgöttin, welche nordisch Urdh, im Deutschen Wurth und Wurd, im Angelsächsischen Vyrd heißt, sind sie bei ihm und so auch bei Shakspeare alle drei Weirdsisters, Schicksalsschwestern genannt, dieselben Wesen, die sonst auf keltisch-römischem Boden tria fata, im Norden Nornen, in Deutschland die drei Schwestern heißen. Holinshed hatte so Unrecht nicht, indem er sie als Geschöpfe einer frühern Welt bezeichnete, da die Phantasie der heidnischen Zeit sie geschaffen hat.

XVII.

Zu

Wie es euch gefällt.

1. Rosalinde.

Nach Thomas Lodge.

In der Nähe von Bordeaux wohnte ein bejahrter Ritter von hochedelm Geschlecht, großen Glücksgütern und nicht geringern persönlichen Vorzügen, der in der Jugend viel Schlachten gegen die Türken geschlagen und durch Muth und Kriegserfahrenheit den ersten Rang in dem Orden der Maltheserritter erworben hatte. Als dieser tapfere Ritter, der Sir John von Bordeaux genannt wurde, sein Ende herannahen fühlte, rief er in Gegenwart aller Bundesbrüder seine drei Söhne vor sein Siechbette, ergriff den ältesten bei der Hand und sprach also: O meine Kinder, das Schicksal setzt meinen Tagen ein Ziel, mich erwartet das Grab, das aller Mühen entbindet: Euch aber laß ich in der Welt, die der sorglosen Unerfahrenheit mit tausend Gefahren droht. Darum vernehmt meinen letzten Willen und vergeßt nie der Lehren eures sterbenden Vaters. Dir, Saladin, meinem Aeltesten, als dem Hauptpfeiler meines Hauses, geb ich vierzehn Pflug Landes nebst meinem Stammhaus und Prunkgeschirre. Dem Zweiten, Fernandin, vermache ich zwölf Pflug Landes, aber Rosader, dem Jüngsten, laß ich mein Pferd, meine Rüstung und meine Lanze mit sechszehn Pflug Landes, denn wenn der äußere Schein den innern Werth abspiegelt, so wird euch Rosader einst Beide durch Tapferkeit und Edelsinn übertreffen. So hab ich mein Vermögen unter euch, meine Söhne vertheilt; aber ein kostbares Vermächtniß harrt eurer noch: die goldenen Regeln der Weisheit und Ehre, die ich für das theuerste von allen Gütern schätze, die mir ein langes mühseliges Leben erwarb. Hierauf begann er die Grundsätze echten Ritterthums und die Lehren der Weisheit und Klug-

heit, deren leuchtendes Musterbild er im Leben gewesen war, mit eindringlichen Worten den Söhnen ans Herz zu legen, übergab ihnen dann eine Rolle, worauf diese Vorschriften in kurzen Sprüchen verzeichnet standen, sank auf sein Kissen zurück und verschied.

Als Sir John von Bordeaux gestorben war, wurde er von seinen Söhnen bejammert und von seinen Freunden beklagt, vornehmlich von seinen Waffenbrüdern, den Maltheserrittern, welche seiner mit großer Pracht begangenen Bestattung beiwohnten. Saladin ließ die Vorschriften der Rolle auf seinem Grabmale aushauen, hieng manches leidvolle Klaggedicht auf des Vaters Sarg, kleidete sich und seine Brüder in Schwarz und vollzog jeden äußerlichen Brauch der Trauer um einen geliebten Verstorbenen. Aber unter der Hülle des Schmerzes verbarg er ein unempfindliches, selbsüchtiges Gemüth, das nur auf den eigenen zeitlichen Vortheil bedacht war und den letzten Willen des Vaters mit scheelsüchtigen Blicken betrachtete. Seinen jüngern Brüdern, Fernandin und Rosader, dem Schooßkinde des Vaters, hatte sein Testament ein größeres Erbtheil als ihm selber vermacht; jetzt aber standen dieselben unter seiner Vormundschaft und er hoffte diese so verwalten zu können, daß er nicht nur dieses Unrecht wieder gut mache, sondern sich auch durch Verkürzung jener Vermächtnisse für die erfahrene Zurücksetzung räche.

In dieser Absicht machte er seinen Bruder Rosader zu seinem Lakaien und hielt ihn zwei bis drei Jahre lang in einer so knechtischen Unterwürfigkeit als wär er der Sohn eines geringen Vasallen gewesen. Den mittlern Bruder Fernandin aber schickte er auf eine gelehrte Schule, wohin ihn seine eigenen Neigungen riefen.

Lange Zeit trug Rosader sein Schicksal in Geduld; eines Tages aber, da er sich im Garten ergieng, erwog er bei sich, daß er der Sohn des Sir John von Bordeaux sei, eines durch seine Siege und Tugenden berühmten Ritters, und daß es ihm nicht gezieme, die Knechtschaft zu ertragen, die gegen den Willen seines seligen Vaters über ihn verhängt werde. Weh mir, sprach er zu

sich selbst, soll ich, der als ein Edelmann geboren ward, in so unnatürlicher Sclaverei mein Leben verbringen? Wär ich nicht beßer zu Paris ein Schüler, oder ein gemeiner Krieger im Felde geworden? Die Natur hat mir Gaben verliehen, aber der Neid meines Bruders wehrt mir sie auszubilden; ich habe Muth und Kraft, jede ehrenvolle Unternehmung zu wagen, aber keine Freiheit, die Pflichten eines Ritters zu erfüllen. Dabei strich er mit der Hand über sein Gesicht und da er seinen Bart keimen fühlte, erröthete er über und über vor Zorn und schwur, sich der Schmach solcher Knechtschaft nicht länger zu fügen.

Ueber diesem Selbstgespräche Rosaders trat Saladin, von seinen Leuten begleitet, in den Garten und da er seinen Bruder in so düstere Gedanken versenkt die gewöhnliche Ehrerbietung vergeßen sah, dachte er ihn aus seiner Zerstreuung zu wecken. He, junger Bursche, redete er ihn an, ist euer Geist mit euern Dreiern beschäftigt, oder betet ihr eine Litanei für eures Vaters Seele? Ist mein Eßen bereit? Bei dieser Frage erhob sich Rosader, heftete einen durchdringenden Blick seiner feurigen Augen auf Saladin und entgegnete: Fragst du mich nach deinem Tisch? Frag einen deiner Knechte, welchen diese Sorge geziemt: ich bin dir gleich von Natur, obwohl du von Geburt der ältere bist, und zählst du auch mehr Jahre als ich, so ist doch meine Hand so stark und rasch wie die Deinige. Laß mich dich fragen: Wie hast du meine Wälder ausgehauen, meine Landgüter beraubt und die Geräthschaften verschleudert, die mein Vater mir hinterließ? Ich sage dir, Saladin, antworte mir als ein Bruder, oder ich stehe dir als ein Feind gegenüber.

Wie über seine Anmaßung lächelnd, entgegnete Saladin spöttisch: Ich sehe wohl, was ein Dorn werden will fängt früh an zu stechen. Hat dich meine Herablaßung so kühn gemacht, daß du mir Güte mit Nichtachtung vergiltst, so weiß ich wohl ein Mittel gegen solch einen Fehler: ich will den Baum biegen, da er noch ein Sprößling ist. Greift zu, ihr Herrn, und knebelt ihn, daß wir ihm ein niederschlagendes Pulver gegen seinen Koller

beibringen. Darüber ward Rosader so wüthend, daß er zu einer mächtigen Harke griff, die im Garten stand, mit welcher er seines Bruders Leuten so zusetzte, daß er einige derselben niederstreckte und die übrigen in die Flucht schlug. Als Saladin den Rosader so entschloßen und tapfer sah, gab er Fersengeld und flüchtete sich auf einen Boden neben dem Garten, wohin Rosader ihn hitzig verfolgte. Erschreckt über die Wuth seines Bruders, rief ihm Saladin zu: Laß ab und vergreif dich nicht an deinem ältern Bruder: wenn ich dir Unrecht gethan habe, so will ich es wieder gut machen. Sage, worüber du dich beklagst und du sollst zufrieden gestellt werden. Räche nicht Verdruß mit Blut, um das Andenken unseres Vaters nicht zu besudeln, sondern laß uns Freunde sein und beßere als wir je waren.

Dieß besänftigte den Zorn des gutherzigen Rosader: er legte die Waffe aus der Hand und sicherte dem Bruder, unter Verpfändung seines Ehrenworts, Frieden zu. Saladin kam nun herab und versprach Rosadern die Rückgabe seiner Ländereien, worauf sich die Brüder küßten und zur grösten Freude der alten Bedienten Sir Johns von Bordeaux Arm in Arm ins Haus zurückkehrten.

Bald darauf begab es sich, daß Thorismund, der König von Frankreich, ein Turnier und Ringspiel veranstaltete theils zu seinem eigenen Vergnügen, theils um die Gedanken seiner Großen zu beschäftigen, damit sie nicht auf einen ernstern Gegenstand, das Andenken an Gerismund, ihren rechtmäßigen König, verfielen, der sich als ein Verbannter im Ardennerwalde aufhielt. Bei dem Ringen sollte ein Kämpe allen Streitlustigen die Spitze bieten: es war ein Normann von ungemeiner Kraft und Tapferkeit, der schon in vielen ähnlichen Wettkämpfen den Sieg davon getragen und manchen Gegner nicht bloß überwältigt, sondern durch die Wucht seines Leibes erdrückt hatte.

Als Saladin dieß vernahm, gedachte er die Gelegenheit beim Schopfe zu faßen und nach genommener Abrede mit dem gewinnsüchtigen Normannen, welchen er durch reiche Geschenke bestochen

hatte, begab er sich zu Rosader, dem alle Gedanken nur auf Ehre standen, und erzählte ihm von dem Turnier und Ringen, bei welchem der König, alle Pairs von Frankreich und die schönsten Damen des Landes zugegen sein würden. Jetzt, mein Bruder, fuhr er fort, kannst du zeigen Wer du bist und die Ehre des alten Sir John von Bordeaux, unsers erlauchten Vaters so wie unseres ganzen Hauses aufrecht erhalten, dem es nie an Männern zu ritterlichen Großthaten gebrach. Was mich selbst betrifft, so weist du, daß ich, obgleich der Aeltere, mich nie in den Waffen versucht habe. Ich versteh es beßer, meine Ländereien zu verwalten als die Lanze zu schwingen. Unser Bruder Fernandin ist zu Paris, wo er sich den Wißenschaften ergeben und alle ritterliche Uebungen verschworen hat; du aber, Rosader, der Jüngste an Jahren aber der Aelteste an Tapferkeit, bist ein Mann von Kraft und Gewandtheit und darfst der Stimme der Ehre Gehör geben. Nimm du unseres Vaters Lanze, sein Schwert und sein Roß, reit zu dem Turnier und brich da entweder ritterlich deinen Sper, oder ring mit dem Normannen um die Palme des Siegs.

Diese Worte Saladins wirkten wie die Sporen auf ein übermüthiges Pferd, denn er hatte sie kaum gesprochen, als Rosader zu den Waffen griff, indem er dem Bruder für seinen Rath dankte und seine Güte nach Kräften zu vergelten versprach. Das Turnier war auf den nächsten Morgen anberaumt und Rosader war so begierig seine heldenmüthigen Vorsätze zu bewähren, daß er die Nacht fast schlaflos zubrachte und sobald der Tag anbrach, von seinem Bruder Abschied nahm, um dem Orte zuzureiten, wo das Turnier Statt haben sollte.

Schon hatte der König in Begleitung der zwölf Pairs von Frankreich seinen Platz eingenommen. Seine Tochter Alinde, die schöne Rosalinde, des verbannten Gerismund Tochter, und alle edeln Damen des Landes, denen ihre Schönheit einen Namen erworben hatte, schmückten die Sitzreihen und gewährten den Zuschauern und Großen des Hofes jenen entzückenden Anblick, der sie mit der angemaßten Herschaft des neuen Königs versöhnen sollte.

So kämpften hier Liebe und Streit Hand in Hand, denn die Verliebten fanden Gelegenheit, ihre Augen an der Schönheit zu weiden, und die Streitlustigen durften ihre Lanzen gebrauchen. Allein nicht ganz erreichte der König seinen Zweck bei diesem Aufgebot von Lockungen und Reizen, denn alle Augen und Herzen nahmen Partei für die schöne Rosalinde, die Tochter seines Feindes, auf deren Wangen sich die Grazien zu streiten schienen, welcher von ihnen sie die meisten Vorzüge verdanken solle.

Vor dieser Versammlung brachen die Ritter ihre Schäfte zu Ehren ihrer Damen mit stolzem Muth, manche heldenmüthige That ward an diesem Tage vollbracht und mancher ritterliche Dank von schönen Händen ausgetheilt. Als aber nach dem Turnier das Ringen begann und der Normann sich zeigte, um Allen, die es wagen würden, sich mit ihm zu meßen, den Handschuh hinzuwerfen, da verbreitete seine Riesengestalt solchen Schrecken unter den Anwesenden, daß sich Niemand an ihm versuchen wollte. Zuletzt aber zeigte sich ein alter Landeigenthümer mit seinen beiden Söhnen, deren wohlgefälliges Aeußere Muth und Kraft verkündigte. Der Aeltere trat in die Schranken und stellte sich dem Normann gegenüber, welcher sich im Bewustsein seiner überlegenen Kraft so ingrimmig in den Kampf mit ihm einließ, daß er ihn nicht nur zu Falle brachte, sondern auch seinem Leben durch das Gewicht seines Leibes ein frühes Ziel setzte. Als der jüngere Bruder dieß sah, eilte er rachbegierig in die Schranken, griff den Normann tapfer an und warf ihn beim ersten Gange auf seine Kniee. Aber bald erholte sich dieser, die Furcht vor der Niederlage verdoppelte seine Kraft und mit übermächtiger Gewalt umschloß er den jungen Ringer mit beiden Armen, hob ihn in die Höhe und schlug ihn dann so heftig wider den Boden, daß er das Genick zerbrach und gleich seinem Bruder den Geist von sich hauchte.

Beim Anblick dieses Blutbads murrte das Volk und überließ sich dem anwandelnden Mitleide; aber der Vater der Erschlagenen verlor keinen Augenblick seine gemeßene Haltung, sondern ergriff als ein Mann die Leichen seiner Söhne und trug

sie ohne ein Zeichen von Unmuth oder Mißbilligung aus den Schranken.

Rosader, der zeitig genug angekommen war, um Zeuge dieses Schauspiels zu werden, bewunderte die Gemüthsstärke des alten Mannes, klopfte ihm, indem er sich vom Pferde schwang, auf die Schultern und sprach: Wackerer Mann, dessen Söhne das Ziel ihres Lebens ehrenvoll erreicht haben, ich sehe wie du dem Glücke durch Geduld trotzest; aber verzieh noch eine Weile, um Zeuge zu sein wie ich entweder ihr Looß als der Dritte theilen, oder ihren Tod durch einen glorreichen Sieg rächen will. Für diesen tröstlichen Zuspruch dankte ihm der Landmann, indem er zu bleiben und für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu beten versprach. Jetzt verbeugte sich Rosader grüßend gegen den König und trat in die Schranken, wo er mehr auf die Versammlung als auf seinen Gegner achtend sein Auge durch den Kreiß der Damen schweifen ließ, die wie die Sterne des Himmels schimmerten. Aber der Liebesgott, der ihn eben so verliebt machen wollte als er tapfer war, zeigte ihm Rosalinden, deren wundervolle Schönheit sein Auge so bezauberte, daß er wie selbstvergeßen stehen blieb um sich an ihren Reizen zu weiden. Als Rosalinde dieß bemerkte, erröthete sie, und die Glut der Scham, die ihr Antlitz übergoß, verdoppelte den Glanz ihrer Schönheit.

Als der Normann den jungen Ritter so in den Anblick der Damen versunken sah, entriß er ihn seiner Zerstreuung durch einen Schlag auf die Schulter, und Rosader, der wie aus einem süßen Traum erwachte, zeigte alsbald durch seine stolze Haltung den hohen Flug seiner Gedanken. Seine Jugend und die einnehmende Schönheit seiner Gestalt gewannen ihm die Gunst aller Anwesenden, die es nur bedauerten, daß ein Jüngling von so edelm Wesen einen so erniedrigenden Kampf bestehen sollte. Indes wollten sie ihn nicht an der Ausführung seines Vorsatzes hindern, weil seine Ehre dabei gelitten hätte, und begnügten sich, ihm Glück und Sieg zu erflehen.

Als Rosader durch die Erinnerung seines Gegners aus

seiner Selbstvergeßenheit erwacht war, rannte er ihm mit solcher Gewalt entgegen, daß Beide rückwärts auf den Boden fielen und eine Weile Zeit gebrauchten, um neuen Athem zu schöpfen. In der Zwischenzeit besann sich der Normann, daß er es jetzt mit dem Jüngling zu thun habe, für dessen Tod ihm große Schätze versprochen waren, und dieß reizte ihn, seine Kraft zu verdoppeln. Von der andern Seite warf Rosader einen Blick auf Rosalinde, welche denselben, um den Jüngling zu ermuthigen, mit einem so gewogenen Gegenblick erwiderte, daß so viel Gunst hingereicht hätte, einen Feigling in einen Helden zu verwandeln. Von diesem Blicke befeuert, griff Rosader den Gegner in einem heftigen Anlauf an; dieser empfieng ihn mit gleicher Tapferkeit und nun entstand ein hartnäckiger Kampf, der es lange zweifelhaft ließ, auf wessen Seite das Glück sich neige. Zuletzt erwog Rosader die Schönheit seiner neuen Herrin, den Ruhm seines Vaters und den Glanz seines Hauses und dieser Gedanke verlieh ihm neue Stärke: er schleuderte den Normann vor sich auf den Boden und stürzte sich mit solcher Gewalt über ihn hin, daß der furchtbare Feind der Natur den Zoll entrichtete und Rosader den Sieg ließ.

Der Tod des Ringers, welcher den alten Landmann höchlich erfreute, indem er ihm für den Verlust seiner Söhne vollkommene Rache gewährte, erfüllte den König und alle seine Pairs mit Staunen über die Tapferkeit und Kraft eines so jungen und schönen Ritters. Als sie aber erfuhren, daß er der Sohn des alten Sir John von Bordeaux sei, erhob sich der König von seinem Sitze um ihn zu umarmen, und alle Pairs priesen seine Kühnheit, Gewandtheit und Stärke und ermahnten ihn, die glorreich betretene Bahn zu verfolgen, so werde er dereinst den Ruhm seines Vaters erreichen.

Während der König und die Pairs unserm Helden Glück wünschten, gönnten ihm die Damen huldvolle Blicke, vor Allen Rosalinde, deren Herz Rosaders Schönheit und Tapferkeit gerührt hatte. Aber noch hielt sie Liebe für Tand und ihre Neigung für eine augenblickliche Anwandlung, die aus einem Blick entsprungen

auf einen Wink vorübergehen werde. Deshalb stand sie nicht an, mit dem Feuer zu spielen und Rosader ihre Neigung zu erkennen zu geben, indem sie ein Kleinod von ihrer Brust nahm und es durch einen Pagen dem jungen Edelmann zusandte. Dieß Geschenk entzückte den Jüngling mehr als wenn ihm das Glück die Herschaft der ganzen Welt zugeschworen hätte. Er konnte es nicht durch ein Gegengeschenk von gleichem Werthe vergelten, doch gieng er bei Seite und schrieb ein zärtliches Sonett zum Preise der Schönen, das er ihr zusandte. Sie erröthete, da sie es las; aber ein süßes Genügen erfüllte ihr Herz, als sie sah, welchen zärtlichen Verehrer die Liebe ihrem Dienste gewidmet habe.

Von einer Schar junger Leute begleitet, die seine Freunde zu werden wünschten, kehrte Rosader triumphierend zu seinem Bruder Saladin zurück, welcher eben das Haus verlaßen hatte, um über den Tod seines Bruders gewisse Nachrichten einzuziehen. Als er ihn aber an der Spitze seiner Gefährten und mit dem Siegeskranze geschmückt heimkehren sah, erschrak er heftig, kehrte um und schloß das Thor vor ihm zu. Als Rosader dieß sah, verbarg er seinen Schmerz hinter einem Lächeln, wandte sich zu seinen Freunden und bat sie seinen Bruder zu entschuldigen: er habe weder aus Neid noch aus Kargheit ihren Anblick gemieden, sondern weil er die Gesellschaft so junger Leute für sich unpassend finde. Es gelang ihm indessen nicht, Saladins Betragen zu rechtfertigen, denn das Thor war und blieb verschloßen, er muste es zuletzt durch einen Fußtritt sprengen, worauf er sein Schwert zog und mit seinen Gefährten in die Halle drang. Diese fand er aber leer, denn Alle waren entflohen, außer Adam Spencer, einem alten Engländer und getreuen Diener seines Vaters, der stäts aus Liebe zu seinem seligen Herrn Rosaders Partei gehalten hatte und ihn jetzt mit seinen Freunden, so gut er konnte, empfieng. Rosader hieß seine Begleiter willkommen in seinem Hause und bat sie fröhlich zu sein und mit der Bewirthung vorlieb zu nehmen: sein Bruder habe fünf Tonnen Wein im Keller, welche sie sich wohlschmecken laßen wollten. Hierauf bereitete er mit Hülfe des guten

Adam Spencer die Tische und setzte ihnen vor was nur das Haus vermochte, und was an Speisen abgieng, das ersetzte der Wein und so hielten sie eine königliche Malzeit: denn die Freundlichkeit des Wirths würzte auch die unscheinbarsten Gerichte.

Als Rosaders neue Freunde sich beurlaubt hatten, zog er sein Schwert und wollte einen theuern Eid schwören, die Unfreundlichkeit seines Bruders nicht ungerächt zu laßen; aber durch die Fürsprache Adam Spencers, der das gute Vernehmen der Brüder zu erhalten wünschte, und Saladins schmeichelnde Unterwürfigkeit söhnten sie sich noch einmal aus und lebten eine Zeitlang in brüderlicher Eintracht miteinander. Saladin hatte aber seinen Haß noch nicht aufgegeben, sondern verbarg ihn nur unter dem Schleier erheuchelter Neigung, indem er eine günstigere Gelegenheit abwartete, seinen Anschlag auszuführen.

Unterdessen verfolgte Rosaders Bild die schöne Rosalinde, die sich umsonst dem Eindrucke zu widersetzten versuchte, welchen die edeln Eigenschaften des Jünglings in ihrem Herzen zurückgelaßen hatten. Während sie aber zwischen ihrer Neigung und dem widerstrebenden Stolz ihrer Jungfräulichkeit unentschieden schwankte, trat Thorismund mit seiner Tochter Alinde und einigen der Pairs von Frankreich in ihr Gemach. Der Erstere fürchtete, der verlockende Einfluß ihrer Schönheit möchte ihm die Herzen seiner Großen abwendig machen, oder einer seiner Pairs um ihre Hand werben und dann die Rechte seiner Gemahlin auf den Thron geltend machen. Diesem zuvorzukommen kündigte er ihr jetzt in Gegenwart seiner Hofleute ihre Verbannung an und befahl ihr seinen Hof noch heute zu meiden, denn er habe, fügte er hinzu, von ihren vermeßenen Reden und hochverrätherischen Absichten vernommen. Rosalinde wollte sich rechtfertigen, aber Thorismund wollte sich auf keine Gründe einlaßen und auch seinen Großen, die es gern unternommen hätten ihre Unschuld zu behaupten, verbot er bei seiner Ungnade, sich für sie zu verwenden. Alle verstummten, zitternd stand Rosalinde da; aber Alinde, welche die Freundin mehr als sich selbst liebte, warf sich mit betrüb-

tem Herzen und weinenden Augen ihrem Vater zu Füßen und sprach:

Wenn ich euch, mein Vater, durch die Vertheidigung Rosalindens beleidige, so mag das Gesetz der Freundschaft meine Kühnheit entschuldigen. Ich bin mit ihr aufgewachsen und seit meiner Kindheit an ihren Umgang gewöhnt, und die Gleichartigkeit unserer Gemüther hat mit der frühern Gewohnheit vereint unsern Bund so fest geschloßen, daß wir in zwei Leibern nur eine Seele sind. Wundert euch also nicht, mein König, wenn das Unglück meiner Freundin mir wie mein eigenes nahe geht, und wenn ich, der jedes Fältchen ihres Herzens bekannt ist, mich mit meinem Leben dafür verbürge, daß sie sich nie, auch nur mit einem Gedanken, wider euch vergangen hat. Ihr selbst müßt ihr das Zeugniß geben, daß sie seit ihres Vaters Verbannung alles Leid mit Geduld ertragen und euch wie ihren leiblichen Vater geehrt und nie mit einem Worte beleidigt hat, und ich kann hinzufügen, daß ihr ganzes Bestreben nur darauf gerichtet war, euch zu gefallen und sich meine Gunst zu erhalten. Wenn aber der Neid irgend einen Verräther bewogen hat, sie des Verraths wider euch zu beschuldigen, so möge er hervortreten und seine Anklage durch Zeugen bewähren. Gelingt ihm der Beweis, so ist Alinde bereit, das Urtheil mit eigener Hand zu vollstrecken; wird sie aber unschuldig befunden, so seit gerecht, mein Vater, wie es einem König geziemt. Denn verbannt ihr sie ohne Beweis, so bin ich entschloßen, als der Genoße ihres Unglücks ihre Verbannung zu theilen.

Bei diesen Worten Alindens ergrimmte der König, fuhr die Tochter zornig an und verwies ihr die Kühnheit ihrer Rede und die Anmaßung ihrer Jugend, es beßer verstehen zu wollen als sein reifes erfahrenes Alter. Er gebot ihr Stillschweigen und befahl Rosalinden noch einmal, sich entweder zu ihrem Vater in den Ardennerwald, oder wohin sie sonst wolle, zu begeben; seinen Hof aber müße sie meiden.

Aber diese Härte erschreckte Alinden nicht, sie fuhr fort,

Rosalindens Vertheidigung zu führen und bat ihren Vater, wofern er bei seinem Entschluß beharre, möge er ihr vergönnen, die Verbannung ihrer Freundin zu theilen; wo nicht, so werde sie sich heimlich hinwegstehlen um ihr zu folgen, oder ihrem Leben auf gewaltsame Weise ein Ziel setzen. Als Thorismund seine Tochter diese Sprache führen hörte, gerieth er in Wuth und erklärte seinen unwiderruflichen Entschluß, daß sie Beide verbannt sein sollten; und obgleich seine Edeln zu Gunsten seiner Tochter Einsprache thaten, so beharrte er doch unerschütterlich bei seinem Willen: beide Mädchen sollten ohne den geringsten Verzug und ohne alle Begleitung seinen Hof räumen.

Hiemit entfernte er sich sammt seinen Begleitern und ließ die beiden Freundinnen allein. Rosalinde setzte sich traurig nieder und weinte; aber Alinde lächelte, ließ sich neben ihrer Freundin nieder und tröstete sie: Sei standhaft, sprach sie, theure Rosalinde, und erschrick nicht vor dem Stirnrunzeln des Glücks. Wie oft hast du andern Unglücklichen die Geduld als die beste Salbe für die Wunden des Geschicks angepriesen, und willst du nun selbst verzweifeln, da dir ein so treffliches Heilmittel zu Gebote steht? Und gehst du nicht zu deinem Vater, hast du nicht deine Freundin Alinde zur Gefährtin, die dein Missgeschick theilen will und ihren Vater verläßt, um der Freundin ins Elend zu folgen? Wir waren Bettgenoßinnen im Glück und Königsglanz, wir wollen es auch in der Armut und Verbannung sein; ich bin auf ewig deine Alinde, bleib du meine Rosalinde und die Welt soll unsere Freundschaft heilig sprechen, und einst von Rosalinden und Alinden erzählen wie jetzt von Pylades und Orestes.

Diese Worte trösteten Rosalinden, sie weinte noch einige Thränen in den Busen ihrer Alinde und dankte ihr dann zärtlich für ihre Liebe und Treue. Hierauf beriethen sich die Freundinnen über die Weise wie sie ihre Wanderschaft antreten sollten. Alinden schmerzte nichts so sehr als daß sie keine männliche Begleitung hätten, denn, sagte sie, es ist gefährlich, daß zwei junge Mädchen so ohne Schutz und Bedeckung in der Welt umherreisen

sollen. Still, entgegnete Rosalinde, bist du ein Mädchen und weist keinen Rath gegen solch einen Uebelstand? Ich bin, wie du siehst, von schlankem Wuchs und würde mich in der Tracht eines Pagen nicht übel ausnehmen: du sollst also meine Gebieterin sein und ich will deinen Diener so gut spielen, in welche Gesellschaft wir auch gerathen, daß mich Niemand erkennen soll. Ich werde mir Mannstracht verschaffen und meinen Degen recht manierlich an der Seite führen, und wenn dir Jemand ein Leid thun will, so soll er erst die Bekanntschaft meiner Klinge machen.

Alinde lächelte und genehmigte den Vorschlag. Sogleich schritten sie ans Werk, rafften ihre Juwelen zusammen, welche sie in einem Kästchen verbargen und Rosalinde verschaffte sich die nöthigen Kleidungsstücke, nannte sich Ganymed und ihre Herrin Aliena, worauf sie ihre Reise antraten, indem sie sich durch die Weingärten schlichen und auf mancherlei Nebenwegen dem Walde zueilten. Zwei bis drei Tage waren sie gewandert ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, als sie gegen die Nachmittagsstunde an einen Brunnen kamen, den einige Cypressen beschatteten. Hier ließen sie sich nieder und tafelten so fröhlich aus ihrer tragbaren Vorrathskammer als jemals zuvor in Paris bei den kostbarsten Leckerbißen der königlichen Küche. Aliena bedauerte nur, daß ihnen nicht irgend ein Schäfer begegne, der ihnen den Weg zu einer Herberge zeige, wo sie einige Tage ausruhen könnten. Aber Ganymed sah in der Rinde eines Baums einige Verse eingegraben und rief: Sei getrost, Herrin, hier seh ich einige Reime in der Rinde eines Baums, die vermuthlich von Schäfern herrühren, die diese Gegend bewohnen. Bei dieser freudigen Botschaft erhob sich Aliena um die Verse zu lesen, welche die Unterschrift Montanus führten. So viel ich aus dem Inhalt dieser Zeilen schließen kann, sprach Aliena, ist dieß der Name eines verliebten Hirten, der sich über die Grausamkeit einer schönen Schäferin beschwert.

Daraus könnt ihr sehen, Herrin, versetzte Ganymed, was ihr Weiber für wunderliche Geschöpfe seid. Bald sind eure Herzen

hart wie Diamant, für keinen Eindruck empfänglich, bald so weich wie Wachs, dem man jede beliebige Gestalt geben kann. Es ergetzt sie, wenn man ihnen den Hof macht, aber jemehr sie umworben werden, desto spröder zeigen sie sich und dieser Fehler ist dem ganzen Geschlecht gemein. Ich bitte dich, entgegnete Aliena, aus welchem Stoffe bist denn du geschaffen, daß du so auf die Weiber schmählen darfst? Es ist ein Glück, daß Rosader dich nicht hört, er würde sich sonst schwer entschließen, ein Geschlecht zu lieben, das du mit so schwarzen Farben schilderst. Ich darf nicht aus der Rolle fallen, versetzte Ganymed, ich spreche jetzt als Alienas Page, nicht als Gerismunds Tochter; aber steck mich nur wieder in einen Weiberrock und du sollst hören wie ich es zu behaupten weiß, daß die Frauen edel, standhaft, tugendhaft und was nicht Alles sind. Genug, fiel Aliena ein, denn sieh, auch in der Rinde jener Buche sind einige Zeilen eingegraben. Laß uns sehen was es sein mag, sprach Ganymed, gieng hinzu und las folgende Verse:

Eh wird der Himmel sternlos sein,
Eh fehlt dem Meer die salzge Flut,
Dem Tage Licht, der Sonne Schein,
Dem Winter Frost, dem Sommer Glut,
Eh fehlt dem Mai der Blüthen Zier
Eh meine Treue wankt zu dir u. s. w.

Montan.

Der dieß geschrieben hat, sprach Ganymed, war gewiss bis über die Ohren verliebt. Vielleicht war er es, versetzte Aliena, da er es schrieb; wer weiß aber wie lang er es bleiben wird? Die Männer sind alle treulos und unbeständig. Das kommt daher, entgegnete Ganymed, weil sie vom Weibe geboren werden: sie erben diesen Fehler von ihren Müttern, denn kämen die Männer von Männern, wie Adam aus Erde gebildet ward, so würden sie nichts mit dem Unbestand zu schaffen haben. Aber laß uns jetzt unsere Reise fortsetzen, denn da uns diese Reime beweisen, daß sich Schäfer in der Nähe aufhalten, so finden wir vielleicht bald eine Hütte, in der wir uns ausruhen können.

Da Aliena einwilligte, standen sie auf und wanderten weiter bis sie gegen Abend in ein reizendes Thal gelangten, in welchem zwei Heerden Schafe weideten und ein alter Schäfer mit einem jungen Hirten sich unter einem schattigen Obdach sehr anmuthig gelagert hatte. Der Boden um sie her war mit duftigen Blumen übersäet, ein Fichtenwäldchen, mit Limonen und Citronen untermischt, bildete einen Halbkreiß um ihr Lager und während sie ihre Schafe weiden ließen, entlockten sie ihren ländlichen Schalmeien bald fröhliche, bald klagende Töne. Die letztern mochten dem jungen Hirten angehören, dessen Züge Gram und Sehnsucht ausdrückten, denn seine Augen hiengen so voll Liebesweh, daß er lebendig zu verschmachten schien. Jetzt begannen sie einen Wechselgesang, worin Corydon, so hieß der alte Schäfer, seinen jungen Gefährten, der Montanus genannt wurde, zur Fröhlichkeit aufforderte, und dieser ihm die Grausamkeit seiner Phöbe klagte.

Als die Schäfer ihre Ekloge beschloßen, trat Aliena mit Ganymed aus dem Gebüsch hervor, hinter welchem sie sich verborgen gehalten hatten. Bei ihrem plötzlichen Anblick erhoben sich die beiden Hirten, Aliena grüßte sie freundlich, klagte ihnen ihr Unglück, das sie zwinge, allein, nur von einem Pagen begleitet, durch die Welt zu streifen und bat um Herberge für sich und ihren Pagen. Die Schäfer empfiengen sie mit zuvorkommender Freundlichkeit und Corydon bot ihnen seine Hütte zu ihrer heutigen Nachtherberge an. Hierauf ließen sie sich bei den Schäfern nieder und nach einigen Wechselreden äußerte Aliena den Wunsch, eine Schäferei mit einer Heerde zu kaufen und eine Schäferin zu werden. Wenn ihr das wollt, unterbrach sie Corydon, so kommt ihr eben zur rechten Zeit, denn mein Herr will das Pachtgut verkaufen, das ich bestelle, so wie die Heerde, die ich hüte: ihr könnt sie zu geringem Preise erstehen, und wenn ihr erst das Schäferleben kennt, werdet ihr einräumen, daß der Hof nur ein Aufenthalt der Sorgen, nicht der Zufriedenheit ist.

Wohlan denn, fiel Aliena ein, so schicke nach deinem Herrn: ich will die Hütte und die Heerde kaufen und dich zum Aufseher

über Beide setzen; nur zum Vergnügen werd ich mit meinem Pagen dir dienen, die Heerde auf die Triften führen und weiden laßen, und so will ich ruhig, unbekannt und zufrieden leben. Corydon war über die Nachricht, daß er seine Meierei nicht zu räumen brauche, so erfreut, daß er seine Schäfermütze lüftete und sich vor seiner neuen Herrin ehrerbietig verneigte.

Die beiden Schäfer pferchten nun ihre Heerden in die Hürden ein, worauf Corydon Alienen und Ganymed in seine Hütte führte. Unterwegs unterhielt Montanus die Fremdlinge von seiner Liebe und der Unempfindlichkeit Phöbens, welche er für die schönste Schäferin in ganz Frankreich erklärte. Ganymed, dem das Andenken Rosaders immer gegenwärtig war, fand Vergnügen an der Leidenschaft des armen Schäfers, und bewunderte die Liebe, die sich in allen seinen Gebärden so gebieterisch geltend machte. Vor Corydons Hütte beurlaubte sich Montanus, die Uebrigen traten ein, und nach einem kargen aber schmackhaften Nachtmal begaben sie sich zur Ruhe. Am andern Morgen ward der Kauf abgeschloßen und Aliena Herrin der Meierei und der Heerde. Sie kleidete sich als eine Schäferin und Ganymed als ein junger Hirte und täglich trieben sie ihre Heerde auf die Felder mit solcher Lust, daß sie ihre Verbannung glücklich priesen und die Seligkeit des Landlebens jedem andern Looße vorzogen.

Saladin hatte unterdes seinem Haß gegen Rosader Luft gemacht. Eines Morgens erhob er sich in aller Frühe, weckte einige seiner Diener und trat mit ihnen in Rosaders Kammer. Diesen fanden sie noch schlafend, legten ihm Fußschellen an und banden ihn dann an einen Pfosten inmitten der Halle. Betroffen über diese Begegnung fragte Rosader, was er verbrochen habe; aber Saladin würdigte ihn keiner Antwort, sondern gieng seines Weges und überließ ihn seinem Kummer. Zwei bis drei Tage brachte er in dieser Lage ohne Nahrung zu und schon verzagte er an seinem Leben, da er seinen Bruder gesonnen sah, ihn verschmachten zu laßen. Aber Adam Spencer fühlte Mitleid mit dem Sohn seines alten Herrn, und obgleich Saladin allen Hausgenoßen bei

Todesstrafe verboten hatte, seinem Bruder Nahrung zu reichen erhob er sich heimlich in der Nacht, löste Rosaders Feßeln und brachte ihm Brot und Wein. Sobald er sich gestärkt hatte, wollte er seine Freiheit gebrauchen, um an seinem Bruder Rache zu nehmen. Aber Adam Spencer bat ihn, sie noch aufzuschieben, so werde er seine Treue vergelten und das Leben eines alten Dieners erhalten. Für diese Nacht solle er sich noch einmal den Feßeln bequemen, doch wolle er sie ihm so anlegen, daß er sich ihrer nach Belieben entledigen könne. Saladin habe zu morgen viele Gäste beschieden, bloß um ihn zu sehen, denn er wolle vorgeben, sein Bruder Rosader sei rasend geworden und müße gefeßelt werden. Sobald die Gäste kämen, solle er sie anreden und sich über Saladins Verfahren beschweren: wenn sie ihm dann Recht verschafften, könne er sich damit beruhigen; hielten sie es aber mit seinem Bruder, so solle er auf seinen Wink losbrechen, eine Axt ergreifen, welche er dazu bereit halten werde, die Feinde mit seinem Beistande aus dem Hause treiben und dieß so lange besetzt halten bis der König ihm gegen den Bruder Beistand schicke. Rosader willigte in den Vorschlag, stellte sich wieder an seinen Pfosten und erwartete den Morgen. Zur bestimmten Stunde erschienen Saladins Gäste, welche dieser mit wirthlicher Höflichkeit empfieng und in die Halle führte. Hier zeigte er ihnen seinen Bruder, den er wegen Mondsucht in Ketten gelegt habe. Rosader entgegnete, er sei gesund, beschwerte sich über die Unbill seines Bruders und bat sie, ihn zu befreien. Aber er sprach in den Wind, sie achteten seiner Rede nicht und setzten sich sorglos zu Tische, wo sie wacker tafelten und zechten, und als ihnen der Wein zu Haupte stieg, sich in Spottreden gegen Rosader ergiengen. Jetzt gab Adam Spencer das verabredete Zeichen, Rosader zerriß seine Ketten, ergriff die Axt und hieb mit solcher Wuth und Heldenkraft unter die Gäste, daß er Manchen verwundete, Einige erschlug und die Uebrigen sammt seinem Bruder aus dem Hause, trieb. Darauf verschloß er die Thüre, setzte sich mit Adam Spencer

und einigen getreuen Knechten zu Tisch und verzehrte das Mal, das Saladin für seine Freunde bereitet hatte.

Inzwischen gieng dieser mit einem Theil seiner Gäste zu dem Landvogt und erhob Klage gegen seinen Bruder. Der Landvogt glaubte ihm, erließ einen Verhaftsbefehl gegen Rosader und beorderte eine fünfundzwanzig Mann starke Wache, ihn zu ergreifen. Als diese das Thor besetzte, gieng Rosader mit Adam Spencer zu Rathe was er thun solle. Wenn ich mich unterwerfe, sprach er, so entehre ich mich, und das ist schlimmer als der Tod. Wage ich einen Ausfall um mich durchzuschlagen, so begünstigt mich vielleicht das Glück, daß ich mit dem Leben davon komme und im schlimmsten Falle sterb ich ehrenvoll, während ein so ungleicher Kampf meinem Bruder nur Schande bringt. Wohlan denn, rief Adam Spencer, so laß uns hinaus, Meister, und zwischen sie fahren, und wenn Adam Spencer nicht zu euern Füßen stirbt, so scheltet ihn eine feige Memme. Sofort rüsteten sie sich und thaten einen Ausfall auf Saladins Leute und die Wache des Landvogts, schlugen Etliche davon zu Boden und verjagten die Uebrigen, so daß sie Sieger blieben und den Weg nach dem Ardennerwalde einschlugen. Die Niederlage des Landvogts erzürnte diesen so sehr, daß er die ganze Gegend aufbot und ein großes Geschrei hinter ihnen her machte. Sie aber, die mit den Nebenwegen wohl bekannt waren, entgiengen allen Nachstellungen und erreichten glücklich den Ardennerwald. Aber das Unglück ließ sie auf einen Pfad gerathen, der sie immer tiefer in den Wald führte, so daß sie fünf bis sechs Tage ohne Speise zubrachten und nirgend einem Schäfer noch einer Hütte begegneten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, ließ sich Adam Spencer am Fuß eines Hügels nieder und ein Blick auf seinen Herrn überzeugte ihn, daß es diesem nicht beßer gehe. Darüber brach er in Thränen und Klagen aus, die weniger ihm als Rosader galten; dennoch sprach er ihm Muth zu und ermahnte ihn, sein Unglück standhaft zu ertragen und auch dem Tod als ein Mann entgegenzusehen. Ach Adam, entgegnete Rosader, der Tod würde mich nicht schrecken,

wenn er mir auf dem Bette der Ehre begegnete, oder wenn ich im Kampfe mit einem wilden Thier erläge um dessen Beute zu werden; aber der Hungertod ist der grausamste von allen. Herr, entgegnete Adam, ihr seht wir sind Beide in gleicher Noth, aber der Tod des Einen könnte des Andern Leben erhalten. Ich bin alt und abgelebt, ihr seid jung und in der Blüthe eurer Jugend: so laßt mich sterben, ich will mir die Adern öffnen und mit meinem warmen Blute eure ermatteten Geister erquicken. Schon wollt er sein Meßer hervorziehen, als Rosader entschloßen aufsprang und Adam bat, seine Zurückkunft abzuwarten, denn er hoffe ihm Nahrung zu bringen. Damit lief er hinweg und rannte mit gezogenem Schwert durch die Wälder, ob er ein wildes Thier fände, um mit dessen Fleisch seinen Freund zu speisen, oder ihm selber zum Raube zu werden.

Es begab sich an diesem Tage, daß Gerismund, der rechtmäßige, von Thorismund vertriebene König von Frankreich, der mit einer Schar seiner verbannten Anhänger in diesem Walde lebte, zur Feier seines Geburtstages ein fröhliches Fest gab. Unter schattigen Limonen saß der König mit seinen Getreuen zechend und frohlockend an einer langen, reichbesetzten Tafel als Rosader des Weges kam und die edle Gesellschaft erblickte, die das im Ueberfluß hatte, dessen Mangel ihn und Adam verschmachten ließ. Kühnlich trat er an den Rand der Tafel und sprach:

Wer du auch seist, dem diese edle Gesellschaft dient, ich grüße dich so höflich als ein Mann in der äußersten Noth es vermag. Ich und mein Geselle verschmachten in diesem Walde vor Mangel an Speise; wir müßen umkommen, wenn deine Güte uns nicht beisteht. Wenn du ein Edelmann bist, so hilf Männern, die wohl werth sind erhalten zu werden: und soll ich das beweisen, so laß die besten Ritter, die an deiner Tafel sitzen, aufstehen und mich in einem beliebigen Kampfspiel versuchen und wenn ich nicht als ein Mann bestehe, so sende mich ohne Hülfe von hinnen. Verweigerst du dieß aus schnöder Kargheit, so will ich mit meinem

Schwerte unter euch schlagen, denn es ist beßer, daß ich ehrenvoll sterbe als ein so klägliches Ende nehme.

Als Gerismund, der ihm fest ins Auge geblickt hatte, einen so einnehmenden, jungen Ritter in dieser bittern Nothdurft erblickte, ward er so von Mitleid gerührt, daß er sich von der Tafel erhob, ihn bei der Hand nahm und willkommen hieß, indem er ihn bat, seinen Platz einzunehmen und an seiner Stelle nicht nur seinen Hunger zu stillen, sondern Herr des Festes zu sein. Großen Dank, entgegnete Rosader, aber mein Gefährte, der aus Altersschwäche dem Hunger nicht wie ich Trotz bieten kann, verschmachtet hier in der Nähe und es wäre Schande, wenn ich nur einen Brosamen genöße eh ich ihn zum Theilnehmer meines Glückes gemacht hätte. Ich will gehen und ihn herholen und dann euer Anerbieten mit Dank annehmen.

Hiemit lief er zurück zu Adam Spencer, der über seine Botschaft höchlich erfreut, aber so schwach war, daß er nicht gehen konnte. Rosader nahm ihn also auf den Rücken und trug ihn zu der Stelle. Als Gerismund und seine Leute dieß sahen, zollten sie ihm lauten Beifall. Rosader wollte aber Gerismunds Sitz nicht einnehmen, sondern setzte Adam Spencer darauf nieder.

Da sich die Hungrigen erquickt hatten, wünschte Gerismund Kunde von den Schicksalen seiner Gäste, und Rosader, der ihm gern willfahrte, erzählte ihm Alles ausführlich was sich bis auf diesen Tag mit ihm zugetragen hatte. Als Gerismund hörte, wessen Sohn Rosader sei, fiel er ihm um den Hals, gab sich ihm als den verbannten König zu erkennen, rühmte seinen Vater, mit dem er stäts innigst befreundet gewesen, und sicherte ihm und seinem Gefährten eine so gnädige Aufnahme zu als er sie in seiner gegenwärtigen Lage zu gewähren vermöge. Zum Pfande dessen übertrug er ihm das Amt eines Aufsehers der Wälder. Rosader erschrak, da er hörte, es sei der König, bat um Verzeihung für seine Kühnheit und dankte ihm ehrerbietigst für seine Gunst und Gnade.

Gerismund erkundigte sich nun nach seiner Tochter Rosa-

linde, worauf Rosader zuerst vor Seufzen und Weinen nicht antworten konnte, bald aber faßte er sich und berichtete dem König von ihrer Verbannung, von Alindens zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Gespielin und wie Thorismund sie Beide vertrieben und in die Welt hinausgestoßen habe, so daß Niemand um ihren Aufenthalt wiße. Diese Nachricht versetzte den König in solche Betrübniss, daß er die Gesellschaft verließ und die Einsamkeit suchte. Auch wir beurlauben uns von ihr und kehren zurück zu Thorismund.

Als dieser von Rosaders Flucht Kunde erhielt und hörte, daß Saladin nun allein im Besitz der Güter des alten John von Bordeaux verblieben sei, reizten ihn die reichen Einkünfte derselben, an Saladin Streit zu suchen, wozu ihm dessen Unrecht gegen seinen Bruder einen schicklichen Vorwand darbot. Er ließ ihn also durch einen Herold an den Hof entbieten und Saladin, der sich keiner Schuld gegen den König bewust war, säumte nicht, sich einzustellen. Bei seiner Ankunft ward er aber sofort gefangen genommen und in enges Gewahrsam gebracht, wo man ihm Zeit ließ, sich mit seinem Gewißen abzufinden, das ihm nichts so sehr vorwarf als sein grausames Verfahren gegen Rosader.

Als er sich diese Schuld eingestanden und von aufrichtiger Reue ergriffen, den festen Vorsatz gefaßt hatte, sie um jeden Preis wieder gut zu machen, ward er vor den König geführt, der ihn mit einem Blick voll Todesdrohung empfieng und fragte, wo sein Bruder sei? Saladin antwortete, er sei nach einem Angriff auf den Landvogt entwichen, wohin wiße er nicht. Niederträchtiger, unterbrach ihn der König, ich weiß wie du deinem Bruder seit deines Vaters Tod mitgespielt hast: an ihm hab ich durch deine Bosheit einen meiner kühnsten und tapfersten Ritter verloren. Zur Strafe sollst du zwar aus Rücksicht für die Verdienste deines Vaters das Leben behalten, aber auf ewig von Frankreichs Hof und Gebiet verbannt sein, welche du, so lieb dir dein Leben ist, binnen zehn Tagen zu räumen hast. Hiemit eilte er hinweg und überließ den armen Saladin seiner Bestürzung. Dieser beschloß indes, sein Unglück in Geduld zu tragen und zur Strafe seiner

frühern Verirrungen so lange umherzuschweifen bis er seinen Bruder gefunden habe.

Als Rosader unter die Amtleute des Königs aufgenommen war, vergaß er bald die Beleidigungen, die er von seinem Bruder erfahren hatte, indem er fleißig die Wälder und wüsten Haiden durchstrich, theils um sich an dem süßen Gesang der Vögel zu ergetzen, theils um seinen Eifer im Dienste seines Herrn darzuthun. Aber was er auch that und wohin er auch gieng, immer umschwebte ihn das liebliche Bild Rosalindens. Wie der Adler nicht ermüdet, seinen Blick in die Sonne zu richten, so konnte er nicht aufhören, sich an dem Andenken ihrer Reize zu weiden. Eines Tages, da er sich an einem Lieblingsplatze solchen Gedanken überließ, dichtete er ein Lied zum Preise seiner Geliebten, das er in die Rinde eines Baumes grub. Es begann mit den Worten:

Es herscht der Phönix in der Lüfte Reich,
Dem Löwen ist kein Thier an Stärke gleich,
Die Ros an Duft wie keine Blume reich,
Wie nie ein Mädchen schön ist Rosalinde u. s. w.

Mit solchen Liedern pflegte er täglich Rosalindens Namen zu verewigen; dießmal aber belauschten ihn Aliena und Ganymed, welche in einem nahen Gebüsch Schatten vor der Sonne gefunden hatten. Sie waren Zeugen seiner verliebten Selbstgespräche, seiner zärtlichen Seufzer und dichterischen Ergießungen, und hörten ihn zu öftern Malen den Namen jener Rosalinde ausrufen, die nicht weniger verliebt als er selbst sich doch mehr zu beherschen wuste. Jetzt aber trat Ganymed mit Aliena aus dem Versteck hervor und weckte ihn durch seine Anrede aus seinen tiefen Träumen.

Was ist dir, Förster? Hast du ein Wild geschoßen, das dir entlaufen ist? Traure nicht um einen so geringen Verlust. Nur die Haut, die Brust und das Gehörn waren dein Antheil: vergebenes Harren und eitle Mühe ist Jägerglück.

Du bist auf falscher Spur, Ganymed, versetzte Aliena, seine Seufzer deuten auf einen schmerzlichern Verlust. Vielleicht hat er

in diesen Wäldern eine schöne Nymphe erblickt und sich verliebt. Wohl möglich, meinte Ganymed, denn er hat so eben ein Lied in diese Rinde geschnitten, komm nur und sieh wie unser Förster dichtet. Sie lasen und bei dem Namen Rosalinde sah Aliena Ganymed an und lachte; Ganymed aber blickte nach dem Förster und da sie sah, es sei Rosader, erröthete sie: indes glaubte sie sich in ihrer Pagentracht vor dem Erkennen geschützt, kehrte zu Rosader zurück und sprach:

Sag mir doch, Förster, wer ist diese Rosalinde, um welche du seufzest? Ist es eine Nymphe aus Dianens Gefolge, oder eine Schäferin dieser Triften? Ist es vielleicht jene Rosalinde, von welcher wir sagen hörten, daß sie die Tochter Gerismunds sei, der einst unser König war und jetzt als ein Verbannter in den Ardennen lebt? Bei diesen Worten stieß Rosader einen schweren Seufzer aus und sprach: Sie ist es, guter Hirte, sie ist die Heilige, der ich diene, die Gottheit, vor deren Altar ich meine Andacht verrichte, die Schönste aller Schönen, die Krone ihres Geschlechts, der Gipfel aller irdischen Vollkommenheit.

Und wenn sie so schön ist, frug Ganymed wieder, und du so verliebt, warum trauerst du so? Gleicht sie vielleicht der Rose, die süß duftet, aber voller Dornen ist? Oder jener Schlange mit gleissender Haut und giftigem Athem? Ist sie liebenswerth aber lieblos, reichbegnadet aber ungnädig, stolz ohne Grund und höhnisch ohne Empfindung?

Mehr als dieser Frage bedurfte es für Rosader nicht, um einen Hymnus zum Preise Rosalindens anzustimmen und sich selbst der Vermeßenheit anzuklagen, daß er, der nur ein Bauer sei, es gewagt habe, seine Augen zu einer so erhabenen Prinzessin zu erheben. Ganymed sprach ihm Trost zu und fragte, wo sich Rosalinde jetzt aufhalte, worauf Rosader von ihrer Verbannung erzählte. Als aber Ganymed noch mehr von ihren Eigenschaften zu erfahren wünschte, las ihm Rosader ein Gedicht vor, das eine von sehnsüchtiger Leidenschaft eingegebene Beschreibung ihrer Reize und Vollkommenheiten enthielt.

Wahrlich, sagte hierauf Ganymed, entweder unser Förster ist ein vortrefflicher Zeichner, oder Rosalinde ein Wunder von Schönheit: ich erröthe zu denken, daß Frauen so vollkommen sein können und Pagen so unvollkommen. Bei diesen Worten schaute ihm Rosader ins Gesicht und sagte: Gewiß, guter Page, du darfst dich nicht beschweren, denn du siehst ihr ähnlich und es ist Vollkommenheit genug, dem Wunder der Schöpfung zu gleichen. Es ist genug für Pagen, fügte Aliena hinzu, schönen Mädchen zu dienen, sie brauchen selbst nicht schön zu sein. O Herrin, entgegnete Ganymed, ihr seid parteiisch: wer weiß nicht, daß alle Mädchen nach der Alleinherschaft trachten? Aber sage mir doch, Förster, in wessen Diensten versiehst du dieß Amt? In Gerismunds, antwortete Rosader, des vertriebenen Königs, der nach dem Verlust seiner Krone ein Reich des Friedens in diesen Wäldern gestiftet hat. Hast du aber, frug Ganymed weiter, nicht noch mehr Lieder zum Preise deiner Herrin gedichtet? Wohl, guter Hirt, versetzte Rosader, ich habe sie aber nicht hier; wenn ihr morgen früh hier eure Heerden weidet, so will ich sie mitbringen. Somit wünschte er Ganymed und Aliena freundlich gute Nacht und gieng heim.

Nun, Ganymed, sagte Aliena, als der Förster sich entfernt hatte, du wirst ja mächtig gefeiert, die Männer dichten Lieder zu deinem Preise, seufzen und schmachten nach dir und machen ein Idol aus deiner Schönheit. Wahrlich, es schmerzt mich nicht wenig, den armen Mann so traurig und dich so fühllos zu sehen. Ach, Aliena, entgegnete sie, sei nicht zu voreilig in deinem Urtheil, nur Ganymed hat seine Seufzer vernommen; wär ich Rosalinde, ich hätte sie mit den meinen aufgewogen. Doch es wird Zeit sein, unsere Heerden einzupferchen, daß Corydon nicht schmählt, wenn wir nach Hause kommen.

Hierauf trieben sie ihre Schafe in die Hürden und giengen heim zu der Hütte ihres Freundes Corydon, Aliena so fröhlich als möglich, denn sie war ja bei ihrer Rosalinde, aber diese so versunken in Gram und Liebesweh, daß sie die halbe Nacht schlaf-

los zubrachte. Der Morgen dämmerte kaum, als Ganymed Aliena weckte und sagte, es sei Zeit aufs Feld zu gehen und ihre Schafe zu enthürden. Aber Aliena, der es gefiel, Ganymed zu necken, versetzte: Wo denkst du hin? Es ist noch nicht Tag, die Sonne hat den Thau noch nicht von den Halmen geküsst und so lange ist es gefährlich die Lämmer weiden zu laßen: Corydon sagt, sie bekämen die Lungenfäule. Aber ich sehe wohl, daß das Sprichwort wahr ist, wen der Teufel treibt, der hat Eile, und wen die Liebe kitzelt, dem ist Tod nicht verhaßter als Aufschub. Ach, mein armer Page, was hat sie aus dir gemacht? Geh zu, erwiderte Ganymed, das ist nur ein Vorwand noch im Bette zu liegen: vielleicht ist dir der Morgen zu kalt, oder willst, wenn ich weg bin, noch ein Schläfchen halten. Und was die Liebe betrifft, so spotte du nicht, es möchte dich gereuen, denn Cupidos Pfeil ist scharf und kann dich lehren, Peccavi zu sagen. Darum auf und davon.

Aliena stand auf und sobald sie sich angekleidet hatten, nahmen sie ihr Morgenbrot zu sich und giengen in die Felder, vergnügter als je an Thorismunds Hofe. Kaum hatten sie ihre Hürden erreicht, als sie den armen Förster schon in tiefen Gedanken auf- und abgehen sahen. Aliena lächelte und sagte zu Ganymed: Gewiss bittet er die Götter, dein Herz so mitleidig zu machen als seines verliebt ist. Komm, laß uns ein wenig mit ihm scherzen.

Als sie sich gegenseitig guten Morgen geboten hatten, ergieng sich Rosader von Neuem im Preis Rosalindens, worauf Aliena den Wunsch äußerte, wenn sie sich je verlieben sollte, einen so treu ergebenen Liebhaber zu finden als er sei. Hieraus seht ihr klärlich, versetzte Ganymed, daß die schöne Schäferin, die so reiche Heerden besitzt, euch gut ist. Laßt eure Rosalinde fahren und werft eure Augen auf meine Herrin, die, wenn auch weniger hochgeboren, doch gewiss nicht minder schön ist.

Ich sage dir, fiel Rosader ein, mein Herz ist Rosalinden so ergeben, wäre deine Herrin so schön, daß sie die erhabenen

Götter zwänge vom Himmel hernieder zu steigen, so könnten ihre Reize mich nicht rühren. Ein Blick auf Rosalinden würde mich mehr entzücken als der vollkommene Besitz jeder Andern.

Ganymed erinnerte nun an Rosaders Versprechen, ihnen die übrigen Lieder mitzutheilen, die er zum Ruhme seiner Geliebten gedichtet habe. Da dieser bereit war, ihm zu willfahren, ließen sie sich auf einer Rasenbank nieder und Rosader las mehrere Gedichte, die Rosalinden Gelegenheit gaben, die Wahrheit seiner Empfindung neuen Prüfungen zu unterwerfen. Wir wollen nur eins auslesen:

Heb ich mein Auge himmelwärts,
So trifft Cupidos Pfeil mein Herz;
Senk ich es nieder auf den Grund
Sitzt er im Gras und schießt mich wund;
Lieg ich im Schatten unterm Baum
So ist für ihn wohl auch noch Raum;
Flieh ich dem stillen Haine zu,
Die Liebe läßt mir keine Ruh;
Erfrisch ich mich im kühlen Quell,
Im Schilf tönt Amors Stimme hell;
Such ich vertraute Einsamkeit,
So theilt' er gern mein Liebesleid;
Wenn ich mich härme, seufzt er drein
Und wo ich bin, da will er sein.
Beginn ich dann von Rosalind,
Gleich schmilzt und weint er wie ein Kind
Als fühlt er gleicher Flammen Glut
Und wär wie ich dir Holden gut.
Schön Rosalind, erhöre mich;
Mehr als Cupido lieb ich dich:
Bald regt er seiner Schwingen Gold;
Ich bin dir todt und lebend hold.

Unterdessen hatte die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, und Ganymed bat Rosader an ihrem ländlichen Mal Theil zu nehmen, worauf auch Aliena ihn einlud, ihr Gast zu sein. Er nahm die Einladung an und als sie fröhlich zusammen gespeist hatten,

dankte ihnen Rosader für gute Bewirthung und wollte sich entfernen, aber Ganymed, dem der Abschied schwer ward, bat ihn zu bleiben wofern er nicht dringendere Geschäfte habe. Da du so verliebt bist, fuhr er fort, so laß uns auch sehen wie du zu werben verstehst. Ich will deine Rosalinde vorstellen und du sollst, wie du auch bist, Rosader sein und uns in einem Wechselgesang zeigen, wie du, wenn Rosalinde gegenwärtig wäre, sie um Liebe bitten würdest. Aliena soll ihre Flöte nehmen und uns Musik machen. Rosader war es zufrieden und Aliena, die sich ihnen gern gefällig zeigte, zog ihre Hirtenflöte hervor und blies, worauf Rosader die Ekloge begann, indem er Rosalindens Reize und seine Liebe schilderte und die Geliebte beschwor, nicht länger grausam zu sein. Ganymed antwortete in Rosalindens Namens, schalt auf die Falschheit der Männer, bezweifelte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und ließ sich nur nach und nach überzeugen und erweichen, worauf denn der Wechselgesang lebhafter ward und mit zärtlichen Betheuerungen gegenseitiger Neigung schloß.

Als die verliebte Ekloge dieses fröhliche Ende genommen hatte, fragte Ganymed: Nun, Förster, hab ich meine Rolle nicht gut gespielt? Hat dich deine Rosalinde nicht zufriedengestellt und hast du jetzt noch zu klagen? Freilich, guter Hirt, antwortete Rosader, ich habe meine Rosalinde; aber es ist nur ein Trugbild und wenn meine verliebten Träume sich nicht bald verwirklichen, so werd ich beim Jahresschluß nicht viel gewonnen haben. Doch will ich auch dieses Spiel für ein Glück rechnen und als eine gute Vorbedeutung betrachten. Und deswegen, fiel Aliena ein, will ich den Priester machen. Von heut an soll Ganymed dich Gatte nennen und Rosaders Weib heißen: so haben wir eine Heirath. Topp, sagte Ganymed und erröthete gleich einer Rose: Rosader legte seine Hand in die seinige und Aliena gab sie zusammen. Aber eine Hochzeit, fuhr sie fort, die nicht durch eine Malzeit gefeiert und ein Kauf, der nicht mit einem Glase Wein befestigt wird, sind keinen Pfifferling werth. Sie hieß also Ganymed seine Flasche hervorholen und die besten Gerichte auftischen, die

er bei der Hand habe und bat den Förster, seiner Rosalinde zuzutrinken, und da er doch einmal auf seine Einbildung angewiesen sei, sich einzubilden er wohne einem köstlichen Bankett bei.

Unter solchen Scherzen tändelten sie den Tag hinweg und als der Abend die Freunde trennte, sagte Aliena zu Rosader: Obgleich ihr nun Mann und Frau seid, muß ich doch die Braut mit nach Hause nehmen, aber ich verspreche sie euch morgen wieder auszuliefern und so jungfräulich als ich sie finde. Gut, sprach Rosader, dieß reicht hin für mich, die ganze Nacht von Liebe zu träumen. Somit boten sie sich gute Nacht und schieden.

Der verbannte Saladin, der über Lyon durch Deutschland und Italien zu reisen gedachte, war unterdes in den Ardennen hin- und hergeirrt ohne sich zurechtfinden zu können. Von langer Wanderung müde, hatte er sich eines Tages, nicht weit von der Gegend, wo Gerismund und sein Bruder Rosader sich aufhielten, in einem Dickicht niedergestreckt, wo er bald in den tiefsten Schlaf versank. Darüber kam ein hungriger Löwe, der seinem Raube nachjagte, des Weges, erblickte Saladin und sprang auf ihn zu; da er aber sah, daß er regungslos dalag, berührte er ihn nicht, denn die Löwen enthalten sich aller Leichname.

Um sich aber seine Beute nicht entgehen zu laßen, legte er sich nieder und wartete ob er sich bewegen werde. Während dieß vorgieng, begann das Glück zu lächeln und fügte es, daß Rosader auf der Verfolgung eines Wildes, das Fangeisen in der Hand, eiligst des Weges gerannt kam. Als er den schlafenden Mann und den Löwen neben ihm erblickte, stutzte er und glaubte einen seiner Freunde zu erkennen. Er trat näher, um ihm ins Gesicht zu blicken und als er seinen Bruder Saladin erkannte, erstaunte er über einen so unerwarteten Zufall und begriff nicht, welches Schicksal ihn in solchen Zustand und ohne Gefolge in diese Wüste versetzt habe. Unschlüßig ob er sein Leben an seine Rettung wagen, oder ihn der Raubgier des Löwen überlaßen solle, gieng er eine Weile mit sich selbst zu Rathe, und schon hatte sein beßeres Selbst den Sieg davon getragen, als sein Bruder sich im Schlaf

bewegte und der Löwe sich emporrichtete. Sogleich fuhr Rosader mit dem Fangeisen auf ihn los und brachte ihm beim ersten Streich eine mächtige Wunde bei. Als der Löwe die tödliche Verletzung empfand, sprang er auf Rosader zu und gab ihm mit der Tatze einen Schlag auf die Brust, der ihn fast niedergeworfen hätte; aber als ein tapferer Jüngling, in dessen Adern Sir Johns Blut kreißte, ermannte er sich und erschlug den Löwen nach kurzem Kampf. Bei seinem Verscheiden brüllte er so laut, daß Saladin erwachte und da er um sich blickte, war er nicht wenig erstaunt, ein so fürchterliches Unthier erschlagen und einen so edeln Ritter verwundet zu sehen. Eine Weile betrachtete er sie Beide ohne seinen Bruder in dieser Verkleidung zu erkennen, dann sprach er: Wer du auch seist, ich sehe, du hast mein Unglück durch deinen Muth gewendet und mein Leben mit Gefahr des eigenen gerettet. Ich kann dir in meiner jetzigen Lage nur danken, nicht vergelten; doch bin ich erbötig, dir als dein getreuer Diener jeden Dienst zu verrichten, den du mir auftragen willst.

Als Rosader sah, daß sein Bruder ihn nicht erkenne, war er sehr verwundert, so freundliche Worte aus seinem Munde zu vernehmen; aber erfreut über diese Veränderung seines Wesens erwiderte er: Ich bin ein Förster und Aufseher dieser Wälder und kam auf der Fährte eines flüchtigen Wildes hieher, wo ich dich liegen sah und einen Löwen neben dir, der dein Erwachen erwartete. Ich hielt es für Pflicht dein Leben zu retten, was mir, wie du siehst, mit Verlust meines Blutes gelungen ist. Bist du nun ein Mann von so edler Geburt als deine Gesichtszüge verrathen, so vertraue mir die Ursache deines jetzigen Missgeschicks, denn die Sorgen, die deine Stirn durchfurcht haben, zeigen, daß du nicht glücklich bist.

Saladin, der seinem Retter eine so theilnehmende Bitte nicht abschlagen konnte, ließ sich mit ihm im Schatten nieder und begann die Erzählung seiner Schicksale. Er sprach mit Rührung von dem Ruhme seines Vaters und von den goldenen Regeln brüderlicher Eintracht, die er seinen Kindern sterbend gegeben, und

verwünschte den Leichtsinn, mit welchem er selbst sie in den Wind geschlagen. Als er aber seines Bruders Rosader gedachte, brach er in Thränen aus und hielt inne. Rosader bat ihn, sich männlich zu faßen, worauf er fortfuhr, sein Unrecht gegen seine Brüder eingestand, die Tugenden Rosaders mit lebhaften Farben schilderte und sich selbst anklagte, durch gottlosen Verrath dessen Unglück herbeigeführt zu haben. Die Götter, fuhr er fort, konnten solche Untreue nicht ungerächt laßen, und so fügten sie es, daß der König, welchem nach meinen Besitzungen gelüstete, einen Vorwand an mir suchte, mich auf ewig aus Frankreich zu verbannen. Mein Unglück ist doppelt groß, da mein Gewißen mir sagt, daß ich auch diese Ungerechtigkeit durch meine Grausamkeit gegen Rosader wohl verdient habe. Diesen aufzusuchen und zu versöhnen wandere ich nun umher, und wenn ich seine Vergebung erlangt habe, will ich nach dem gelobten Lande pilgern um die Verbrechen meiner Jugend zu büßen.

Als Rosader diesen Entschluß seines Bruders vernahm, ward er vom tiefsten Mitleid ergriffen, gab sich ihm zu erkennen, verzieh ihm alle frühern Beleidigungen, führte ihn zu Gerismund und stellte ihn dem König als seinen Bruder vor. Als Gerismund hörte was sich ereignet habe, freute er sich über die Aussöhnung der Brüder, empfieng ihn gnädig und versprach alles für ihn zu thun, was seine gegenwärtige Lage gestatte. Dann erkundigte er sich, ob von Alinde und seiner Tochter Rosalinde keine Nachrichten am Hofe Thorismunds eingegangen seien, und da dieß Saladin verneinte, überließ er sich seinem Schmerze, worauf Rosader seinen Bruder in seine Wohnung führte, wo der alte Adam Spencer, der über Saladins Anblick erst erschrocken und dann freudig erstaunt war, die versöhnten Brüder mit einem Wildbraten und einer Flasche Wein köstlich bewirthete. Nach Tische nahm er seinen Bruder bei der Hand und führte ihn durch den Wald, um ihm zu zeigen wie er und die übrigen Verbannten hier lebten. So gieng er zwei bis drei Tage mit Saladin auf und nieder, um ihn mit allen Einrichtungen bekannt zu machen, die

getroffen waren um den Aufenthalt in dieser Einöde erträglich zu machen.

Unterdes ward er von Ganymed schmerzlich vermißt, der mit Aliena hin- und herrieth, was wohl aus ihrem Förster geworden sei. Sein langes Ausbleiben hatte dem armen Ganymed schon viel Kummer verursacht, als er ihn eines Tages, seine Waldaxt an der Seite, ruhig auf sie zuschreiten sah. Bei seinem Anblick wechselte er die Farbe und sagte zu Aliena: Sieh, Herrin, da kommt unser hübscher Förster. Da bist du wohl recht froh, sagte Aliena, und als Rosader näher kam, stellten sie ihn zur Rede wie er als ein Neuvermählter so wenig Sorge für seine Rosalinde zeigen und so manchen Tag ausbleiben könne. Ist das die Leidenschaft, fuhr sie fort, die ihr in euern Liedern und Sonetten schildertet? Eure Liebe ist schnell erkaltet wie ich sehe; Männertreue gleicht einer Feder, die der Hauch jedes Windes in die Lüfte bläst. Nach einigen Scherzen entschuldigte sich Rosader und erzählte von der Ankunft seines Bruders, dessen Verbannung vom Hofe Thorismunds und ihrer Aussöhnung, über welche letztere Ganymed großes Vergnügen empfand, während Aliena sich über ihres Vaters Grausamkeit und Tyrannei schmerzlich betrübte.

Allein das Glück, das seine Macht von diesen noch allzuglücklichen Vertriebenen verspottet sah, wollte ihren Gleichmuth von Neuem auf die Probe stellen. Eine Bande Bösewichter, die vor der Obrigkeit in diese Wälder geflüchtet war, hatte von der schönen Schäferin Aliena vernommen, und beschloßen, sie zu rauben und dem Könige zum Geschenk zu machen, in der Hoffnung, daß dieser sie zum Dank begnadigen werde. Sie stürzten also unversehens aus einem Hinterhalt auf sie los, und wollten Hand an sie und ihren Pagen legen, als diese Rosader zu Hülfe riefen, welcher fest entschloßen sein Leben an die Vertheidigung seiner Freunde zu wagen, so verzweifelte Hiebe unter die Mädchenräuber austheilte, daß ihre Panzer von seinem Muthe Zeugniß gaben. Er allein aber konnte der Uebermacht nicht widerstehen, schwer verwundet sank er zu Boden und Aliena würde mit Ganymed

eine Beute der Räuber geworden sein, wenn Saladin, der seinen Bruder aufsuchte, nicht just hinzugekommen wäre. Da er die Schäferin mit ihrem Pagen gebunden und seinen Bruder verwundet sah, ergriff er seine Waldaxt und schlug so tapfer drein, daß die Bösewichter über seine Verwegenheit stutzten und der, welchen er traf, keinen Arzt mehr brauchte. Die glückliche Dazwischenkunft Saladins flößte auch Rosader neue Stärke ein, er raffte sich, so wund er war, empor und richtete ein solches Blutbad unter den Räubern an, daß sie mit nicht geringem Verlust die Flucht ergriffen und ihre Beute zurückließen.

Als Aliena sich von ihrem Schrecken erholt hatte und um sich schaute, fand sie Ganymed beschäftigt, die Wunden des Försters zu verbinden. Dann kehrte sie das Auge auf ihren Retter und maß seine Gestalt mit theilnehmenden Blicken. Sie bewunderte den Muth und die Tapferkeit des Mannes, der es gewagt hatte, sich mit einer so furchtbaren Räuberbande zu meßen. Zuletzt faßte sie sich und begann ihm mit freundlichen Worten zu danken. Als eine arme Schäferin, fuhr sie fort, die außer ihrer Heerde nichts besitzt, weiß ich euern Edelmuth nicht zu vergelten. Wir können euch also für unsere Rettung nur danken und das thu ich aus vollem Herzen, und seit versichert, daß ich euch niemals Gelegenheit geben will, über meine Undankbarkeit Beschwerde zu führen. Was den armen Verwundeten anbelangt, so ist er unser guter Freund und Nachbar, wir wollen ihn mit Blicken und freundlichen Gesichtern bezahlen, und wenn er auch nicht fetter davon wird, so soll er doch so gehätschelt werden, daß wir ihn zufriedenstellen.

Als Saladin diese Schäferin so klug sprechen hörte, ward er aufmerksam und betrachtete sie lange mit Wohlgefallen. Schöne Schäferin, antwortete er dann, wenn ich das Glück gehabt, euch einen Dienst zu leisten, so bin ich belohnt genug und euer Dank ist mehr als eine solche Handlung verdiente. Um euch aber zu zeigen, daß ich nicht stolz bin und eure Güte zu schätzen weiß, so will ich diese Danksagung als einen gebührenden Lohn hinnehmen.

Während er so sprach, sah ihm Ganymed fest ins Gesicht und sagte: Wahrlich, Rosader, dieser Edelmann sieht euch sehr ähnlich. Kein Wunder, guter Hirt, entgegnete dieser, denn er ist mein ältester Bruder Saladin. Euer Bruder, rief Aliena und erröthete: nun so ist er desto willkommener und ich glaube mich ihm um so mehr verpflichtet. Er hat uns aus einer tödlichen Gefahr befreit und wenn es ihm beliebt, mir die Ehre zu erzeigen, so will ich ihn Diener nennen und er soll mich Herrin heißen. Gut, süße Herrin, sagte Saladin, und eh ich es vergeße euch so zu nennen, will ich mir selber untreu werden.

Rosader, dessen Wunden noch bluteten, wünschte zu trinken und dann heimzugehen um sich zu pflegen. Ganymed, dem über Rosaders Gefahr die Thränen in den Augen standen, holte eilends ihre Flasche herbei und mischte ein stärkendes Pulver, das sie bei sich trug, in den Wein, dessen Genuß den Förster so erquickte, daß er sich bald erhob, sich von seinen Freunden beurlaubte und mit seines Bruders Beistand nach Hause begab. Ganymed und Aliena blieben trauernd zurück, Ganymed in großer Unruhe über Rosaders Verwundung und Aliena von neuen, unbekannten Empfindungen bestürmt. Endlich trösteten sie sich gegenseitig und giengen heim zu dem alten Corydon, der ihr Nachtmal bereit hielt.

Nach Tische begann dieser eine lange Erzählung von dem jungen Schäfer Montanus, der in die schöne Schäferin Phöbe verliebt sei und auf keine Weise ihre Hand und Gunst erwerben könne, sondern sich hoffnungslos in unerwiderter Liebe verzehre. Ich möchte diese Phöbe, fiel Aliena ein, doch einmal sehen. Ist sie denn so schön, daß sie denkt, kein Schäfer sei so vieler Reize würdig? Oder so wunderlich, daß weder Liebe noch Ehebund sie befriedigen kann? Oder ist sie spröde, weil sie gern sieht wenn man ihr huldigt?

Ich weiß nicht was ich von ihr halten soll; ich will sie aber nächstens mit Montanus hieher bringen und dann mögt ihr selbst sehen woran der Fehler liegt. Aber so viel ist gewiß,

wären alle Mädchen ihres Sinnes, so ständ es übel um die Welt.

Nach diesem Gespräch begab man sich zur Ruhe, aber lange floh der Schlummer die Augen des verliebten Paars und kaum war der Morgen angebrochen, als Aliena aufstand und ihren Pagen weckte. Es sei hohe Zeit, versicherte sie, nach ihrer Heerde zu sehen. Ach, sagte Ganymed, bläst der Wind aus der Ecke? Es ist doch kein Diamant so hart, daß er der Feile widerstünde. Hat dir Saladin gefallen und wollen wir wieder eine Hochzeit ausrichten? Nun ja, er ist schön und tapfer, eines würdigen Ritters Sohn und deiner wohl werth.

Aliena wollte sich zuerst aufs Läugnen legen, gestand aber bald was Ganymeds Scharfblick schon errathen hatte. Sie verließen die Hütte, enthürdeten ihre Schafe und ließen sich unter verliebten Gesprächen und sehnsüchtigen Gedanken im Schatten einer Olive nieder. Nicht lange, so kam Corydon eilends herbeigelaufen und sprach: Wenn ihr Phöbe sehen wollt, die schöne Schäferin, die Montanus liebt, so kommt mit mir hinter jenes Gebüsch, wo ihr sie sehen könnt, wie sie mit Montanus an einem Brunnen sitzt, er so verliebt und sie so widerspenstig wie immer.

Diese Nachricht war den beiden Liebenden so willkommen, daß sie aufstanden und Corydon begleiteten. Sie traten hinter das Gebüsch, wo sie Phöbe und Montanus sitzen sahen, die schönste Schäferin der Ardennen und den hübschesten Schäfer im ganzen Walde. Sie trug ein scharlachenes Unterkleid und einen grünen Mantel, ein Kranz von Rosen gab ihr Schatten vor der Sonne und darunter zeigte sich ein Gesicht, das die Natur mit Reizen verschwenderisch geschmückt hatte, und zwei Augen, die einem vornehmern Manne als Montanus hätten gefährlich werden können. Dieser saß, sein Haupt in der Hand und den Ellbogen auf dem Knie, ganz verloren in ihr Anschauen und warb mit Seufzern, Blicken und Liebesliedern so beweglich und rührend um ihre Gunst, daß Diana selbst ihn bemitleidet hätte. Aber Phöbe blieb un-

empfindlich und Montanus brach nun in folgendes Rügelied gegen Amors Ungerechtigkeit aus:

Helas Tirant, plein de rigueur,
Modere un peu ta violence:
Que te sert si grande dispence?
C'est trop de flammes pour un cueur.
Espargnez en une estincelle,
Puis fay ton effort d'esmovoir
La fiere, qui ne veut point voir
En quel feu je brusle pour elle.
Execute, amour, ce dessein,
Et rabaisse un peu son audace:
Son cueur ne doit estre de glace,
Bien que elle ait de niege le sein.*)

Mit Seufzen und einem Strom von Thränen schloß Montanus seinen Gesang. Phöbe antwortete ihm erst in einem Liede und versicherte ihm dann, daß sie ihm nicht aus Stolz versage, sondern weil sie die Liebe haße. Sie halte es eben so sehr für eine Ehrenpflicht, über die Neigung zu siegen, als über das Glück. Wärst du so schön wie Paris, fuhr sie fort, so tapfer wie Hector, so beständig als Troilus und so verliebt wie Leander, so könnte dich Phöbe nicht lieben, denn sie kennt die Liebe nicht und darum hör auf mich zu verfolgen wie Phöbus, denn ich muß fliehen wie Daphne.

In diesem Augenblick trat Ganymed aus dem Gebüsch hervor und sprach: Und wär ich es, vor dem ihr flöhet, so wollt ich euch wie Daphne in einen Lorbeer verwandeln und dann seine Zweige zur Strafe unter die Füße treten.

Phöbe erschrak über diese plötzliche Erwiderung, besonders da sie von einem so schönen Hirten kam als Ganymed war. Sie erröthete und wollte sich entfernen, aber er hielt ihre Hand fest und fuhr in seiner Strafpredigt fort: Was, Schäferin, so schön

*) In der veralteten Schreibart des Originals mitgetheilt.

und so grausam? Nehmt euch in Acht, daß euch die Liebe, die ihr verachtet, nicht überrascht und bestraft. Es wäre nicht das Erstemal, daß Hochmuth in Sehnsucht umschlüge. Die in der Jugend spröde sind müßen im Alter schmachten und dann haßt man sie im Winter, da sie im Lenz hätten geliebt werden können. Darum laßt euch rathen, seit Montanus gnädig und liebt da ihr jung seid, damit ihr nicht verachtet werdet wenn ihr altert.

Phöbe blickte noch immer unverwandt auf Ganymeds Gestalt und verliebte sich in seine Reize so tief als Montanus in die ihrigen vergafft war. Ihr Auge konnte sich nicht losringen von seiner Schönheit, die sie so selten dauchte, daß sie glaubte der Geist des Adonis sei in Gestalt eines Hirten erschienen. Dann erröthete sie über ihre eigene Thorheit, einen Fremden so lange anzuschauen und sprach bescheiden: Ich kann nicht läugnen, Herr, von Liebe gehört zu haben, aber ich fühlte nie Liebe; auch hab ich von Venus vernommen, obgleich ich ihr Bild nie sah und vielleicht . . . und hiebei erröthete sie, schämte sich und schwieg. Ganymed, dem ihre Blödigkeit gefiel, bat sie fortzufahren. Und vielleicht, Herr, sind meine Augen heute verschwenderischer gewesen als je zuvor und hiemit stockte sie wieder und schien sehr beschämt und verwirrt. Aliena, die den Hasen hüpfen sah, bat sie fortzufahren, aber vergebens, sie blieb stecken, ihre Augen standen voll Thränen, eine glühende Röthe bedeckte ihr Angesicht und so setzte sie sich nieder und weinte. In diesem Zustande ließen sie Ganymed und Aliena in Montanus Gesellschaft, nachdem sie ihr zum Abschied freundlich gerathen hatten, ihm holder zu sein, damit Venus nicht harte Strafe über sie verhänge. Phöbe antwortete nur mit einem Seufzer und schickte Ganymed einen Blick nach, der ihre ganze Seele verrieth.

. Saladin hatte die ganze Nacht vor dem Andenken Alienas nicht geschlafen, ja er hatte sogar ein süßes Sonett geschmiedet und in seinem Busen verborgen. Als ihn daher Rosader ersuchte, zu Aliena und Ganymed zu gehen, um ihnen Nachricht zu bringen, daß seine Wunden nicht gefährlich seien, war er seelenver-

gnügt über den Auftrag und eilte in aller Hast zu der Trift, wo die Heerde Alienas weidete, die eben mit Ganymed und Corydon von dem Besuch bei Phöbe zurückgekehrt war. Er grüßte sie mit liebreichen Worten und eilte Rosaders Botschaft auszurichten, über welche besonders Ganymed große Freude empfand. Sagt mir doch, frug er mit Thränen in den Augen, was meinte der Arzt, als er ihn besuchte? Hielt er seine Wunden für gefährlich? Gefährlich wohl, sprach Saladin, aber nicht tödlich und um so leichter heilbar, als der Kranke seine Schmerzen mit Geduld erträgt, weshalb mein Bruder hofft, euch in wenigen Tagen selbst besuchen zu dürfen. Sagt ihm inzwischen, fuhr Ganymed fort, Rosalinde empfehle sich ihm und bitte ihn gutes Muths zu sein. Ich weiß nicht, sprach Saladin, was mit dieser Rosalinde ist; aber Wer sie auch sei, er führt ihren Namen immer im Munde. In den bittersten Schmerzen gebraucht er ihn als einen Zauber alle Qualen zu lindern. Ich muß endlich glauben, mein Bruder ist verliebt.

Nach diesem Eingange gerieth Saladin in ein Gespräch mit Aliena, bei welchem sie das Papier bemerkte, das er in seinem Busen verborgen hatte. Eifersucht gab ihr den Verdacht ein, es sei ein Liebesgedicht an eine Andere und so zog sie es hervor und fragte ob es ein Geheimniß sei, wobei sie erröthete und Saladin mit ihr. Sie bemerkte es und sagte: Da ihr roth werdet, so hab ich recht gerathen, es ist ein Liebesbrief: ich sehe schon eurer Geliebten Namen, ihr Lob und eure Liebesschwüre. Hierauf las sie es und scherzte über die Verliebtheit der Männer. Ganymed, der das Pärchen beschäftigt sah, machte sich in der Hürde zu thun und gab Saladin Gelegenheit, sein Herz vor Alienen auszuschütten. Diese vernahm sein Geständniß so gern wie eine himmlische Musik; aber noch stellte sie sich unempfindlich und ungläubig und wollte sich nicht überreden laßen, daß der Sohn Sir Johns von Bordeaux sich so tief herablaßen könne, eine arme Schäferin zu lieben. Aber Saladin betheuerte die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Gesinnungen und beschwor sie, ihm auf sein Ritter=

wort zu glauben, daß er sie liebe, nicht um die Blumen zu brechen und den Stengel wegzuwerfen, sondern seine lautern Wünsche durch eine rechtmäßige Ehe zu krönen.

Dieses Wort Ehe wirkte wie ein Zauberschlag auf Aliena, aber fast wäre sie in der Bestürzung der Freude die Antwort schuldig geblieben, denn sie wuste kaum was sie sagen solle um weder zu spröde noch zu nachgiebig zu erscheinen. Doch kaum war das Geständniss der Liebe von ihrer Lippe gefloßen, als Ganymed zurückkehrte und fragte: Nun? Eine Hochzeit oder nicht? Eine Hochzeit, antwortete Aliena, denn sonst wär es ein übler Handel. Das freut mich, sagte Ganymed: ich wollte Rosader wäre hier, um das Maß voll zu machen. Gut bemerkt, versetzte Saladin, ich vergaß, daß ich meinen Bruder allein laße und deswegen beurlaube ich mich, damit die Einsamkeit seine Schmerzen nicht verdoppelt. Sagt ihm, daß wir für ihn beten, sagte Aliena. Und vergeßt nicht, fügte Ganymed hinzu, meinen Auftrag auszurichten: sagt ihm, Rosalinde vergieße so viel Herzensthränen um ihn als Tropfen Blut aus seinen Wunden geflossen seien; sagt ihm das, guter Saladin, und so lebt wohl.

Phöbe war unterdes in großer Unruhe zu ihres Vaters Hause zurückgekehrt. Sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß keine Blume so frisch blüht, die der Stral der Sonne nicht versengte, daß der Sturm auch die stärkste Eiche schüttelt und der Liebe kein Herz widersteht. Das Bild Ganymeds verfolgte sie überall, und das Andenken so vieler Reize machte die arme Schäferin so verwirrt, daß sie sich lieber den Tod wünschte als länger in dieser süßbittern Qual zu leben. Aber Wünschen frommt in solchen Fällen nicht und so wuste sie sich keinen Rath, riß die Wunde immer tiefer auf und verzehrte sich in Schmerzen. Zuletzt ward sie ernstlich krank und muste das Bett hüten, worüber ihr Vater heftig erschrak und nach Aerzten sandte, die ihr aber nicht helfen konnten.

Montanus hatte kaum von Phöbes Unwohlsein vernommen, als er wie ein Beseßener gelaufen kam, ihr seinen Besuch abzu-

statten. Er setzte sich neben ihr Bett, erkundigte sich zärtlich nach ihrem Befinden und der Ursache ihrer Krankheit, und als er darauf nur halbe Antworten erhielt, vergoß er so viel Thränen und seufzte so wehmüthig, daß Phöbe, die nun wuste was Liebe heißt, ihn ernstlich zu bemitleiden begann, obgleich Ganymeds Andenken sie verhinderte ihm zu helfen. Aber nur an diesen dachte sie und erschöpfte sich in Plänen, wie sie ihm ihre Liebe zu erkennen geben wollte. Sie ihm mündlich zu gestehen war sie zu verschämt, einen Freund zum Vermittler zu wählen, dazu fehlte es ihr an Vertrauen, und ganz zu schweigen und Alles zu verhehlen wär ihr Tod gewesen. Endlich beschloß sie, ihm zu schreiben, und bat Montanus, sich eine Weile zu entfernen, aber nicht fortzugehen: sie wolle versuchen ein Schläfchen zu halten. Kaum hatte er die Stube verlaßen, so stand sie auf, ergriff Feder und Papier und schrieb einen zärtlichen Liebesbrief, dem sie ein Sonett gleichen Inhalts anhängte. Dann rief sie Montanus zurück und bat ihn, diesen Brief dem Ganymed zu bringen.

Obgleich Montanus ganz von ferne Licht schimmern sah, stellte er sich doch arglos und ward ein williger Bote seines eigenen Martyrthums. Als Ganymed den Brief erhielt und hörte, er komme von Phöbe, begriff er nicht, was eine unbekannte Schäferin von ihm wollen könne, doch öffnete er ihn, las und schlug ein lautes Gelächter auf. Dann zeigte er ihn Aliena, welche ihn höchst lustig fand und dem Ganymed ins Ohr raunte: Wüste sie wie viel dir gebricht um ihre Wünsche erfüllen zu können, sie würde klüger und weniger verliebt sein; doch laß uns jetzt mit diesem Hirten reden. Darauf wandte sich Ganymed zu Montanus und fragte: Sage mir doch, Schäfer, liebst du Phöben? Du liebe Zeit, antwortete Montanus, liebte mich Phöbe so, meine Heerde würde fetter und ihr Herr glücklicher sein; aber von meinem Leid werden meine Schafe elend. Ach, armer Montanus, fuhr Ganymed fort, gieb deine Hoffnung auf und sieh dich nach einer andern Schäferin um. Ich kann Phöben nicht vergeßen, entgegnete Montanus: die Züge, die die Liebe geschrieben hat,

kann nichts verwischen. Aber ich sage dir, Montanus, du mühst dich vergebens: lies diesen Brief und sieh was du zu hoffen hast.

Montanus las und erbleichte, jeden Satz unterbrach er mit einer Reihe von Seufzern; aber als er zu Ende war, da blieb er stehen als habe er weder gewonnen noch verloren. Nun, Montan, hob Ganymed wieder an, du siehst, welchen Lohn du für deine treuen Dienste empfängst. Willst du die noch lieben, die so mit dir umgeht? Ich sage dir, Schäfer, versetzte Montanus, obgleich Phöbe den Ganymed liebt, so wird doch Montanus nie aufhören, Phöben zu lieben, und dawider hilft kein Rath, kein Vernunftgrund, keine Ueberredung. Was soll ich aber thun, dir zu gefallen? fragte Ganymed: soll ich Phöbe verschmähen, wie sie dich verschmäht? Das würde mein Leid nur vermehren, antwortete Montan, und meine Qual verdoppeln. Nein, Ganymed, mag ich auch vergehen, laß sie nicht schmachten. Laß ein so schönes Wesen wie Phöbe ist nicht in Verzweiflung versinken. Mißhandle, tödte die nicht, die dich so zärtlich liebt. Du kannst nicht mehr wünschen als sie zu gewinnen, denn sie ist schön, tugendhaft und reich. Wie, Montanus, du wirbst für sie? fiel Aliena ein: wenn Ganymed Phöben heirathet, so bist du ja hoffnungslos verloren. Ach, Herrin, entgegnete Montan, ich liebe Phöbe so sehr, daß ich mein Leben zum Opfer brächte, wenn es sie glücklich machen könnte. Ich will zufrieden sein, wenn sie es ist und mich an ihrem Anblick begnügen. Wenn also Ganymed so gut als schön ist, so möge er an Phöbe Erbarmen üben.

Montan sprach diese Worte mit so fester Entschloßenheit, daß Aliena und Ganymed über seine Uneigennützigkeit erstaunten und nichts mehr wünschten als ihm Phöbens Gunst erwerben zu können. In dieser Absicht erbot sich Ganymed, ihn zu Phöben zu begleiten, was Montan zufrieden war. Als sie bei ihrer Hütte anlangten, gieng er voraus und meldete Phöben, Ganymed sei vor der Thüre. Dieses Wort Ganymed versetzte die Schäferin in eine solche Freude, daß sie vom Bette aufsprang und wie neu belebt ihre frische Farbe wiedergewann. Ganymed trat herein,

grüßte Phöben freundlich und ließ sich neben ihrem Bette nieder. Auf seine Frage nach dem Grunde ihres Uebelbefindens wiederholte ihm Phöbe mündlich den Inhalt ihres Briefes, worauf sie Ganymed tröstete und versprach, wenn ihre Heilung von ihm abhange, es an nichts fehlen zu laßen. Er gestand ihr aber frei, daß es ihm leid thue, den guten Montanus, der sie so zärtlich liebe, zu betrüben und deswegen wolle er nichts versprechen. Auch bewundere er wohl ihre Schönheit; aber seinen Gefühlen könne er nicht gebieten: die Zeit werde entscheiden ob er sie lieben oder in seiner Unempfindlichkeit verharren werde. Darum solle sie den Montanus zu lieben und Ihn zu haßen versuchen, wie Er versuchen wolle sie zu lieben.

Diese Worte wirkten wie ein Dolchstoß auf die arme Phöbe, die unter Seufzer und Thränen ausrief: So verweist ihr mich auf die Zeit und befehlt mir zu harren ohne hoffen zu dürfen! Aber die Götter verhängen ein gerechtes Gericht über mich: ich war grausam gegen Montan und Ganymed ist nun eben so hart gegen mich. Es freut mich, sagte Ganymed, daß ihr euern Fehler einseht, da ihr Gelegenheit habt, Montans Leiden mit euern eigenen Qualen zu meßen. Und gewiss, betheuerte Phöbe, ich bereue meine Grausamkeit gegen den Schäfer so sehr, daß ich ihm gut werden wollte, wenn ich aufhören könnte, Ganymed zu lieben. — Wenn ich aber Phöben durch Gründe bestimmen kann, Ganymed nicht mehr zu lieben, will sie dann Montan ihr Herz schenken? — Wenn Gründe, antwortete Phöbe, meine Liebe zu dir vertilgen können, so will ich ihm die Hand reichen, unter der Bedingung, daß Ganymed, wenn meine Liebe seinen Gründen widersteht wie sie über alle Gründe erhaben ist, der Meinige wird. Ich bin es zufrieden, schöne Schäferin, sprach Ganymed, und gebe dir mein Wort, daß wenn ich je ein Weib heirathe, so sollst du es sein, und hiemit beruhige dich und nimm diesen Kuss zum Pfande. Völlig getröstet erhob sich nun Phöbe und bereitete für Ganymed und Montan ein so leckeres Mal als nur in einer Schäferhütte gefunden werden mag. Ueber Tische wiederholte Ganymed sein

Versprechen und Phöbe das ihrige, wodurch Montanus sehr erfreut wurde. So verließ er beide vergnügt, er selbst aber kehrte mit dem Andenken an Rosader und seine Wunden trauernd zu Aliena zurück. Als er aber auf die Trift gelangte, sah er Rosader und Saladin mit Alienen im Schatten sitzen, und dieser Anblick war ihm eine solche Herzstärkung, daß er ihnen voller Freude entgegen trippelte. Corydon, der von der Gesellschaft war und ihn kommen sah, lief auf ihn zu und rief: Eine Hochzeit, Herr, eine Hochzeit: unsere Herrin wird am Sonntag heirathen! So frohlockte der gute Hirt dem Ganymed entgegen, welcher jetzt die Gesellschaft begrüßte, vorzüglich Rosader, dem sie ihre Freude ausdrückte, ihn von seinen Wunden so gut geheilt zu sehen. Ich wäre noch so früh nicht ausgegangen, sagte Rosader, wenn ich nicht zu einer Hochzeit gebeten wäre, die nächsten Sonntag zwischen Aliena und meinem Bruder gefeiert werden soll. Herrlich, sprach Ganymed, aber welch ein glücklicher Tag müßte das sein, wenn Rosader zugleich mit Rosalinden vermählt würde? Ach, guter Ganymed, versetzte Rosader, erneue meine Schmerzen nicht, indem du ihren Namen nennst, denn das Andenken an ihre Schönheit ist mein Elend. Sei gutes Muthes, Förster, fuhr Ganymed fort, ich hab einen Freund, der in Magie und Nekromantie sehr erfahren ist, und was die Kunst vermag soll zu deinen Gunsten geschehen. Wenn sich deine Rosalinde in Frankreich oder einem benachbarten Lande aufhält, so will ich sie herbeischaffen: darauf nimm das Wort eines jungen Schäfers. Aliena lächelte, weil Rosader finster sah, denn er meinte, Ganymed habe nur mit ihm gescherzt.

Ganymed erzählte nun was mit ihm und Phöbe vorgegangen sei, worüber Alle lachten und voll Verwunderung eingestanden, es sei doch kein Herz so fühllos, das die Liebe nicht verwandeln möge. So vergieng der Tag unter Scherzen und als die Sonne sank, beurlaubten sich die Brüder und giengen heim. Aliena und Ganymed beeilten sich die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen, wozu Rosader seinerseits auch Anstalten machte. Rosader lud, wie er schon versprochen hatte, auch Gerismund und alle seine

Edelleute zur Hochzeit ein; Phöbe und Montanus wurden gleichfalls gebeten, und so fehlte, da alle Hände mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigt waren, bald nichts mehr als der ersehnte Sonntag.

Als dieser endlich erschien, war die Hütte zum Empfang der Gäste mit grünen Reisern festlich ausgeschmückt und der Boden mit Blumen überstreut, alles durch die Sorge des alten Corydon, der als Hausvater auch auf seinen eigenen Schäferputz großen Fleiß verwandt hatte und sich im altväterlichen Feiertagskleid zugleich ehrwürdig und auf seine alten Tage noch so verliebt ausnahm als ob er selber der Bräutigam wäre. Bald fand sich auch Phöbe mit einem großen Zuge von Schäferinnen und Landmädchen ein, um Aliena bei ihrem Anzuge zur Hand zu gehen; aber ihr Herz dachte stäts an Ganymed, der heute so schön war als Endymion, da er Dianens Liebe gewann. Als ein flinker Page diente er Alienen und sorgte, daß bei der Ankunft des Bräutigams Alles in Bereitschaft wäre. Jetzt erschien dieser, als Förster gekleidet, mit Gerismund und seinem Bruder Rosader, welche Alienen und die übrigen Schäferinnen und Hirten feierlich empfiengen. Gerismund belobte Saladins glücklichen Geschmack in der Wahl einer so schönen und bescheidenen Schäferin, deren reizende Gestalt gleiche innere Vorzüge verkünde. Ganymed, der eben hereintrat, erblickte mit Erröthen seinen Vater und konnte sich kaum der Thränen erwehren, ihn in so geringen Glücksumständen zu sehen, da er, der gewohnt gewesen, in einem königlichen Palast von zwölf edeln Pairs bedient zu werden, jetzt in einer niedern Hütte mit der Gesellschaft schlichter Hirten vorlieb nehme. Aber sie überwand ihre Empfindung und bewillkommte ihn mit so viel Anmuth und Freundlichkeit, daß Gerismund dem einnehmenden Wesen des Pagen große Lobsprüche ertheilte.

Jetzt trat Corydon mit einem Becher Obstwein herein und fredenzte ihn dem König mit einem so lustigen Spruch, daß dieser lächeln muste, den Becher gnädig aus seiner Hand empfieng und ihn Alienen zutrank. Diese that ihm Bescheid und trank Rosader

zu, und so kreiste der Becher bis er zu Phöben und ihren Gespielinnen gelangte.

Während sie tranken und zum Kirchgang bereit standen, trat Montanus herein, ganz in Braungelb gekleidet, um anzudeuten, daß er verlaßen und verschmäht sei. Er trug den Weidenkranz um die Schläfe; auf seiner Hirtentasche, die an seiner Seite hieng, war die Verzweiflung abgebildet und als Aushängeschilde seiner Liebe und Qual hiengen zwei Sonette an seinem Schäferstabe. Bei seinem Eintritt grüßten ihn die Schäfer als den Ausbund aller Hirten der Ardennen mit freudigem Zuruf, denn ein schmuckerer Knabe war seit dem trojanischen Kriege nicht gesehen worden. Der König, der über seinen Aufzug sehr verwundert war, wünschte eine Erklärung über eine so seltsame Erscheinung, worauf Rosader ihm von Montans treuer Liebe zu Phöbe und ihrer Grausamkeit erzählte, für welche die Götter die spröde Nymphe mit einer eben so hoffnungslosen Liebe gegen Ganymed bestraft hätten. Der König wünschte nun auch Phöbe zu sehen, welche ihm Rosader vorstellte. Ein glühendes Roth übergoß die Wangen der Schäferin und erhöhte ihre Schönheit. Eine Weile ließ Gerismund seine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhen, dann fragte er sie, warum sie Montans Neigung so wenig erwidert habe, der doch ein hübscher Bursche sei und sie so zärtlich liebe? Phöbe entschuldigte sich mit dem Willen des Schicksals, das sie für seine Werbung unempfindlich geschaffen habe. Indes habe die Liebe sich an ihr gerächt und sie in Ganymed verliebt gemacht, der ihr eben so unfreundlich begegne als sie gegen Montan grausam gewesen sei.

Gerismund, der diese Liebesfäden zu verfolgen begierig war, berief nun den Ganymed, der mit anmuthigem Erröthen hervortrat. Der König faßte ihn scharf ins Auge und da ihm die Aehnlichkeit mit seiner Tochter Rosalinde auffiel, stieß er einen tiefen Seufzer hervor. Rosader, der mit Gerismund sehr vertraut war, fragte ihn, warum er seufze. Weil mich Ganymed, antwortete Gerismund, an Rosalinde erinnert, der er gleich sieht. Bei

diesen Worten seufzte Rosader so tief als hätt ihm sein Herz zerspringen wollen. Und was ist nun die Ursache, frug Gerismund seinerseits, daß Du so tief seufzest? Verzeiht mir, mein König, versetzte Rosader, weil ich Niemand auf der Welt so sehr liebe als Rosalinde. Und wenn Rosalinde hier wäre, betheuerte Gerismund, so wollt ich sie dir noch heute zum Weibe geben.

Als dieß Aliena vernahm, kehrte sie sich zu Ganymed hin, lächelte ihn an und wäre fast herausgefahren; doch besann sie sich noch und hielt reinen Mund. Um von diesen wehmüthigen Empfindungen loszukommen, kehrte Gerismund zu seinem Vorhaben zurück und fragte Ganymed, warum er die Liebe einer so schönen Schäferin verschmähe? Dieser antwortete bescheiden: Wenn ich die schöne Phöbe liebte, so würd ich dem guten Montanus großes Unrecht thun. Doch hab ich der reizenden Schäferin versprochen, nie ein Weib zu heirathen außer ihr, wogegen sie sich anheischig machte den Montanus zu erhören, wenn ich ihre Liebe zu mir durch vernünftige Gründe beseitigen könne. Dazu bin ich noch bereit, fiel Phöbe ein; aber meine Liebe ist so grundlos, daß sie keiner Gründe achtet. Ich berufe mich auf den Ausspruch Gerismunds, rief Ganymed. Und ich unterwerfe mich seinem Urtheil, fügte Phöbe hinzu. Und mein Glück hängt von euerm Gewinst oder Verlust ab, beschloß Montan.

Wir wollen die Frage noch verhandeln, sagte Gerismund, und dann zur Kirche gehen. Laß uns deine Gründe hören, Ganymed. Verzeiht einen Augenblick meine Entfernung, bat Ganymed, eilte hinaus und kleidete sich in ihre Frauentracht. Schön wie eine Göttin kehrte sie dann zurück und stürzte sich mit weinenden Augen zu den Füßen ihres Vaters, erzählte in kurzen Worten ihr Geschick und bat um seinen Segen. Als Gerismund seine Tochter erblickte, erhob er sich von seinem Sitze, fiel ihr um den Hals und konnte im Uebermaß des Entzückens kaum Worte finden. Die ganze Versammlung war freudig erstaunt, vor Allen Rosader, als er seine geliebte Rosalinde in dem verwandelten Pagen erkannte. Bald erhielt auch Gerismund seine Sprache

wieder, empfieng seine Tochter mit liebevollen Worten und fragte sie unter andern, was zwischen ihr und Rosader vorgegangen sei. So viel, antwortete sie, daß nichts weiter fehlt als eure Einwilligung, um uns zu einem Paare zu machen. Wohlan denn, Rosader, rief Gerismund, sie ist dein, nimm sie und laß uns heute deine mit deines Bruders Hochzeit feiern. Rosader dankte ihm kindlich und umarmte seine Rosalinde, welche sich darauf zu Phöbe wandte und fragte ob sie nun Grund genug habe, ihre Liebe zu unterdrücken? Ja, antwortete Phöbe, so viel Grund, daß ich mit eurer Erlaubniß entschloßen bin, mit Montanus das dritte Paar abzugeben. Kaum hatte sie ausgesprochen, so schleuderte Montan seinen Weidenkranz und die Hirtentasche mit dem Bilde der Verzweiflung beiseite, warf seine Sonette ins Feuer und gebärdete sich so lustig als einem Bräutigam geziemte. Gerismund und die übrige Versammlung lächelten über sein Beginnen und beschloßen dann, Montan und Phöbe sollten ihre Hochzeit zugleich mit den beiden Brüdern feiern.

Aliena, die den Saladin in Gedanken stehen sah, weckte ihn aus seinen Träumen und sprach: Was ist dir, Saladin? Warum so traurig am Hochzeittage? Vielleicht betrübt es dich, wenn du an deines Bruders hohes Glück denkst, eine niedere Schäferin gewählt zu haben? Aber tröste dich, Geliebter, du sollst noch heute einer Königstochter vermählt werden, denn sieh, ich bin nicht Aliena, sondern Alinde, die Tochter deines Todfeindes Thorismund. Die Versammlung erstaunte und vor Allem Gerismund, welcher sie in seine Arme schloß und Rosalinden fragte: Ist dieß die schöne Alinde, die ihres Vaters Hof verließ, um mit dir in der Verbannung zu leben? Dieselbe, gab Rosalinde zur Antwort. Dann freue dich, Saladin, fuhr Gerismund fort, über dein Glück und deine Wahl, denn du hast eine Prinzessin, so berühmt wegen ihrer Tugenden als ausgezeichnet durch ihre Schönheit.

Alles war noch erstaunt über diese Ereignisse, als Corydon eintrat und meldete, der Priester harre in der Kirche ihrer Ankunft. Darauf schritt der König voran und die Uebrigen folgten

ihm im festlichen Aufzug nach der Kirche, wo die drei Paare zur großen Freude aller Hirten der Umgegend feierlich zusammengegeben wurden. Dann kehrten sie nach der Hütte zurück, wo ein köstliches Mittagsmal bereit stand. Die beiden Bräute nahmen ihren Platz neben Gerismund ein, während Rosader, Saladin und Montan der Sitte gemäß die Aufwartung besorgten.

Der alte Corydon war eben beschäftigt, die tafelnde Gesellschaft durch ein lustiges Lied zu vergnügen, zu welchem er sich auf einer alten Fiedel begleitete, als Saladin und Rosader die Nachricht erhielten, ihr Bruder Fernandin sei angekommen und wünsche sie zu sprechen. Sie empfiengen ihn zärtlich und führten ihn in die Hütte, wo die Gesellschaft noch bei Tische saß. Er begrüßte die Versammlung mit vielem Anstand; als er aber Gerismund erblickte, beugte er seine Kniee zu der seinem Range gebührenden Verehrung und sprach: Obgleich, großmächtiger König, der Tag, an dem meine Brüder ihre Vermählung feiern, nur der Liebe geheiligt sein sollte, so nimmt doch die Zeit einen andern Lauf, und darum erhebe dich, den Becher mit dem Schwert zu vertauschen. Und ihr, Söhne Sir Johns von Bordeaux, verlaßt eure Bräute und greift zu den Waffen, um euch so tapfer zu beweisen als ihr verliebt seid: denn wiße, Gerismund, daß dicht am Saum dieses Waldes die zwölf Pairs von Frankreich unter den Waffen stehen um dir dein Reich wieder zu erobern, während Thorismund mit einer verzweifelten Schar seiner Anhänger im Begriff ist, ihnen eine Schlacht zu liefern. Darum rüste dich und zeige dich im Felde, um deine Unterthanen zu ermuthigen, und ihr, meine Brüder, bewährt euch zum Heil eures Vaterlandes als würdige Söhne eures ruhmreichen Vaters.

Bei dieser Anrede fuhren Alle von ihren Sitzen auf, Rosader und Saladin wollten zu ihren Schwertern greifen, aber Gerismund rief: Mir nach, ich habe Rosse und Waffen für uns Alle. So ließen sie ihre Bräute in Sorgen, vor allen Alinde, die gern noch eine Fürbitte zu Gunsten ihres Vaters eingelegt hätte. Bald war Gerismund mit seiner kleinen Schar gerüstet

und stieß zu den Seinigen, die schon mit den Feinden handgemein geworden waren. Mit dem Ausruf St. Denis brach er in die feindlichen Reihen, welche er bald fühlen ließ, wie würdig er der Krone sei. Als die Pairs ihren rechtmäßigen König erblickten, belebte sich ihr Muth; auch Saladin und Rosader wirkten Wunder der Tapferkeit und um kurz zu sein, die Pairs siegten, Thorismunds Heer wich und er selbst fiel in der Schlacht.

Da der Sieg entschieden war, begrüßten die Pairs den König und führten ihn im Triumph nach Paris, von dessen Einwohnern er festlich empfangen wurde. Sobald Gerismund die Ruhe wiederhergestellt und die Krone von Neuem empfangen hatte, ließ er Alinde und Rosalinde an den Hof bringen und hielt ein prachtvolles Freudenfest, das dreißig Tage lang währte. Mit Genehmigung der Pairs und Großen des Landes ernannte er Rosader zu seinem Thronfolger und belehnte Saladin, außer den Besitzungen seines Vaters, mit dem Herzogthum von Namur. Ihren mittlern Bruder Fernandin erhob er zu seinem Geheimschreiber, und um Alles glücklich zu schließen, den Montan zum Herrn des Ardennerwaldes, Adam Spencer zum Hauptmann der königlichen Wache und dem Corydon schenkte er Alienens Heerde.

---

2. Wie es euch gefällt.

Zur Literaturgeschichte.

Rosalynd, Euphues golden Legacy, found after his death in his Cell at Silexedra. Bequeathed to Philautus Sonnes, nursed vp with their Father in England. London printed for N. Lyng, and F. Gubbins. 1598. 4. Dieß ist der Titel des halbritterlichen Schäferromans, aus dem Shakspeares obengenanntes Lustspiel hervorgieng. Zum erstenmal gedruckt ward das Buch nach Eschenburg und Dunlop im Jahre 1590; die zweite Ausgabe ist vom Jahre 1592. Der Verfaßer nannte sich Thomas Lodge und war ein Nachahmer John Lylies, der durch seine Romane Euphues, Euphues and his England, Euphues and his Ephoebus u. s. w. und seine neun Hofcomödien dem Modegeschmack seiner Zeit das Gepräge pedantischer Spitzfindigkeit aufdrückte und die Hofdamen Elisabeths auf zwanzig Jahre hinaus mit gesuchten Gleichnissen aus der griechischen Mythologie und fabelhafter Kunde der Kräfte von Steinen und Kräutern versorgte. Dieser hauptsächlich durch Lylie begründete, gezierte und bis zum Ueberdruß in Gegensätzen spielende, von Tieck s. g. stilo culto jener Zeit, dessen Studium zum Verständniss Shakspeares und seiner Zeitgenossen unerläßlich ist, findet sich in seiner ganzen schroffen Manier auch in diesem kleinen Roman des Thomas Lodge, der sich selbst für einen Nachahmer Lylies bekannte, indem er in der Einleitung fingierte, jener Euphues, der Held John Lylies, habe den Söhnen seines Freundes Philautus diesen seinen Roman als ein Vermächtniss hinterlaßen. Auch Robert Greene in seinem Märchen von Dorastus und Faunia, das wir als die Quelle des Wintermärchens

mitgetheilt haben, war nach Dunlop ein Nachahmer Lylies, obgleich sein Stil mehr Geschmack beweist.

Eine wörtliche Uebersetzung der Rosalinde des Thomas Lodge würde fast einen ganzen Band eingenommen und uns doch keinen Dank erworben haben, denn schwerlich hätten unsere Leser seine Manier leidlich gefunden. Weil aber Shakspeare diesem Roman in Wie es euch gefällt viel genauer gefolgt ist als irgend einer andern Quelle seiner Stücke*), so würden wir unser Werk dem gerechten Vorwurf der Unvollständigkeit ausgesetzt haben, wenn wir nicht einen getreuen Auszug der Rosalinde geliefert hätten. Nur durfte dieser nicht in ungenießbare Trockenheit verfallen und deswegen gaben wir eine getreue Bearbeitung des Romans im verjüngten Maßstabe, von der wir hoffen, daß man sie lesbar finden wird.

Tieck versteht den Titel des Lustspiels: Wie es euch gefällt als eine Antwort auf eine Pralerei Ben Jonsons in seinem Lustspiel Cynthias Revels, wo er den Epilog auf Shakspeares Gedichte anspielend sagen laße:

»J'll only speak, what J have heard him say;
»By — 'tis good, and if you like't, you may.«

Es ist aber nicht gut einzusehen, worin der Witz einer solchen Erwiderung Shakspeares liegen sollte, denn der Gegensatz zwischen if you like it und as you like it entbehrt der Schärfe. Es ist uns wahrscheinlich, daß Shakspeare den Titel dieses Stücks aus der kurzen Anrede des Thomas Lodge an seine Leser entlehnte, womit der Roman anhebt. Hier heißt es nämlich buchstäblich:

*) Diese Bemerkung macht auch Steevens: »More exactly than is his general custom, when he is indebded to such worthless originals.« Werthlos ist nun wohl Lodges Rosalynd nicht: nachdem wir sie von der oben geschilderten Manier jener Zeit gereinigt haben, wird sie der Leser anmuthig und unterhaltend finden; das Lob, das Payne Collier der Erfindung ertheilt, kommt aber nach dem Folgenden nur zu geringem Theil auf Lodges Rechnung.

»If you like it, so; and yet J will bee yours in duetie, if you be mine in favour.« Vermuthlich hat Tieck Lodges ziemlich seltenen Roman nie gesehen, sonst hätt er wenigstens jener Worte gedacht. Payne Collier giebt ihn nach der Ausgabe von 1592 im I. Bd. seiner Shakespeare Library, London 1843, wo die fraglichen Worte sich in der Mitte der Zuschrift To the Gentlemen Readers befinden. Unsere Bearbeitung wurde 1831 nach einem Exemplar der Berliner Bibliothek verfaßt.

Das Anerbieten, welche Adam Spencer dem Rosader macht, ihm mit seinem Blut das Leben zu fristen, kommt in Shakspeares Wie es euch gefällt nicht vor, wohl aber in dem alten Schauspiel von König Lear (Tiecks altenglisches Theater II. S. 317), wo es Perillus dem Lear macht. Offenbar ist es auch hier mehr an seiner Stelle als in der Rosalinde. Wäre, wie Tieck vermuthet, Shakspeare der Dichter dieses ältern König Lear und wäre dieß Stück schon vor 1590 aufgeführt worden, was höchst wahrscheinlich ist, so könnte man glauben, auch Thomas Lodge habe seinerseits aus Shakspeare geschöpft, denn dieser Zug findet sich nicht in der Quelle, welcher Lodge folgte.

Dr. Grey (Notes on Shakspeare I. p. 156 sqq.) und Upton haben eine gereimte Erzählung eines Zeitgenoßen Chaucers: The Coke's Tale of Gamelyn, die von Einigen diesem Vater der englischen Poesie, wie ihn Dunlop nennt, irrthümlich zugeschrieben worden ist, für die Quelle Shakspeares gehalten. Sie ist aber nur die des Thomas Lodge, obgleich Shakspeare auch jene Erzählung gekannt haben mag. Das ritterliche Element in Lodges Schäferroman stammt aus diesem wahrscheinlich wieder aus dem Französischen übersetzten Gedichte. Hier hat Sir John Boundis*) drei Söhne: John, Otis und Gamelyn. Nach seinem Tode wird Gamelyn von seinem ältesten Bruder des Erbtheils beraubt und

*) Bei Lodge bloß Sir John, bei Shakspeare aber Roland de Boys. Dieß spricht dafür, daß dem Dichter die alte Erzählung bekannt war.

auf alle Weise unterdrückt. Unter Andern beredet er ihn, mit einem sehr starken Kämpfer ein Wettringen einzugehen, bei welchem Gamelyn wider Erwarten den Sieg davon trägt. Schon hier kommt der alte Landmann vor, der den Tod seiner drei*) Söhne so heldenmüthig erträgt. Das Weitere stimmt bis zu der Flucht Rosaders und Adam Spencers (der hier Adam Le Dispenser heißt) mit Lodge überein. In dem Walde begegnen sie einer Schar Verbannter, mit ihrem Könige (Anführer) an ihrer Spitze. Von diesen wird Gamelyn aufgenommen, und da ihr Anführer bald darauf wieder in seine Ehren und Güter eingesetzt wird, an dessen Stelle zum König erwählt. Das Weitere weicht ganz ab: Gamelyn findet zuletzt noch Gelegenheit, sich an seinem Bruder zu rächen.

Es ist ein durchaus sagenmäßiger Zug, wenn Gamelyn von seinem Bruder aus Neid zu dem Wettringen beredet wird, in welchem er siegt. So reizt Regin den Sigurd zum Kampf mit dem Drachen Fafnir, wodurch Sigurd den Hort, das Verständniß der Vögelsprache, nach der deutschen Sage auch die Hornhaut gewinnt und Brynhilden zu erwecken veranlaßt wird. Immer muß der Neid zum Mittel dienen, der Größe der Helden Ruhm und Glanz zu leihen. In dem Theile der Erzählung des Lodge, welchen er selbst hinzugedichtet hat, findet sich nichts was der Sage angehört, wenn man nicht die Scheu des Löwen vor dem schlafenden Saladin dahin rechnen will: ein Zug, welcher der fabelhaften Naturgeschichte entlehnt ist, in welcher Lodge sehr belesen war.

*) Bei Lodge nur zwei, bei Shakspeare wieder drei; auch dieß kann dafür angeführt werden, daß Shakspeare diese Erzählung kannte.

XVIII. und XIX.

Zu

Lokrine und Cromwell.

1. Lokrine.

Nach Galfred von Monmouth und Holinshed.

Ascanius, der Sohn des Aeneas, dem es nach der Zerstörung Trojas gelang, ein Reich in Italien zu stiften, gründete Alba und zeugte einen Sohn Namens Silvius. Dieser vereinigte sich in verbotener Liebe mit einer Enkelin der Lavinia, der zweiten Gemahlin des Aeneas. Als Ascanius ihre Schwangerschaft erfuhr, befragte er seine Magier, welchen Geschlechts das Kind sei, das sie empfangen habe. Diese antworteten, sie gehe mit einem Knaben, der einst Vater und Mutter tödten, jedoch in der Verbannung nach langen Irrfahrten den höchsten Gipfel der Ehren erklimmen werde. Diese Prophezeiung fieng bald an in Erfüllung zu gehen, denn als die Jungfrau niederkam, gebar sie einen Sohn, der Brutus genannt war, und starb in Geburtswehen. Als der Knabe funfzehn Jahre alt war, begleitete er eines Tages den Vater auf die Hirschjagd und tödtete ihn unabsichtlich durch einen Bogenschuß; deshalb muste er das Land räumen und floh nach Griechenland.

Hier fand er die Nachkommen des Helenus, des Sohnes des Priamus, welche Pandrasus, der König der Griechen, in strenger Knechtschaft erhielt. Pyrrhus, der Sohn Achills, hatte nach Trojas Zerstörung diesen Helenus und mehrere Andere gefangen heimgeführt und um den Tod seines Vaters an ihnen zu rächen, sie zu ewiger Knechtschaft bestimmt. Unter diesem ihm verwandten Stamme erwarb sich Brutus bald einen mächtigen Anhang, denn sie hofften durch seinen Beistand das Joch der Grie-

chen abzuschütteln. Auch Assaracus, ein edler griechischer Jüngling, der von einer trojanischen Mutter stammte, hielt sich zu ihrer Partei, und so glaubten sie sich stark genug, die Feßeln zu brechen, wählten den Brutus zu ihrem Heerführer und verlangten von Pandrasus entweder eine Freistätte in den Wäldern seines Reichs oder die Erlaubniss auszuziehen um sich andere Wohnsitze zu suchen. Dieser erstaunte über den Antrag, beschloß ihren Uebermuth zu dämpfen, und zog mit einem Heere nach Sparatinum, um sie von dort aus in ihren Wäldern anzugreifen. Auf diesem Zuge ward er von Brutus, der ein Heer von dreißigtausend Mann bei sich führte, überfallen und in die Flucht geschlagen. Beim Rückzug ertrank ein großer Theil seines Heeres in dem Fluß Akalon; auch Antigonus, der Bruder des Pandrasus, ward von Brutus gefangen genommen und Sparatinum fiel in die Hände der Trojaner. In einer zweiten Schlacht unter den Mauern von Sparatinum ward Pandrasus nochmals aufs Haupt geschlagen und sah sich nun gezwungen, die Friedensbedingungen anzunehmen, die Brutus ihm vorschrieb. Dieser verlangte des Königs Tochter Imogen mit königlicher Aussteuer zur Gemahlin, freien Abzug für sich und sein Volk und die zur Fahrt nöthigen Schiffe, welche Forderungen Pandrasus gewährte.

Hienach lichtete Brutus mit seinem Volk und seiner Gemahlin Imogen die Anker und gelangte nach einer Fahrt von nur zwei Tagen und Nächten nach einer Insel, Leogitia genannt, wo ein Orakel Dianens war. Brutus verrichtete sein Opfer in ihrem Tempel und fragte dann, welches Land ihm und seinem Volk zu bewohnen bestimmt sei? Die Göttin antwortete, gegen Untergang liege ein Eiland am Ocean, das einst von Riesen bewohnt gewesen und jetzt verlaßen sei, dort solle er sich niederlaßen und ein anderes Troja gründen, so werde er der Stammvater vieler Könige werden, denen die Herschaft der Welt bestimmt sei. Diese Antwort gereichte ihm und seinen Gefährten zu großem Troste, sie kehrten zu ihren Schiffen zurück und landeten nach einer Fahrt von dreißig Tagen an der Küste von Afrika, wo sie sich

mit Lebensmitteln versahen und dann zu den Säulen des Hercules fuhren. Kaum entgiengen sie hier den Lockungen der Sirenen und gelangten nach dem Pyrenäischen Meer, für welches Andere das Tyrrhenische Meer lesen wollen. An der Küste hin wohnten vier Geschlechter verbannter Trojaner, die einst Antenors Flucht getheilt hatten. Ihr Heerführer war Corineus, ein Mann von großer Tapferkeit und Weisheit. Diese verwandten Stämme nahmen sie nebst ihrem Fürsten zu ihren Gefährten an und dieses Cornubische Volk, wie es nach seinem Führer genannt wurde, leistete nachmals dem Brutus in allen Gefahren großen Beistand. Darauf kamen sie nach Aquitanien, wo sie durch die Mündung der Loire einliefen und Anker warfen.

Als der König dieses Landes, der Goffarius Pictus hieß, von ihrer Ankunft erfuhr, ließ er sie durch Gesandte befragen ob sie Krieg oder Frieden begehrten? Diese begegneten dem Corineus, der mit zweihundert der Seinigen im Walde jagte. Sie stellten ihn zur Rede, mit welchem Recht er das Wild in den Forsten ihres Königs tödte? Als Corineus erwiderte, hiezu bedürfe er Niemands Erlaubniß, trat einer der Boten mit Namen Imbertus hervor, legte einen Pfeil auf seinen Bogen und wollte nach ihm schießen. Aber Corineus wich ihm aus, lief dann auf ihn zu, entriß ihm den Bogen und schlug ihn auf seinem Haupte in Splitter; die Uebrigen entflohen seinem Grimme und brachten dem Goffarius Botschaft von dem Tod ihres Gefährten. Hierüber erzürnt sammelte Goffarius ein großes Heer und zog aus, den Tod seines Gesandten zu rächen. Als Brutus von seinem Heranrücken Kunde erhielt, barg er Weiber und Kinder in den Schiffen und zog mit allen Streitkräften dem Heer des Königs entgegen. Es kam zu einer heißen Schlacht, in welcher Brutus durch die Tapferkeit des Corineus, der mit seiner Streitart Tausende vor sich herjagte, einen glorreichen Sieg erfocht.

Goffarius floh in das Innere von Gallien und suchte Hülfe bei den zwölf Königen des Landes, während Brutus, die Vortheile des Siegs verfolgend, Aquitanien mit Feuer und Schwert

verwüstete und seine Schiffe mit unermeßlichen Reichthümern belud. Er drang bis zu dem Orte vor, wo er späterhin Turonium gründete, das jetzt Tours heißt, woselbst er sein Lager aufschlug und den Angriff des gallischen Heeres erwartete. Als nun Gofsarius mit den zwölf Königen Galliens und einem unzählbaren Heer heranrückte, vertheidigten sich die Trojaner mit so verzweifelter Tapferkeit, daß sich der Sieg anfangs auf ihre Seite zu neigen schien; bald aber musten sie der Uebermacht weichen und sich in ihrem Lager verschanzen. Hier würde sie der Hunger aufgerieben haben, wenn Corineus sie nicht durch eine Kriegslist befreit hätte. Er verbarg sich in der Nacht mit dreitausend Mann in einem nahen Walde, und als Brutus am folgenden Morgen der Verabredung zufolge einen Ausfall auf die Belagerer that, stürzte er aus seinem Hinterhalt hervor und fiel den Galliern in den Rücken, die so von beiden Seiten bedrängt am Ende weichen musten. In dieser Schlacht verlor Brutus viele tapfere Trojaner, darunter auch seinen Enkel Turonus, welcher nach Corineus der Kühnste seines Heeres war und allein sechshundert Feinde niedergestreckt hatte. Ueber den Tod dieses Helden war Brutus schmerzlich betrübt. Die Stadt Tours, bei welcher er begraben wurde, erhielt von ihm den Namen. Nach diesem Siege wollte Brutus mit der Eroberung des ihm und seinem Volke beschiedenen Landes nicht länger säumen. Er stieg also mit seinen Schaaren zu Schiffe und landete nach wenig Tagen bei dem Hafen von Totnesse in Albion. Dieses geschah 368 Jahre vor Erbauung Roms.

Dieses Eiland, das nur von wenigen Riesen bewohnt wurde, war von vielen fischreichen Strömen durchschnitten, fruchtbar und voll anmuthiger Wälder. Die Riesen flüchteten in die Höhlen der Berge und Brutus vertheilte das Land unter seine Krieger. Sie begannen das Feld urbar zu machen und Häuser zu bauen, so daß die Insel bald ein wohnliches Ansehen erhielt. Brutus nannte sie nach seinem Namen Brittannien und seine Gefährten Britten; derjenige Theil des Reichs dagegen, welcher dem Corineus zufiel,

ward Cornwall geheißen. Hier hatte er aber einen schweren Kampf mit den Riesen zu bestehen, welche in dieser Provinz in größerer Anzahl wohnten. Den letzten und furchtbarsten dieser Riesen, der Gogmagog hieß, bestand er im Angesichte der Britten in einem Zweikampf. Beim ersten Gang umklammerte ihn Gogmagog mit gewaltigen Armen und brach ihm drei Rippen, zwei in der rechten und eine in der linken Seite. Aber jetzt ergrimmte Corineus, warf den Riesen auf seine Schulter und trug ihn nach dem nahen Ufer. Hier schleuderte er das Ungethüm die Felsen hinunter in das Meer, welches er mit zerschmetterten Gliedern erreichte und mit seinem Blute färbte. Noch heute heißt dieser Ort der Sprung des Gogmagog.

In dem zweiten Jahre nach seiner Ankunft in Albion gründete Brutus die Stadt Troinovantum, d. h. Neutroja, welche späterhin London genannt wurde. Seine Gemahlin Imogen hatte ihm unterdes drei Söhne geboren, welche Locrinus, Albanactus und Camber hießen. Nach ihres Vaters Tode, der im vierundzwanzigsten Jahre nach seiner Ankunft in Albion verstarb, theilten sie das Reich in drei Theile. Locrin, der Erstgeborene, erhielt den mittlern Theil der Insel, der nach ihm Loegria genannt wurde. Cambers Antheil war das Land jenseits des Severn, welches lange Cambrien hieß und jetzt Wales heißt. Albanactus, dem der nördliche Theil der Insel zufiel, welcher jetzt Schottland heißt, nannte es nach seinem Namen Albanien.

Während die drei Brüder das Reich in Eintracht regierten, landete Humber, der König der Hunnen, in Albanien, tödtete den Albanactus in der Schlacht und zwang sein Volk zu Locrin zu entfliehen. Als Locrin Albanacts Tod erfuhr, vereinigte er sich mit seinem Bruder Camber und eilte mit starker Heeresmacht den Hunnen entgegen. Es kam zur Schlacht, die Britten siegten und Humber ertrank auf der Flucht in dem Fluß, welcher jetzt seinen Namen trägt. Der Sieger Locrin theilte die Beute der Feinde unter seinen Gefährten und behielt für sich nur das Gold und Silber, das er in den Schiffen fand, und drei schöne Jungfrauen,

von welchen eine, mit Namen Estrildis, die Tochter eines germanischen Königs war. Ihre Schönheit war unvergleichlich: ihre Haut war weiß wie Elfenbein, wie frischgefallener Schnee, wie der Glanz der Lilien. Locrin verliebte sich in sie und begehrte sie zur Gemahlin. Als dieß Corineus erfuhr, ergriff ihn unmäßiger Zorn, denn Locrin hatte sich schon seiner Tochter Guendolena verlobt. Er trat also vor den König, seine Streitaxt in den Händen wägend und redete ihn an: So belohnst du mich, Locrin, für so viel Wunden, die ich im Gefolge deines Vaters empfangen, da wir gegen unbekannte Völker stritten? Du verschmähst meine Tochter, um dich der Barbarin zu vermählen? Das soll nicht ungestraft bleiben so lange dieser Arm noch Kraft hat, der so vielen Giganten am tyrrhenischen Strande das Leben gekürzt hat.

Mit diesem wiederholten Ausruf schwang er seine Streitaxt und drang auf den König ein. Allein Freunde von Beiden legten sich ins Mittel, beschwichtigten den Corineus und zwangen den König, seinem Verlangen zu genügen, worauf Locrin sich der Guendolena vermählte. Aber dennoch vergaß er Estrilden nicht. Er verschloß sie in einem unterirdischen Gewölbe, ließ sie von seinen Vertrauten ehrenvoll bedienen und besuchte sie sieben Jahre lang zum Genuß verstohlener Liebe. Die Furcht vor Corineus erlaubte ihm nicht, öffentlich mit ihr zu leben, auch blieb dieß Verhältniß in aller jener Zeit geheim, denn so oft er zu ihr gieng, gab der König vor, er bringe seinen Göttern ein verborgenes Opfer. Estrildis gebar ihm eine Tochter von wunderbarer Schönheit, welche Sabren genannt war; von Guendolena ward ihm ein Knabe, Namens Maddan, geboren.

Nach dem Tode des Corineus verstieß Locrin Guendolenen und erhob Estrilden zu seiner Königin. Die beleidigte Guendolena entfloh zu ihren Blutsfreunden nach Cornwall, sammelte die Jugend des ganzen Reichs und überzog den Locrin mit Krieg. Die beiden Heere trafen sich an dem Fluß Sture, wo Locrin, von einem Pfeil verwundet, das Leben verlor. Die wüthende

Guendolena, der nun das Reich zufiel, befahl, Estrilden und ihre Tochter Sabren in dem Fluße zu ertränken, der nun Severn heißt. Als ihr Sohn Maddan volljährig ward, übergab sie ihm nach funfzehnjähriger Regierung das Reich und begnügte sich für den Rest ihres Lebens mit Cornwall.

---

2. Cromwell.

Nach Bandello.

In der edeln und alten Familie der Frescobaldi zu Florenz war vor nicht vielen Jahren ein sehr rechtlicher und achtbarer Kaufmann Namens Francesco, welcher nach der Sitte seiner Vaterstadt nach verschiedenen Gegenden hin handelte und da er reich genug war, sehr bedeutende Geschäfte machte. Im Westen hatte er für gewöhnlich seine Niederlage in England und seinen Aufenthalt in London, wo er ein sehr glänzendes Leben führte und viel Edelmuth blicken ließ, denn er war nicht so genau als viele Kaufleute sind, die Alles bei Heller und Pfennig berechnen, wie man von dem Genueser Ansaldo Grimaldo sagte, daß er über den kleinsten Papierschnitzel und jede Spanne Bindfaden zum Schnüren der Briefbündel Rechnung führe. Eines Tages, als Francesco Frescobaldo in Florenz war, erschien ein armer Jüngling vor ihm und bat in Gottes Namen um ein Almosen. Als Frescobaldo ihn so übel gekleidet sah, da doch sein Gesicht viel Adel verrieth, empfand er um so mehr Mitleid mit ihm, als er sah, daß er ein Engländer sei. Er fragte ihn, von wo er denn eigentlich aus der Fremde her sei, worauf er zur Antwort gab, er sei ein Engländer, und als ihn Frescobaldo, dem dieß Land sehr genau bekannt war, nach einigen Wahrzeichen Englands befragte, gab der Jüngling sehr befriedigende Antworten. Ich heiße Thomas Cromwell, fuhr er fort, der Sohn eines armen Tuchscherers. Ich entfloh meinem Vater und kam mit dem Lager der Franzosen, das zu Garigliano aufgehoben ward, nach Italien; ich diente mit

noch einem Fußgänger als Lanzenträger. Frescobaldo führte ihn sehr freundschaftlich in sein Haus und hielt ihn hier, aus Liebe zur englischen Nation, bei welcher er viel Gutes genoßen hatte, einige Tage bei sich, behandelte ihn sehr gütig, kleidete ihn neu, und als er nach seinem Vaterland abreisen wollte, gab er ihm noch zehn Dukaten in Florentinischem Golde und ein gutes Pferd.

Da der Jüngling sich so anständig gekleidet sah, sagte er dem Frescobaldo allen möglichen Dank und kehrte nach dem Insellande zurück. Er hatte, wie es bei fast allen Ueberbergischen eine löbliche Sitte ist, Lesen gelernt und schrieb englisch sehr schön und richtig, überdieß war er ein Jüngling von vielem Geist, großer Klugheit und Entschloßenheit und wuste sich vortrefflich in den Willen Anderer zu finden, und wenn es seinem Zwecke diente, seine Leidenschaften beßer zu verhehlen als irgend ein Mensch auf Erden. Dazu ertrug er alle leiblichen Beschwerden mit großer Geduld, so daß er sich zum Rathe des Cardinals Wolsei, eines Prälaten von dem grösten Einfluße, emporschwang und im Dienste desselben nach und nach in großen Ruf kam, daher er von ihm fast bei allen Unterhandlungen gebraucht wurde. Der Cardinal, der damals bei dem Könige im besten Ansehen stand, regierte beinah die ganze Insel und hielt einen großen und glänzenden Hof, wie er sich für den mächtigsten Fürsten geziemt hätte. Daher geschah es, daß der Cardinal ihn oft in Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu dem Könige schickte, wobei Cromwell sich stäts seiner Aufträge so geschickt entledigte und sich das Vertrauen des Königs so sehr zu erwerben wuste, daß er ihm bald sehr freundlich begegnete und ihn für geschickt hielt, die wichtigsten Geschäfte zu leiten. Der König hatte dazumal mit Zustimmung des Cardinals seine Gemahlin Catharina, Tochter Ferdinand des Katholischen, Königs von Spanien, und Mutterschwester Karls von Oesterreich, zeitigen Römischen Kaisers, verstoßen, in der Hoffnung, daß der Pabst den Scheidebrief bestätigen und auf die Gründe hin, wodurch der König ihre Verstoßung zu rechtfertigen meinte, die Ehe auflösen würde; aber der Pabst fand sie nicht gerechtfertigt und

verweigerte die Bestätigung, weshalb der Cardinal bei dem Könige in Ungnade fiel und den Hof meiden muste. Der Cardinal verminderte nun seine Dienerschaft, behielt nur noch eine kleine Anzahl Leute bei sich und entließ ihrer täglich mehr aus seinen Diensten. Der König erinnerte sich Cromwells, der ihn so sehr befriedigt hatte, ließ ihn zu sich bescheiden und sprach zu ihm: Du siehst, der Cardinal hat sich zurückgezogen und bedarf so vieler Leute nicht mehr als er halten muste, da er noch am Ruder meines Staates saß: du bist also jetzt müßig, da du nicht mehr für ihn zu unterhandeln hast. Willst du aber noch dienen? Mein König, antwortete er, ich habe dem Cardinal immer getreulich gedient und das Gleiche würd ich euch thun, wenn ihr euch meiner zu bedienen geruhtet. Wohlan denn, sprach der König, so tritt in meinen Dienst, denn ich habe stäts viel Gutes von dir erwartet. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem ersten Secretär und bediente sich seiner bei den wichtigsten vorkommenden Geschäften, die er so gut ausführte, daß der König ihn zum Großsiegelbewahrer erhob und Wenige in dem Königreiche waren, die mehr bei dem Könige vermocht hätten als Cromwell: denn nach der Meinung des Königs war er mehr als Alle werth, die an dem Hofe waren. Aber dem blinden Glück genügte es nicht, den Cromwell aus dem niedrigsten Stande zu solcher Größe erhoben zu haben, sondern es wollte ihn noch mehr erhöhen, und der König ernannte ihn zum Lord-Oberkämmerer von England, welches die höchste Würde ist, der keine andere nach der königlichen sich vergleichen darf. Von nun an übergab ihm der König die Regierung des ganzen Landes, so daß Cromwell eine wirklich unglaubliche Macht erhielt. Als er diese Höhe erstiegen hatte, zeigte sich Cromwell als Todfeind des ganzen Adels der Insel und wo er nur einem Edelmanne schaden konnte, versäumte er es nicht, und wenn dem König einer verhaßt war, so schürte er nur die Flamme. Zu jener Zeit entschloß sich der König, dessen erste Gemahlin, Catharina von Spanien, noch lebte, um jeden Preis eine andere zu nehmen, und da er den päbstlichen Dispens durchaus nicht erhalten konnte,

dispensierte er sich selber. Daraus entstanden unendliche Unordnungen in jenem Königreich, welches sich völlig von der heiligen katholischen Mutterkirche zu Rom losriß. Unzählige Mönche, welche sein Verlangen nicht bewilligen wollten, wurden enthauptet und viele Edelleute und Barone ums Leben gebracht. Auch viele große Prälaten von dem heiligsten Wandel wurden hingerichtet und es vergieng nur selten ein Tag, daß nicht Dieser oder Jener um einen Kopf gekürzt ward: bald war fast der ganze Adel Englands erloschen, denn die Vornehmen traf die Verfolgung viel grausamer als die niedern Stände. Die allgemeine Meinung bezeichnete den Cromwell als den Urheber aller dieser Greuel, weil er den Adel tödlich haßte und ihn zu vernichten strebte, da er sich selbst eines niedern Ursprungs bewust war. Es war aber meine Absicht nicht, die Grausamkeiten und das Blutbad zu schildern, die sich ohne gerechte Veranlaßung in England begaben, sondern ich begann diese Novelle um die Folgen zu berichten, welche die edle Handlung des Frescobaldo gegen Cromwell für jenen haben sollten. In jener Zeit also, da Cromwell als Herr und Meister über die Insel schaltete, geschah es, daß Francesco Frescobaldo durch große Unglücksfälle und Verluste an seinen Waaren und Gütern, wie solchen Kaufleute stäts ausgesetzt sind, eine völlige Zerrüttung seines Vermögens erfuhr: denn als ein rechtlicher und edeldenkender Mann befriedigte er alle seine Gläubiger, konnte aber was ihm Andere verschuldeten, nicht beitreiben. So herabgekommen und verarmt gieng er nun seine Bücher durch und fand nach genauer Berechnung, daß er in England mehr denn funfzehntausend Dukaten zu fordern habe, weshalb er beschloß dahin zu reisen, so viel als möglich davon einzuziehen und den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Mit diesen Gedanken reiste er über Frankreich nach England und begab sich nach London ohne sich nur mit einem Gedanken der edeln Handlung zu erinnern, die er an Cromwell zu Florenz geübt, wie es eines wahrhaft milden Herzens würdig ist, die Andern erwiesenen Wohlthaten zu vergeßen und die empfangenen in Marmor zu hauen um sie zu vergelten so

oft sich Gelegenheit dazu darbietet. Als er nun in London jene Geschäfte betrieb, gieng er eines Tages durch eine Straße und der Zufall fügte es, daß der Lord-Oberkämmerer ebenfalls diese Straße dem Frescobaldo entgegenkam. Sobald ihn der Lord erblickt und die Augen fest auf ihn geheftet hatte, erkannte er ihn für Jenen, der in Florenz so edelmüthig an ihm gehandelt habe. Er stieg also vom Pferde, gieng zur grösten Verwunderung aller seiner Begleiter (denn es waren über hundert der vornehmsten Großen des Königreichs in seinem Gefolge) auf ihn zu, umarmte ihn auf das Liebevollste und sprach fast unter Thränen: Seid ihr nicht Francesco Frescobaldo aus Florenz? Der bin ich, mein Gebieter, antwortete jener, und euer unterwürfigster Diener. Mein Diener, entgegnete der Lord-Oberkämmerer, seid ihr weder, noch begehr ich euch dazu, sondern zu meinem werthesten Freunde; auch sollt ihr wißen, daß ich gerechte Ursache habe, mich sehr über euch zu beklagen, denn da ihr wustet wo und wer ich sei, so hättet ihr mich von eurer Ankunft in London benachrichtigen sollen: dann würd ich gewiss einen Theil der Schuld abgetragen haben, wegen welcher ich euch verhaftet zu sein gerne gestehen will; doch Gott sei gelobt, daß es noch Zeit ist: ihr sollt tausendmal willkommen sein. Ich bin jetzt in Geschäften meines Königs und kann nicht länger bei euch verweilen: darum haltet mich für entschuldigt, sucht es aber um jeden Preis möglich zu machen, heute Mittag bei mir zu speisen und bleibt nicht aus. Hiemit stieg der Lord-Oberkämmerer wieder zu Pferde und ritt nach dem Palaste des Königs.

Frescobaldo erinnerte sich, da der Lord ihn verließ, daß dieß jener junge Engländer gewesen sei, welchen er in Florenz in sein Haus aufgenommen, und begann Hoffnung zu schöpfen, denn er dachte, die Vermittlung eines so mächtigen Freundes werde es ihm erleichtern sein Geld einzutreiben. Als die Mittagsstunde herankam, begab er sich in den Palast des Lord-Oberkämmerers und hatte nicht lange im Hofraume gewartet, so kam derselbe zurück, stieg vom Pferde, umarmte ihn von Neuem sehr freundschaftlich,

wandte sich dann zu dem Admiral und den übrigen Großen und Herren, welche mit ihm zugleich gekommen waren, und sprach: Meine Herren, wundert euch nicht über die Freundschaftsbezeigungen, welche ich diesem Florentinischen Edelmann erweise, denn es sind nur geringe Zeichen unendlicher Verpflichtungen, die ich gegen ihn zu haben mir bewust bin und gerne gestehe, denn meinen gegenwärtigen Rang bekleide ich nur durch ihn. Vernehmt, wie sich das verhält. Hierauf erzählte er vor allen Anwesenden, indem er die Hand des Florentinischen Edelmanns in der seinen hielt, wie er nach Florenz gekommen sei und welche Wohlthaten er dort von ihm empfangen habe. Hierauf führte er ihn an seiner Hand in den Saal, und als man zu Tische gieng, bestimmte der Lord-Oberkämmerer, daß Frescobaldo den Platz an seiner Seite einnehmen solle, wo er ihn dann mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte. Als die Tafel aufgehoben war und die Gäste sich beurlaubt hatten, wünschte der Lord zu wißen, warum Frescobaldo nach London zurückgekehrt sei. Dieser erzählte ihm hierauf sein ganzes Unglück und daß ihm von dem Hause in Florenz und dem Landgute in der Umgegend fast nichts geblieben als die funfzehntausend Dukaten, die er in England zu fordern habe, und etwa zweitausend in Spanien, und um diese Summe beizutreiben, hab er sich nach der Insel begeben. Wohlan denn, versetzte der Lord, für die geschehenen Dinge giebt es kein Mittel und ich kann nur euer Unglück beklagen wie ich von ganzem Herzen thue; für das Uebrige werd ich Befehl geben, daß euch Alles zurückgezahlt wird was ihr zu fordern habt, und kein Mittel schonen, das in meiner Gewalt steht, denn ich versichere euch, daß die Wohlthaten, die ihr mir erwiesen habt ohne mich weiter zu kennen, mich euch so verpflichtet haben, daß ich ewig der eurige bin und ihr über mich und mein Vermögen wie ich selbst zu verfügen habt, und wenn ihr das nicht thut, so ist es euer Schade, denn ich werde euch keine weitern Anerbietungen machen, da ich es für überflüßig halte. Es ist genug, daß ich es euch jetzt ein für allemal sage. Doch erhebt euch und folgt mir in mein Gemach. Hier verschloß

der Lord die Thür hinter sich, öffnete einen großen mit Dukaten gefüllten Schrein, nahm dreißig Stück heraus und gab sie dem Frescobaldo. Hier, mein Freund, fuhr er fort, sind die zehn Dukaten, die ihr mir gabt als ich Florenz verließ; hier die andern zehn, die euch das Pferd kostete, das ihr mir kauftet, und hier noch zehn, die ihr auf meine Kleidung verwandtet. Da ihr aber ein Kaufmann seid, so scheint es mir unbillig, wenn euer Geld in der langen Zeit todt gelegen haben sollte ohne Gewinn zu bringen wie ihr es gewohnt seid. Nehmt also diese vier Beutel mit Dukaten, wovon jeder tausend enthält: betrachtet sie als Ersatz der eurigen und genießt ihrer mir zu Liebe.

Frescobaldo, der zwar von unermeßlichen Reichthümern in große Armut herabgesunken war, aber doch seine edle Denkungsart nicht verläugnen konnte, wollte das Geschenk nicht annehmen, äußerte jedoch den lebhaftesten Dank für ein so großmüthiges Anerbieten; indes nöthigten ihn die dringenden Zureden des Reichs-Oberkämmerers nicht nur dazu, sondern er muste ihm auch eine Liste aller seiner Schuldforderungen geben, welches letztere Frescobaldo herzlich gerne that. Als er diesen Zettel erhielt, rief Cromwell einen seiner Hausbeamten und sprach zu ihm: Suche die Leute auf, deren Namen auf dieser Liste stehen, wo sich dieselben auch auf dieser Insel befinden mögen, und gieb ihnen zu verstehen, wenn sie binnen vierzehn Tagen ihre Schuld nicht abgetragen hätten, so würd ich selbst zu ihrem Schaden und Leide meine Hand ins Spiel mischen: sie sollten sich also vorstellen, ich selbst sei der Gläubiger. Der Diener richtete den Befehl seines Herrn mit vieler Sorgfalt aus, so daß in der anberaumten Frist an funfzehntausend Dukaten eingiengen; und wenn Frescobaldo die in einer so langen Zeit aufgelaufenen Zinsen begehrt hätte, so würd er sie alle bis auf den letzten Heller erhalten haben; aber er begnügte sich mit dem Capital und verlangte keinerlei Zinsen, was ihm bei aller Welt Ehre und guten Namen erwarb, sonderlich da schon Jedermann auf der ganzen Insel wuste, welche Gunst er bei dem Lord-Oberkämmerer genieße. Unterdessen war Frescobaldo

der beständige Tischgenoße Cromwells, der sich von Tag zu Tag bestrebte ihm alle mögliche Ehre zu erweisen; und da er großes Behagen an seinem Umgang fand und deshalb wünschte, daß er in London bleiben möchte, erbot er sich, ihm sechszigtausend Dukaten auf vier Jahre zu leihen ohne einen Heller Nutzen zu verlangen, damit er in London ein Haus und Geschäft anlegen und Handel treiben könne, wozu er noch das Versprechen fügte, seine Unternehmungen in jeder Weise zu begünstigen. Frescobaldo, welcher sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen und sich zu pflegen wünschte, dankte ihm mit gerührtem Herzen für so außerordentliche Güte und Großmuth, schickte sein Vermögen nach Florenz und kehrte mit Erlaubniß des Lord-Oberkämmerers in sein Vaterland zurück, wo er reich genug anlangte und sich einem sorgenlosen Leben ergab; jedoch genoß er nicht lange dieser Ruhe, indem er schon in demselben Jahre, in welchem er London verlaßen hatte, in Florenz verstarb. Was sagen wir von der Dankbarkeit und Freigebigkeit Cromwells? Gewiß verdient sein Betragen gegen Frescobaldo das höchste Lob, und wenn er den Adel seines Landes so sehr geliebt hätte als er sich gegen den Fremden mild erwies, so würd er vielleicht noch leben; aber er haßte den englischen Adel so sehr, daß er sich dadurch zuletzt selber den Tod bereitete. Weil mir nun nichts Anderes zu berichten bleibt, so bericht ich von seinem Tode. Als er einige Jahre die Gnade des Königs beseßen und dessen Gunst ihn verblendet hatte, zeigte er sich sehr bereitwillig bald Diesen bald Jenen enthaupten zu laßen, und je vornehmer und mächtiger Einer war, desto lieber übte er seine Gewalt über ihn aus, ohne Unterschied zwischen Weltlichen und Geistlichen. Eines Tages, da er den Bischof von Winchester, ich weiß nicht weshalb, hinrichten zu laßen gedachte, sagte er demselben in dem geheimen Rathe des Königs, dieser laße ihm befehlen sich als Gefangener in den Tower zu verfügen, einen Ort, den nach der gemeinen Ansicht der Engländer nie Einer betrat ohne den Kopf zu verlieren. Ueber diesen Befehl bestürzt, antwortete ihm der

Bischof, er wiße nicht aus welchen Gründen ihm dieß befohlen werde: er wolle zuvor mit dem Könige sprechen. Ihr könnt ihn nicht sprechen, antwortete der Lord-Oberkämmerer: begebt euch dahin, wo ich euch sage; zugleich befahl er einigen seiner Leute, ihn gefangen zu nehmen. Hierüber waren sie im Streit begriffen, als der Herzog von Suffolk, Cromwells Gegner, zu dem Könige gieng, der sich in einem benachbarten Gemache befand, und ihm von dem Streit zwischen dem Oberkämmerer und dem Bischof erzählte. Der König, der nichts davon wuste, schickte einen seiner Höflinge heraus, um den Bischof zu sich zu bescheiden. Als dieß der Lord-Oberkämmerer erfuhr, ärgerte er sich sehr und begab sich nach Hause, wo er vier Tage blieb und sich weder am Hofe noch im Rathe blicken ließ. Der Bischof begab sich vor den König und betheuerte, sich nicht schuldig zu wißen; indes steh er in seinen Händen und unterwerfe sich seinem Richtspruche, wenn er gefehlt haben sollte. Als der König sah, daß Cromwell nicht am Hof erschien und daß nichts wider den Bischof vorliege, setzte er ihn in Freiheit und sprach laut, daß der ganze Hof es vernahm: Ich will doch sehen wer seinen Zorn am Besten zu handhaben versteht, ich der König oder Thomas Cromwell. Da es inzwischen bekannt geworden war, daß der König aufgebracht sei, liefen viele Klagen gegen den Lord-Oberkämmerer ein, und es fand sich, daß er an vielen Unthaten schuld sei, vor Allem hinsichtlich der Gerechtigkeitspflege. Nach Verlauf der vier Tage begab sich der Oberkämmerer in den geheimen Rath. Hierauf wurde der Ort, wo der Rath versammelt war, verschloßen, und der König ließ durch einen seiner Kämmerlinge der Dienerschaft Cromwells, die draußen wartete, anzeigen, dieser werde zu Mittag bei dem Könige speisen: sie sollten daher ebenfalls zu Tische gehen und dann zurückkehren. Auf diesen Befehl zerstreuten sie sich Alle und der König ließ nun seine Leibwache kommen, die sich vor der Thüre des Raths aufstellte. Als die Sitzung zu Ende war, trat der Oberkämmerer heraus, welchen die Wache sofort ergriff und für des Königs Gefangenen erklärte; hierauf ward er nach dem Tower

gebracht und wohl bewacht. Man machte ihm den Prozeß und schon wenige Tage später wurde er eines Morgens, nach dem Befehl des Königs, auf dem Platz des Castells enthauptet. Hätt er das Rad des Glücks zu hemmen verstanden, d. h. hätt er mehr Edelsinn und weniger Blutdurst bewiesen, so würd er vielleicht ein beßeres und ehrenvolleres Ende genommen haben.

---

3. Lokrine und Cromwell.

Anmerkung.

Den Schluß unserer Sammlung bilden die Quellen zweier Stücke, welche Shakspeare wahrscheinlich nicht angehören. Die Untersuchung über die von Tieck wieder behauptete Echtheit dieser Schauspiele gehört indes nicht hieher. Das erste derselben hat Tieck im Altengl. Theater übersetzt, von dem zweiten Eschenburg einen Auszug geliefert.

Was die Quelle des Lokrine betrifft, so halten wir es nicht mit Görres, der in der Einleitung zum Lohengrin (p. XLVI.) der Chronik Galfreds von Monmouth (schrieb zwischen 1128—1138) wohl mehr Glaubwürdigkeit und historischen Sagengehalt zuschreibt als sie namentlich in ihrem Eingange haben mag. Die Abstammung der Britten von den Trojanern, welche Görres in Schutz nimmt, scheint uns noch immer eine willkürliche Erfindung Monmouths oder seiner Vorgängrr, die der trojanischen Abstammung der Franken nachgebildet an sich nicht einmal auf alter Ueberlieferung beruht. Im Uebrigen enthält seine Chronik allerdings viele echte Märchen und Sagen, die zum Theil wohl erst Galfred in die meist von ihm ausführlich erzählte mythische Vorgeschichte Brittanniens verwebte.

Die Mittheilung der Novelle Bandellos von Cromwell betrachtet man vielleicht als eine Abweichung von dem Plane unseres Werks, von welchem die historischen Schauspiele Shakspeares nothwendig ausgeschloßen bleiben musten. Indes kann dieses Stück nur uneigentlich den historischen beigezählt werden.

Es folgen noch einige Bemerkungen über diejenigen nicht historischen Stücke unseres Dichters, deren Quellen sich in unserer Sammlung nicht finden.

Der Sturm ist wohl schwerlich nach einer Novelle gedichtet, sondern, wie Tieck schon im deutschen Theater S. XXII vermuthet hat, nach einem verlorenen ältern englischen Schauspiel, das unser Ayrer seiner schönen Sidea zum Grunde gelegt hat. Nachstehende Inhaltsangabe dieses noch sehr rohen Stücks sieht von den eingeflochtenen Schwänken des betrügerischen und lüderlichen Müllers, der als Jean Molitor den englischen Clown vertritt, ab, und zerlegt die Hauptbegebenheit, denn zu dramatischer Handlung kommt es nicht, in drei Theile, von welchen nur die beiden ersten bei Shakspeare anklingen.

1. Ludolf, der Fürst in Litau, Sideas Vater, wird von Leudegast, dem Fürsten in der Wiltau, besiegt und seines Reiches beraubt. Ludolf besitzt aber einen Zauberstab, durch welchen er den (dem Ariel entsprechenden) Geist Runcifal bannt, der ihm prophezeit, er werde den Sohn seines Feindes gefangen nehmen und dadurch wieder zu Macht und Ehren gelangen.

2. In der That wird Leudegasts Sohn Engelbrecht durch den Zauberstab Ludolfs entwaffnet, gefangen und der Hut der schönen Sidea übergeben, sonst aber sehr hart gehalten; namentlich muß er Klötze schleppen und Holz hacken. Er fleht aber, da es über seine Kräfte geht, Sideens Mitleid an, das ihm auch zu Theil wird, denn in Betracht, daß er ein Fürstensohn ist, verlobt sie sich ihm und wird von ihm entführt.

3. Unterwegs zu Engelbrechts Vater ermüdet aber Sidea

von der Fußwanderung: ihr Geliebter will eine Kutsche herbeiholen; unterdes soll Sidea sich auf einem Baume vor den Nachstellungen ihres Vaters verbergen. Der Baum steht an einem Brunnen, aus dem eine Magd zu schöpfen kommt: diese hält Sideens Bild im Waßer für das ihre, und da sie nun so schön ist, will sie nicht länger als Magd dienen und zerbricht den Krug. Dasselbe begiebt sich mit der Frau eines Schusters, der sich aber dann Sideens annimmt und ihr vom Baume hilft. Inzwischen hat Engelbrecht Sideens vergeßen und sich auf den Wunsch seines Vaters mit Julie, des Königs Tochter von Polen, verlobt. Sidea hat über ihre schönen Kleider die der Schustersfrau angelegt: in diesem Aufzug bringt sie dem Engelbrecht einen Trank, und bei dem ersten Tropfen, den er davon trinkt, erkennt er Sideen, gedenkt ihrer Wohlthaten und will nun keiner Andern vermählt werden. Julie wird jetzt einem andern Fürsten gegeben und Leudegast versöhnt sich mit Ludolf und giebt ihm sein Fürstenthum zurück, so daß die Weißagungen des Geistes in Erfüllung gehen.

Was nun den 1. Theil betrifft, so sind die beiden Fürsten nur dem Namen ihrer Länder nach (Littau, Wiltau) verwandt, aber nicht als Brüder gedacht, was vielleicht der zu nahen Verwandtschaft ihrer für einander bestimmten Kinder wegen vermieden wurde. Bei Shakspeare sind die feindlichen Herzoge, wie jene in Wie es euch gefällt, Brüder; aber Ferdinand, der dem Engelbrecht entspricht, ist nicht der Sohn des einen der feindlichen Brüder, sondern Alonsos, des Königs von Neapel, wodurch das Bedenken wegen der zu nahen Verwandtschaft auf andere Weise gehoben ward. Uebrigens können wir diesen ersten Theil, wie er bei Shakspeare und Ayrer erscheint, jetzt noch nicht höher hinauf in das Gebiet des Märchens und der Sage oder gar des Mythus verfolgen. Der 2. Theil erinnert aber an eine Reihe deutscher Märchen, wo ähnliche Aufgaben gestellt werden wie hier bei Ayrer, wo Engelbrecht Klötze schleppen und Holz hacken, oder bei Shakspeare, wo Ferdinand bei schwerer Strafe ein paar tausend Klötze schleppen und schichten soll, z. B. Grimms KHM. 62. 79. 113.

und III, 158, Bechstein „Die bezauberte Prinzessin“ und „Die drei Nüße“ u. s. w., wo aber gewöhnlich die Geliebte an der Stelle des Königssohns das ihm Unmögliche leistet, wie sich auch bei Shakspeare III, 1 Miranda erbietet, für den ermüdeten Ferdinand einzutreten. Bei dem 3. Theile haben Ayrern oder seinem Gewährsmann wieder andere deutsche und italienische Märchen vorgeschwebt, welche Liebrecht zu meinem aus dem Munde einer Neapolitanerin Namens Kalliopi aufgeschriebenem verwandten Märchen „Die drei goldenen Aepfel“ in Benfeys Orient u. Occ. III, 378 verzeichnet hat, vollständiger aber Reinhold Köhler in den Anmerkungen zu dem gleichfalls hieher gehörigen Sicilianischen Märchen „Die Schöne mit den sieben Schleiern“. Vgl. Sic. Märchen, Leipzig 1870, Nr. 13. „An die Stelle der drei Pomeranzen oder Citronen oder Aepfel“, bemerkt R. Köhler, „sind in dem sicilianischen M. Drei Kästchen getreten, in deren jedem eine Schöne mit sieben Schleiern sich befindet“; auch hier bedeuten die Kästchen wieder nur Behälter. In allen diesen Märchen aber erscheint die Magd, oder die Schwarze, die Zigeunerin u. s. w., die das Bild der auf dem Baume verborgenen Schönen für das ihrige hält und nun nicht mehr gemeine Mägdedienste verrichten will. In den meisten tödtet sie aber, sobald sie enttäuscht ist, erst jene Schöne unter dem Vorwand ihr Haar schlichten zu wollen, und schiebt sich ihr dann selber bei dem Bräutigam unter, der erst durch die als Taube entflogene Seele der wahren Braut enttäuscht werden muß. Daß Shakspeare diesen 3. Bestandtheil des Ayrerschen Stücks gekannt habe, ist unerweislich; wohl aber könnte er ein anderes gleichfalls von einer Entführung handelndes Märchen benutzt haben, das eine doppelte Uebereinstimmung zeigt, indem die Verwandtschaftsverhältnisse stimmen, zugleich aber auch der Schauplatz derselbe ist wie in Shakspeares Sturm, nämlich eine wüste Insel im Meere. Das Holztragen und Klötzehacken, das wir in den andern verglichenen Märchen wiedergefunden haben, wird auch hier nur vergeßen sein. Was sich von diesem Märchen in Deutschland erhalten, laßen wir aus Kuhns Märkischen Sagen und Märchen S. 267 hier folgen. Es führt den Titel:

„Die Königstochter beim Popanz.

Es war einmal ein König, dessen Frau war gestorben und hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlaßen, die noch sehr klein war und von der Amme auf dem Arm getragen wurde. Der König liebte die Kleine über Alles und begleitete sie wo sie gieng und stand. Da fuhr er auch einsmals mit ihr und der Amme in einem Boot zur See, als sich plötzlich ein gewaltiger Sturm erhob, der das Schiff gegen einen großen Felsen warf, daß es von vorn bis hinten barst und alle, die darin waren, jämmerlich in den Wellen umkamen; nur die junge Königstochter wurde wunderbarer Weise erhalten, indem sie von einer Woge ans Ufer der Insel getragen ward, auf welcher der Popanz mit seiner Frau in einer Höhle wohnten, die hieher verwünscht waren. Der Popanz aber war ein grausamer Mann, und als er das kleine Mädchen fand, wollte er es sogleich ums Leben bringen; aber die Frau ward durch das Lächeln des Kindes gerührt und bat ihn deshalb: Lieber Popanz, laß sie doch leben: wir wollen sie erziehen, damit sie, wenn wir alt werden, uns hülfreich zur Hand gehe. Da ließ sich der Popanz erbitten, und sie nahmen nun die Kleine mit sich, die bald heranwuchs und eine wunderschöne Jungfrau wurde. Nun fuhr einmal der Brudersohn des verstorbenen Königs ebenfalls zur See und sein Schiff scheiterte an demselben Felsen, wo das Schiff mit der Königstochter zu Grunde gegangen war; aber er rettete sich auf ein Brett und wurde auch an das Ufer der Insel des Popanz geworfen. Die Königstochter gieng gerade am Ufer spazieren und sah das Brett, auf dem ein Mensch saß, dahertreiben: sie verweilte deshalb ein wenig, denn es war nun so lange Jahre her, daß sie keinen Menschen, sondern immer nur den wilden Popanz mit seiner häßlichen Frau gesehen, und ihr Herz gieng ihr auf vor Freuden als sie nun den Königssohn ans Land treten sah. Sie trocknete ihm das Haar mit ihrem Kleide und stillte seinen Hunger, denn der war gar groß, da er schon viele Tage auf der See umhergetrieben war und sich nur von Waßerwurzeln, die er hier und da fand, genährt hatte. Aber

bald wurde sie betrübt, denn sie gedachte an den grimmigen Popanz und erzählte ihm daher mit Trauern, daß der ihn wohl gleich ums Leben bringen würde. Der Königssohn war aber ein muthiger Jüngling und fürchtete sich nicht und gieng mit dem Mädchen zur Höhle. Als sie nun dahin kamen, wollte ihn zwar der Popanz gleich umbringen; allein die Königstochter bat ihn so beweglich, er möchte ihn doch leben laßen, daß er sich endlich erbitten ließ; jedoch muste ihm der Königssohn versprechen, daß er sobald sich ein Schiff an der Insel zeigen würde auf demselben davonsegeln wolle. Das war jener auch zufrieden und blieb nun bei dem Popanz und seiner Frau. Da geschah es einst, daß er an der Hand der Königstochter einen schönen Ring bemerkte, und an dem Zeichen, das darin eingegraben war, erkannte, daß er seinem Vaterbruder, der, wie er wuste, vor vielen Jahren auf der See umgekommen war, gehört habe. Nun erinnerte er sich aber auch, daß des Königs Tochter damals mit auf dem Schiffe gewesen, und sogleich wurde ihm klar, daß das Mädchen, die ihn hieher gebracht, nicht wie er es auch nie recht geglaubt, des Popanz Tochter, sondern die seines Vatersbruders sei, die man im Waßer umgekommen meinte. Da erzählte er ihr denn Alles und Beide wurden gar froh in ihrem Herzen und sannen nun miteinander wie sie von der Insel fortkämen. Die Königstochter hatte aber während der langen Jahre, die sie nun schon bei dem Popanz war, von ihm auch etwas Zaubern gelernt, und wie er einst abwesend war, verschaffte sie sich seinen Zauberspiegel, in den sie schaute und erfuhr, daß ein Fußsteig von der Insel führte, auf dem sie entkommen könnten, wenn sie nur den Zauberstab besäßen. Das Alles entdeckte sie sogleich dem Königssohn, und als es nun Abend wurde und der Popanz mit seiner Frau fest in ihrer Stube schliefen, nahm sie den Zauberstab fort, stellte einen Topf, in den sie eine Bohne that, in der Küche ans Feuer und sagte zu ihr: Nun antworte du für mich bis du gekocht bist! Darauf machten sie sich beide auf und giengen davon. Nicht lange darnach wachte die Alte auf und da sie das Mädchen nicht auf ihrem

Lager fand, rief sie nach ihr und fragte wo sie wäre. Da rief die Bohne: Ich steh am Feuer und wärme mich! Und als die Alte nach einiger Zeit zum zweiten und drittenmale rief, antwortete die Bohne wieder wie vorher. Endlich aber antwortete die Bohne nicht mehr und da sprang die Alte auf, die Königstochter und den Königssohn zu suchen; aber da war Alles fort. Nun weckte sie schnell den Popanz: der wurde gar zornig als er seinen Zauberstab vermißte, und zog seine Siebenmeilenstiefel an und dachte, er wollte sie wohl bald einholen; dann sollten sies aber auch entgelten. Unterdessen waren die Beiden schon weit entfernt, sahen sich aber immer um ob ihnen der Popanz auch nicht nachfolge: da erblickten sie ihn endlich, und nun nahm die Königstochter den Zauberstab und verwandelte die ganze Gegend in einen schönen Garten, den Königssohn in eine Biene, sich selbst aber in eine schöne Blume. Da konnte sie der Popanz nicht finden und muste unverrichteter Sache wieder heimkehren. Wer aber vorübergieng, der wunderte sich über den schönen Garten und besonders wollte Jeder gern die schöne Blume brechen; aber das litt die Biene nicht, die, wie Einer sie nur anrühren wollte, ihm in die Hand stach, daß er sie eilends zurückzog. Nachdem nun der Popanz lange genug fort war, verwandelten sie sich wieder in Menschen, zogen weiter und kamen endlich in das Land, das dem Vater des Königssohns gehörte. Da freute sich der alte König über die Maßen; sie heiratheten sich nun beide und lebten glücklich und zufrieden und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute."

Hienach wird sich die Annahme wohl empfehlen, daß es in England ein Märchen aus diesem Kreise mit den Arbeiten jener Grimmschen und Bechsteinschen Märchen und der Localität des Kuhnschen gegeben habe, das die nähere oder entferntere Quelle Shakspeares geworden sei, wie auch unserm Ayrer ein ähnliches aber mit anderm Schauplatz vorgelegen haben muß. Daß Shakspeare aus dem allerdings ältern Ayrer geschöpft und den Schauplatz auf der Insel selbst erfunden und hinzugethan habe, wird nun

unwahrscheinlich, obgleich allerdings die gleichzeitigen Berichte über die neuesten Seereisen und die Entdeckung der Bermudasinseln, vgl. Act I, Sc. 2, nach Dounces Vermuthung von großem Einfluß auf die Darstellung unseres Dichters gewesen sein mögen. Die Beschreibung einer neuentdeckten Insel in Montaigne I, 10 findet sich wörtlich in Gonzalos Munde.

Den Titus Andronicus soll Shakspeare nach einem ältern Stücke, von dem sich wieder eine altdeutsche Nachahmung erhalten hat (Tiecks deutsches Theater S. XXVII), im Jahre 1600 neu bearbeitet haben; auch giebt es bekanntlich eine alte Ballade dieses Inhalts bei Percy.

Die noch unentdeckte Quelle von Der Liebe Lohn verloren vermuthet Douce in irgend einer französischen Erzählung, wofür die Namen sprechen. Daß zum Holofernes der auch als Schriftsteller-bekannte italienische Sprachlehrer Florio in London hat sitzen müßen, werden unsere Leser aus dem zweiten Theil von Tiecks Dichterleben ersehen haben. Der Name Holofernes stammt nach Dunlops Bemerkung aus Rabelais Gargantua, wo ein Pedant, Gargantuas Hofmeister, diesen Namen führt.

Ueber Troilus und Cressida finden sich bei Eschenburg genügende Nachrichten. Von dem Sommernachtstraum haben wir gelegentlich unter XII. und XIII. gesprochen. Daß die englischen Dichter ihren Elfenkönig Oberon dem altfranzösischen Volksroman von Hüon und Auberon verdanken, und daß Letzterer wieder Eins ist mit dem Alberich der deutschen Volkssage und des Nibelungenlieds, hat Grimm (Irische Elfenmärchen S. LIX) ausgeführt. Aus dem französischen Volksroman ist ein niederländisches Volksbuch gefloßen, das ich in deutscher Uebersetzung dem X. Bande meiner Deutschen Volksbücher einverleibt habe.

Warum dieses Stück beßer Walpurgisnachtstraum hieße, hab ich in der Anmerkung zu meiner Uebersetzung desselben (Hildburghausen 1868) ausgeführt, was jetzt auch im Handbuch der deutschen Mythologie S. 551 ff. (§. 145) nachgelesen werden kann. Die Entgegnung im IV. Bande des Jahrbuchs der Shak-

spearegesellschaft S. 304 veranlaßt aber noch zu folgender Erwiderung: Die Haupthandlung des Stückes spielt, was mein Gegner selbst anderwärts zugestanden hat, in der Walpurgisnacht, wie sich das unwiderleglich aus Theseus Worten in der ersten Scene des vierten Acts ergiebt:

Geh Wer und suche mir den Förster auf,
Denn unsre Maibegrüßung ist vollbracht.

Und weiterhin in demselben Auftritt, wo er von den Liebenden spricht:

Sie machten ohne Zweifel früh sich auf
Zum Maigebrauch, und unsre Absicht hörend,
Sind sie zu unserm Fest hiehergekommen.

Darauf hatte auch schon der erste Anfang des Stückes vorbereitet, wo Theseus sagt:

Die Hochzeitstunde naht, Hippolyta!
Vier Tage glücklich noch verlebt, so folgt
Ein neuer Mond; doch o wie träge schwindet
Der alte mir! Er hält mein Sehnen hin
Gleich einer Wittwe, deren zähes Alter
Von ihres Stiefsohns Renten ewig zehrt.

Und Hippolyta antwortet:

Vier Tage tauchen bald in ihre Nächte,
Vier Tage träumen schnell hinweg die Zeit u. s. w.

Hier wird die Hochzeit des fürstlichen Paars auf den ersten des nächsten Monats, wir wißen schon welches Monats, des Mais nämlich, anberaumt; bekanntlich beginnt aber nach der alten Vorstellung der Tag mit der voraufgehenden Nacht: 'nox ducere diem videtur.' Wenn sich nun unser Gegner auf II, 2 beruft, wo Titania sagt:

Schon seit des Sommers Mitte trafen wir
Uns nie in Berg und Thal, Wief oder Wald u. s. w.;

im Original:

And never since the middle summers spring
Met we on hill, in dale, forest, or mead,

so mögen allerdings die Worte middle summers zur Erklärung dienen wie man zu dem Missverständniss kam als spiele das Stück zu Johannis; sie sprechen aber nur von dem verlaufenen Jahr, wo der Zwist des Elfenkönigspaars Misswachs und Hungersnoth über das Land verhängt und das Volk der Winterlust und Weihnachtsfreude beraubt hatte, was ganz im Sinne des deutschen Mythus von dem Dichter erfunden ist. Von dem gleichen Verständniss, demselben treuen Anschluß an die Volksanschauungen zeugt aber auch diese Anberaumung der Entzweiung auf Mittsommer, da die alten Jahresgötter, an deren Stelle wir hier Oberon und Titania finden, nach Kuhn NS. 489 ff., vgl. Handb. der d. Mythologie S. 199, in den ersten Zwölften (1.—12. Mai) ihr Vermählungsfest feiern, zu Johannis aber, wenn das Licht seinen Höhepunkt erreicht hat und nun wieder abnimmt, durch den Tod oder die Flucht des Gottes geschieden werden. Dieß begiebt sich nach der ältesten Vorstellung alljährlich; für ein späteres Bewustsein, welchem die Götter ewig leben sollten, muste es sich ein- für allemal zutragen. Richtig setzte daher Shakspeare, welcher den Zwist des göttlichen Ehepaars zum Hebel seiner dramatischen Handlung gebrauchte, ihre Entzweiung, die ihm in die Vergangenheit fällt, auf Johannis an: ihre Aussöhnung und Wiedervereinigung, von der wir Zeugen sind, durfte er nun am Maitag (1. Mai) geschehen laßen, wo auch in einem frühern Jahr ihr Vermählungsfest gefeiert worden war. Er erwähnt desselben aber nicht, sondern ersetzt es durch die Hochzeit des Theseus und der Hippolyta, welche er der Erzählung des Ritters bei Chaucer entlieh. Goethe hat aber, indem er Oberons und Titanias goldene Hochzeit zu einem Intermezzo seiner Walpurgisnacht machte, das Richtige eingesehen und sich durch den Titel A Midsummer-nigth's Dream, welchen Shakspeares Lustspiel in den Ausgaben führt, nicht irreführen laßen. Ihm spielte es nicht in der lichten Johannisnacht, die man beim Johannisfeuer zu verwachen pflegte: er nannte sein Zwischenspiel mit Bezug auf Shakspeare, wie dieser wohl auch wollte, „Walpurgisnachts-

traum", weil der tolle Geisterspuk, durch den die Nacht auf den ersten Mai verrufen ist, wie ein Traum vorüberrauscht. Dabei ist es ganz gleichgültig, daß Goethe in diesem „Intermezzo" allerlei Xenialische Einfälle losschlug, die er früher anderwärts hatte unterbringen wollen: seine Walpurgisnacht, die romantische wie die klassische, verdanken wir doch zum Theil mit seiner beßern Einsicht in Shakspeares auch ihm in der Walpurgisnacht spielendes Lustspiel: der Anschluß daran ist in Goethes Intermezzo durch Oberon, Titania und Puck, denen er noch den aus dem Sturm herübergezogenen Ariel zugesellte, sowie durch mehrfache Anspielungen auf den jetzt beigelegten Streit des göttlichen Paares ausgesprochen; auf Wielands Oberon findet sich aber nicht die leiseste Hindeutung, und die goldene Hochzeit ist nichts weniger als eine Parodie des herschenden Familienrührstücks; den richtigen Grund hab ich angegeben: Theseus und Hippolyta blieben ihm aus dem Spiele, so trat Oberons und Titanias Hochzeit von selbst wieder in ihre Rechte; aber nicht die erste Hochzeit der lange entzweiten, jetzt wieder verbundenen Gatten konnte es sein, also machte sie der Dichter zu einer goldenen:

Aber ist der Streit vorbei,
Das golden ist mir lieber.

Diese Ausführung verliert nichts von ihrer überzeugenden Kraft, wenn ihr gleich der Eigensinn, der sich nicht überzeugen laßen will, knabenhaft nachspottet.

Von Shakspeare darf gerühmt werden, daß er sich noch durchaus im Besitz der nationalen Bildung und Anschauung befand, welche den gleichzeitigen deutschen Dichtern seit dem Siege des Humanismus abhanden gekommen war, und gegen welche neuere Schriftsteller sich sperren, statt ihrem Wiedergewinn aus allen Kräften nachzustreben.

Der Name Titania erklärt sich nach Handb. S. 414 (§. 125) daraus, daß die elbischen Geister, und Titania ist eine Elbenkönigin, gerne Kinder stehlen, Kinder aber Titti heißen,

wovon auch der Tittisee, aus dem die Kinder nach dem Volksglauben geholt werden, den Namen hat. Der Streit zwischen Oberon und Titania ist ein häuslicher Zwist um einen solchen Liebling, jenem zwischen Odin und Frigg um Geirröđh und Agnar in Grimnismal zu vergleichen; nur handelt es sich dort um den Vorzug zweier Schütz- und Pfleglinge, bei Oberon und Titania nur um den Besitz des einen. Vgl. Handb. S. 349 (§. 108). Mythen von den höchsten Göttern wurden, als der Glaube an sie schwand, auf die dii minorum gentium, an die man in der christlichen Zeit zu glauben fortfuhr, übertragen, und auf die Elbischen Geister war die Uebertragung dieses Zwistes um die Lieblinge um so leichter als die diebischen Zwerge Kinder am Liebsten stahlen. Aus der klassischen Mythologie rührt der Name nicht her, denn diese kennt keine Titania; er ist auch wohl nicht von Shakspeares Präge, der klassische Bildung genug besaß um zu wißen, daß die Titanen den Riesen, nicht den Elben entsprechen. War ihm der Name überliefert, so stand das nicht im Wege. Im Wolfdietrich begegnet der Name Titan, s. V. d. Hagens Heldenbuch 1855 I Str. 856, wo dem Wolfdietrich sein Gemahl von einem Zwerge gestohlen ist, woran freilich Titan unschuldig war, der vielmehr dem Helden beisteht, sie wiederzugewinnen; doch scheint hier Verwirrung der Ueberlieferung zu walten. Auch sollte von Titi (Kind) Titian gebildet sein, wie dieser Name wirklich begegnet, aber nur in der Künstlergeschichte. Aehnlich auslautende Namen wie Asprian, Nordian, Drusian finden wir sonst wohl in der Heldensage, für deren Durchgang durch eine lateinische Niederschreibung sie Zeugniß ablegen. Bei Titan und der kinderstehlenden Titania mögen die Titanen höchstens auf die Bildung des Namens Einfluß gehabt und den Ausfall des zweiten i bewirkt haben. Titania will freilich den Knaben rechtmäßig erworben haben (II, 2); aber Puck berichtet uns (II, 1), daß sie ihn einem indischen Könige gestohlen hat (stol'n from an Indian king), ja er nennt ihn changeling, ein Wechselkind, wie man weiß, daß die Zwerge für das geraubte Kind einen Wechselbalg

in die Wiege legen, was in der Sage von Zeno bei Bruns, welche neuerdings Aug. Lüben (Zeno oder die Legende von den h. drei Königen, Bremen 1869) kritisch herausgegeben hat, auf den Teufel übertragen ist. Daß der Name Titania gleich dem Namen Venus auf halbgelehrtem Wege eingedrungen sei, ist eine unhaltbare Behauptung: Venus war ein klassischer Name, Titania nicht; welchen Einfluß Gelehrsamkeit darauf gehabt haben könnte, ist oben gezeigt.

Ueber die Irrungen, welchen bekanntlich die Menächmen des Plautus zum Vorbild gedient haben, finden sich unter XII, XIII und XIV einige gelegentliche Bemerkungen. Die Aenderung Shakspeares, wonach den gleichen Zwillingsbrüdern zwei eben so ähnliche Zwillinge zu Bedienten beigegeben werden, ist nicht nur an sich vortrefflich, sondern auch ganz sagenmäßig.

In der ersten Ausgabe waren meine vor mir hingegangenen Freunde Theodor Echtermeyer und Ludwig Henschel auf dem Titel als Mitherausgeber genannt; von Echtermeyer rührte aber nur die Sage von Amleth (II) und die Novelle Giovanni Fiorentinos vom Kaufmann von Venedig (V, 1), von Henschel die Erzählung Felismene nach Montemayor (XII) und die Quellen des Lear und Macbeth (XV, XVI) her; die übrigen Stücke dieser Sammlung sind von mir bearbeitet; auch für die sagenvergleichenden Nachweisungen bin ich allein verantwortlich.

Bonn, Druck von Carl Georgi.



